
Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Feminismen – Bewegungen und Theoriebildungen weltweit <i>von Meike Penkwitt</i>	9
<i>Aufsätze</i>	
Konjunkturen des Geschlechts – Konstitution und Krise des Feminismus in der Bundesrepublik	21
<i>von Nadja Parpart</i>	
Erleben, Erzählen und Erforschen oder Von der noch anhaltenden Suche nach den „EigenArtigen Ostfrauen“ <i>von Heidrun Bomke</i>	41
Migrantinnen in Deutschland Über die Dialektik von Solidarität und Selbstbestimmung. Frauen in geteilten Welten <i>von Farideh Akashe-Böhme</i>	69
Black Feminism: Its Relationship to the Black Liberation Struggle and the Women’s Movement in the U.S.A. <i>von Gloria Joseph</i>	79
Zwischen Universalismus und Differenz – Feminismus und Frauenbewegung in Indien <i>von Elisabeth Schömbucher</i>	87
Die urbane Frauenbewegung in Mexiko – Interventionen gegen sexistische Gewalt <i>von Miriam Lang</i>	107
Auf der Suche nach Authentizität und Autonomie. Feminismen in der islamischen Welt am Beispiel Irans <i>von Roswitha Badry</i>	129

Rechte als Ressourcen?	
Frauenorganisationen in Südafrika	
<i>von Rita Schäfer</i>	153
Feminismus als 'staatliche Angelegenheit' –	
Das skandinavische Modell und seine Auswirkungen auf die Sprache	
<i>von Damaris Nübling und Helle Egendal</i>	165
Zum Selbstverständnis russischer Schriftstellerinnen	
<i>von Elisabeth Vogel</i>	193
Zur 'Mädchenbeschneidung' in islamischen Ländern:	
religiös-rechtliche Aspekte und feministische Kritik	
<i>von Roswitha Badry</i>	211
Auf dem Weg in ein emanzipiertes Europa?	
Europäische Integration und Geschlechterpolitik	
<i>von Beate Rosenzweig</i>	233
Rezensionen	
Afrikanische und afro-amerikanische Feminismen	
<i>Rita Schäfer</i>	
zu	
Nnaemeka, Obioma (ed.): Sisterhood, feminisms, and power:	
From Africa to the diaspora.....	247
Musliminnen in der globalisierten Welt	
<i>Neriman Bayram</i>	
(Ruth Klein-Hessling, Sigrid Nökel und Karin Werner (Hrsg.):	
Der neue Islam der Frauen. Weibliche Lebenspraxis in der	
globalisierten Moderne – Fallstudien aus Afrika, Asien und Europa).....	251
Zwischen Selbst- und Fremdbestimmung:	
Der schwierige Balance-Akt von Kairiner Studentinnen	
<i>Roswitha Badry</i>	
(Karin Werner: Between Westernization and the Veil:	
Contemporary Lifestyles of Women in Cairo).....	255

**Literatur als Subjektwerdung –
Frauen schreiben Widerstand**

Corinna Gerhard

(Stefanie Kron: Fürchte Dich nicht, Bleichgesicht!

Perspektivenwechsel zur Literatur Afro-Deutscher Frauen
und

Audrey Huntley: Widerstand schreiben!

Entkolonialisierungsprozesse im Schreiben indigener kanadischer Frauen)..259

(Post-)Sowjetische Identitätskonzeptionen – geschlechterdifferenz

Elisabeth Vogel

(Feministische Studien 17 (1999) Nr.1:

„Geschlechterverhältnisse in Rußland“).....264

Die Flaute als Chance

Meike Penkwitt

(Ute Gerhard: Atempause – Feminismus als demokratisches Projekt).....267

‘Sexual Correctness’

als medial vermittelter patriarchaler Offensivdiskurs

Peter Skutta

(Simon Möller: Sexual Correctness. Die Modernisierung
antifeministischer Debatten in den Medien).....270

„Stranger than paradise“ –

Toni Morrisons Roman *Paradies*

Franziska Schößler

(Toni Morrison: *Paradies*).....272

**Weibliche Erfahrung in der bürgerlich patriarchalen Ordnung
als Voraussetzung weiblicher Subjektconstitution**

Birte Giesler

(Karin Tebben: Literarische Intimität. Subjektconstitution

und Erzählstruktur in autobiographischen Texten von Frauen).....275

Lebensfragen

Angelika Saupe

(Evelyn Fox-Keller: Das Leben neu denken).....277

Ankündigungen

Gender Studies

von Sonja Dehning und Marion Mangelsdorf.....281

Rückblick/Vorausschau

Beziehungen.....287

Perspektiven feministischer Naturwissenschaftskritik.....290

Autorinnen.....293

Übersicht über die bisher erschienenenen Titel.....304

Vorwort

Die vorliegende Ausgabe der „Freiburger FrauenStudien“ resultiert im wesentlichen aus der Vortragsreihe „Feminismen – Bewegungen und Theoriebildungen weltweit“, die im Sommersemester 1999 an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg stattfand. Hinzugekommen sind folgende Texte: der Aufsatz zur Genitalverstümmelung an Mädchen und Frauen in islamischen Ländern von Roswitha Badry, Rita Schäfers Darstellung der Situation der Frauen in Südafrika und Beate Rosenzweigs Bilanz der aktuellen europäischen Frauenpolitik.

Außerdem finden sich auch in dieser Ausgabe Rezensionen zum Thema sowie ein Bericht zum aktuellen Stand der Einrichtung des Studienganges *Gender Studies* an der Universität Freiburg: Im Wintersemester 2000/2001 soll es losgehen. Aus diesem Anlaß wird dann auch die Vortragsreihe „Freiburger Frauenforschung“ einen Überblick über Ansätze feministischer und *gender-orientierter* Forschung in den unterschiedlichen Fachrichtungen bieten.

Der nächste Band der Freiburger Frauenstudien beschäftigt sich mit dem Thema „Beziehungen“ und wird voraussichtlich Ende des Jahres erscheinen. Für den nachfolgend geplanten Band „Perspektiven feministischer Naturwissenschaftskritik“ suchen wir übrigens noch nach thematisch passenden Rezensionen.

Mit dieser Ausgabe wechselt die Herausgeberschaft der Zeitschrift „Freiburger FrauenStudien“ zum *Zentrum für Anthropologie und Gender Studies (ZAG)* an der Universität Freiburg. Zuvor lag sie bei der Frauenbeauftragten der Freiburger Universität. Wir wollen an dieser Stelle der ausgeschiedenen Amtsinhaberin Prof. Dr. Elisabeth Cheauré für ihre Unterstützung danken, ohne die es die Freiburger FrauenStudien längst nicht mehr gäbe. Und auch ihrer Nachfolgerin, PD Dr. Ingeborg Villinger, danken wir für ihr tatkräftiges Engagement, insbesondere in dieser Übergangszeit.

Abschließend möchten wir dem Rektor der Universität, Herrn Professor Dr. Jäger, für die Übernahme der Papier- und Druckkosten danken, außerdem dem Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg für die finanzielle Unterstützung dieser Zeitschrift und der Vortragsreihe „Freiburger Frauenforschung“.

Meike Penkwitt

Freiburg im Juli 2000

Feminismen – Bewegungen und Theoriebildungen weltweit

Nach der Vervielfältigung der Geschlechter nun die Vervielfältigung des Feminismus? Ging es in der letzten Ausgabe der Freiburger Frauenstudien um Dekonstruktion der 'Geschlechterdifferenz' im Sinne einer Auflösung des traditionell dichotom gedachten Begriffes, so soll in dieser Ausgabe die Bedeutung der Kategorie 'Geschlecht' hinterfragt werden, indem die Autorinnen sich mit der Situation von Frauen in unterschiedlichen Ländern und Regionen auseinandersetzen. Insbesondere geht es dabei um die Kämpfe und Theoriebildung von Frauen gegen ihre gesellschaftliche Benachteiligung, also die jeweiligen 'Feminismen': Frauen werden damit nicht in erster Linie als Opfer, sondern vielmehr als Akteurinnen, nicht als bloße Objekte von Bedingungen, sondern als Handelnde beschrieben.

Die Reichweite der Kategorie 'Geschlecht' wird dabei relativiert, indem die Inhomogenität der so bezeichneten Gruppe herausgearbeitet, die unterschiedliche Lage von Frauen thematisiert und ihre jeweiligen Anliegen und Ziele reflektiert werden. Es geht dabei also weniger um die Gemeinsamkeiten als um die Differenzen innerhalb der nicht explizit definierten Gruppe 'Frauen'. Neben die Geschlechterdichotomie treten so andere Parameter, insbesondere derjenige der ethnisch/geographischen Herkunft, (oft) damit verknüpft der soziale und kulturelle Hintergrund wie z.B. die Religionszugehörigkeit oder die Prägung durch ein gesellschaftliches System (traditionale, kapitalistische oder sozialistische Ordnungen). Andererseits wird die Kategorie 'Geschlecht' insofern aber wieder stark gemacht, als alle Autorinnen dieses Bandes davon ausgehen, daß 'Frauen' als gesellschaftliche Gruppe auszumachen sind.

Auf den ersten Blick scheint dies eine eher unzeitgemäße Herangehensweise zu sein. So thematisierte Judith Butler in ihrem Buch *Gender trouble* das Auseinanderdriften der konventionell als naturgemäß verbunden gedachten Phänomene *sex* (biologisches Geschlecht), *gender* (kulturelles Geschlecht) und *desire* (Begehren). Indem sie die möglichen Kombinationen als jeweils unterschiedliche Geschlechter begreift, propagiert sie eine Vervielfältigung der Geschlechter und damit letztendlich deren Auflösung. Die Lebensweise von Homosexuellen, Transvestiten und Transsexuellen, die sich 'der heterosexuellen Matrix' widersetzen, wird als Beleg für diese These angeführt.

Dabei fällt auf, daß Butler und ihre Anhängerinnen diese Vervielfältigung ('im Zentrum') in eine Linie stellt mit der einer Vervielfältigung 'an der Peripherie'. Butler vereinnahmt gewissermaßen die Wortmeldung von Frauen, die das 'Subjekt' des im Westen vorherrschenden Feminismus als 'weiße, wohlhabende, heterosexuelle Frau aus der Ersten Welt' entlarven und sieht hierin ein weiteres Indiz dafür, daß das 'Subjekt' des Feminismus fragwürdig geworden sei. Die Kritik der Trikont-Feministinnen wird somit letztlich für eine Dekonstruktion der Kategorie 'Frau' in Dienst genommen.

Diese Vereinnahmung ist allerdings problematisch. Die Kritik an der Perspektive weißer Mittelklasse-Feministinnen will das kulturelle Geschlecht, *gender*, nicht angreifen, sondern lediglich in seiner Aussagekraft relativieren. Frauen sind zwar Frauen, aber eben nicht nur. Die beiden Kategorien *race* und *class* wurden daher schon sehr bald (auch von weißen Frauen) als zusätzliche Bestimmungsfaktoren sozialer Identität verwendet. Eine Kategorie, die speziell in den letzten Jahren eine immer wichtigere Rolle spielte, ist die Unterscheidung von unterschiedlichen Generationen. Die Akteurinnen von Frauenbewegungen im Trikont begreifen sich zwar als 'schwarze' (*pars pro toto*) Frauen, aber eben doch als 'Frauen'.

Ein Verzicht auf diesen Begriff, diese Kategorie, stand hier nie zur Diskussion und ist auch nicht angezeigt, wenn man sich die repräsentierende Funktion einer Kategorie in der Sprache verdeutlicht. Sprache trifft Unterscheidungen, die jeweils auf ein spezifisches Merkmal oder eine Merkmal-Gruppe fokussieren. Kategorien stellen somit bestimmte Differenzen aus. Daß überhaupt Unterscheidungen getroffen werden, ist jedoch Voraussetzung von Sprache und damit eine wesentliche Voraussetzung verbaler Kommunikation. Die Kritik, daß eine bestimmte Kategorie nur eine spezifische Differenz bezeichnet, kann nicht zum Verzicht auf diese Kategorie führen, sondern lediglich zu ihrer Ergänzung um weitere Kategorien, die andere Differenzen bezeichnen. Welche Relevanz einer bestimmten Kategorie im Verhältnis zu anderen Kategorien jeweils zukommt, kann nur im Blick auf den konkreten sozialen Kontext bestimmt werden.

Die Zeiten sind jedenfalls längst vergangen, als mit Haupt- und Nebenwidersprüchen argumentiert wurde. Niemand wird heute bestreiten, daß die soziale Situation eines Menschen von einer Vielzahl spezifischer Faktoren bestimmt wird. Dementsprechend haben auch Theorien an Bedeutung verloren, die von einem konkreten Merkmal (abhängige Arbeit, Geschlecht) ausgehend eine umfassende Analyse gesellschaftlicher Mechanismen unternehmen bzw. grundlegende Handlungsoptionen entwerfen. Auch der Anspruch feministischer Theoriebildung, Meta-Theorie sein zu wollen, ist insofern problematisch geworden.

Nach wie vor werden Frauen jedoch in vielen Zusammenhängen auf eine bestimmte (meist untergeordnete) Rolle festgelegt und in ihren Handlungsmöglichkeiten beschränkt. Aus dieser (insofern) gemeinsamen Position heraus, schließen sich Frauen auch heute zusammen und streiten für gemeinsame Ziele. Daß sich ihre Ziele und Strategien häufig – entsprechend dem jeweiligen Kontext – stark unterscheiden, zeigt nur, daß es heute – weltweit – viele Feminismen gibt, nicht jedoch, daß die Kategorie Geschlecht obsolet geworden ist.

*

Schon im Inhaltsverzeichnis mag auffallen, daß ein Großteil der in diesem Band versammelten Autorinnen deutschsprachige Namen trägt. Beim Inhalt des vorliegenden Bandes mag der hohe Anteil deutscher Autorinnen als problematisch erscheinen. In erster Linie liegen dieser ‘Entscheidung’ natürlich auch unsere finanziellen Rahmenbedingungen zugrunde: Bis auf zwei Ausnahmen gehen die Aufsätze auf Vorträge im Rahmen der Freiburger Vortragsreihe ‘Feminismen – Bewegungen und Theoriebildung weltweit’ zurück. Es wäre uns finanziell einfach nicht möglich gewesen, durchgehend Referentinnen aus den jeweiligen Ländern nach Freiburg einzuladen. Daß wir Gloria Joseph nach Deutschland holen konnten, war nur durch unsere Zusammenarbeit mit dem Freiburger Amerika-Haus möglich.

Auch unsere Versuche, nach Deutschland oder in die Schweiz eingewanderte Frauen als Rednerinnen zu gewinnen, hatten aus den verschiedensten Gründen nur wenig Erfolg. Nebenbei gefragt: Ist es nicht merkwürdig essentialistisch, eingewanderte Frauen auf ihr Herkunftsland festzuschreiben, was, wenn es sich um Frauen aus der zweiten oder dritten Einwanderer-Generation handelt, sogar als biologistisch erscheint? Vielleicht war es auch kein Zufall, daß vor allem deutsche Frauen die Darstellung der Situation eines anderen Landes durch eine deutsche Sprecherin problematisch fanden, während angefragte Migrantinnen häufig deutsche Kolleginnen empfahlen.

Auf dem Hintergrund heutiger Theoriediskussion erscheint es ohnehin als problematisch, eine ‘authentische Stimme’ wiederzugeben. So gilt z.B. in der Biographieforschung die Darstellung in einer Autobiographie nicht unbedingt als ‘zuverlässiger’ als diejenige in einer Biographie. Vielmehr handelt es sich bei beiden Textformen um interessen geleitete Konstrukte, um unterschiedliche Perspektiven mit jeweils spezifischen Verzerrungen, die auch als solche wahrgenommen werden sollten. Der ‘distanzierte Blick’ mag insofern sogar Vorteile haben, als er zwar weiter von seinem ‘Gegenstand’ entfernt ist, dafür kann er aber leichter die Perspektive der (überwiegenden Zahl von) Adressatinnen dieses Bandes einnehmen und so Mißverständnisse in der Rezeption minimieren.

Dabei ergab sich allerdings für die Rednerinnen/Autorinnen, die sich mit der Situation eines 'fremden' Landes auseinandersetzten, eine mehr oder weniger prekäre Situation. Wenn sie Erscheinungen darstellen wollten, die von ihren eigenen Wertmaßstäben abwichen, mußten sie stets den Vorwurf des Kulturimperialismus fürchten. Manche Rednerinnen/Autorinnen haben sich mit Kritik deshalb eher zurückgehalten, andere haben kritische Stimmen aus dem Exil als Autoritäten sprechen lassen. Geschickt umgangen werden konnte das Problem auch durch das (tendenziell affirmative) Einnehmen eines ('ethnologischen') *native point of view*. Die jeweils eigenständige Darstellungsform der Autorinnen im Hinblick auf dieses Dilemma zu erkunden, macht möglicherweise die Lektüre dieses Bandes besonders reizvoll.

*

Nadja Parpart setzt in ihren Ausführungen zum Feminismus in der Bundesrepublik zwei Schwerpunkte. Zum einen reflektiert die Soziologin die gegenwärtige Bewegungslosigkeit des Feminismus, zum anderen debattiert und kritisiert sie die Geschichtslosigkeit der 'neuen' Frauenbewegung. Ihren historischen Abriß beginnt Parpart mit der ersten deutschen Frauenbewegung, also Mitte des 19. Jahrhunderts. Sie verdeutlicht so eine Kontinuität, die auch Autorinnen wie Ute Gerhard unterstreichen, indem sie von der ersten und zweiten Welle einer Frauenbewegung sprechen. Die bemängelte Geschichtslosigkeit führt Parpart auf die Fixierung der 'neuen', 'autonomen' Frauenbewegung auf eine Abgrenzung gegen die Studentenbewegung zurück, von der sich die Frauenbewegung Ende der 60er Jahre abspaltete. Dies habe sich, so Parpart, vor allem insofern negativ ausgewirkt, als die theoretische Reflexion der Situation von Frauen in der zweiten Welle zunächst hinter das schon erreichte Niveau der ersten Welle zurückfiel.

Aspekte der „aktuellen Krise“ des Feminismus, die Parpart thematisiert, sind zum einen das Auseinanderdriften feministischer Theorie und Praxis, die Pluralisierung der theoretischen und auch praktischen Ansätze. Hierzu führt sie die Debatte um Institutionalisierung und staatliche Förderung von Frauenprojekten einerseits und finanzielle Eigenständigkeit und Kommerzialisierung andererseits an. Als weitere Ursachen für die Krise des Feminismus benennt Parpart außerdem das 'Generationenproblem' und den sogenannten *backlash*. Schwächend wirke sich daneben aus, „daß sich jener Gestus der Kritik und Entlarvung, der einige Jahre lang den Motor des Feminismus ausmachte“ mittlerweile verbraucht habe. Ob wir uns allerdings tatsächlich bereits in den „Zeiten nach dem Ende des Geschlechts“ befinden, bleibt fragwürdig.

Heidrun Bomke versteht ihren Beitrag zur „andauernden Suche nach den eigenartigen Ostfrauen“ als „Vorschlag zum gegenseitigen biographischen

Verstehen“. Bei ihrer Suche nähert sie sich in fragend-tastender Weise der „(Nicht-)Akzeptanz“ und dem „(Nicht-)Verstehen“ von Differenzen an. „Ich will, dass es die Differenz gibt!“, zitiert Bomke programmatisch die literarische Figur Alina. Gemeint ist hier nicht die Differenz zwischen den Geschlechtern, sondern vielmehr diejenige innerhalb des Geschlechts ‘Frauen’.

Bomke wählt zwei unterschiedliche Herangehensweisen an ihren Gegenstand: die Auseinandersetzung mit sozialwissenschaftlichen und diejenige mit literarischen Darstellungen.

Eine wichtige Differenz, die Bomke unter Bezugnahme auf literarische Texte und Äußerungen von Schriftstellerinnen herausarbeitet, ist die ostdeutsche Ablehnung des Begriffs ‘Feminismus’: „gesprochen wird statt dessen von Gleichberechtigung“. Werde der westdeutsche Feminismus mit Konkurrenzverhalten und Männerhaß gleichgesetzt und deshalb abgelehnt, so solle die Rede von einer ‘menschlichen Emanzipation’, von ‘Demokratisierung’ oder einem ‘humanistischen Feminismus’, ausdrücken, daß die Gleichberechtigung beide Geschlechter meine, sowohl Frauen als auch Männer angehe.

Die Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Mutterschaft stellte für Frauen in der DDR bekanntlich keine größere Frage dar. Jedoch ging Gleichberechtigung, so zitiert Bomke die Anglistin Hanna Behrend, „nicht automatisch aus weiblicher Berufstätigkeit hervor“. Und schon DDR-Forschungen ergaben, daß die auch hier vorhandene geschlechtsspezifische Arbeitsteilung „sowohl in der Volkswirtschaft als auch im Bereich der reproduktiven Sphäre eindeutig zu Lasten der Frauen ging“.

Die Frauenforschung, die in der DDR existierte, hatte, wie Bomke deutlich macht, eine andere Gewichtung als diejenige in Westdeutschland. Im Allgemeinen sei sie, so Bomke, sehr funktional ausgerichtet, habe Frauen vor allem als „Vereinbarkeitswesen“ begriffen, das unterschiedliche Rollen wie ‘Mutter’, ‘Funktionärin’ und ‘Berufstätige’ zu erfüllen und zu vereinbaren gehabt habe. In gewissen Bereichen wie der Sozial- und Arbeitsmedizin habe sie sogar einen Vorsprung gegenüber der Frauenforschung-West innegehabt. Allerdings sei z.B. das Thema ‘Gewalt gegen Frauen’ als Untersuchungsgegenstand tabuisiert gewesen. Außerdem sei es der Frauenforschung-Ost nicht gelungen, so Bomke, „den Blick auf die eigenen Interessen der Frau als Subjekt zu richten“.

Immerhin fanden solche Fragen jedoch in Literatur und Kunst Raum, sich zu artikulieren, wie Bomkes Ausführungen zeigen. Hieraus erkläre sich die besonders wichtige Rolle der Literatur von Frauen in der DDR. Emanzipation und die Suche nach einem „authentischen Geschlecht“ sei dort vor allem als „Absetzung gegen das System“, als „etwas anderes als Funktionieren“ gedacht gewesen. Der größere Kontext, in dem diese Fragen damit stehen, ist die „anhal-

tende Suche nach dem Ich in der DDR“ und sei als solche, wie oben schon angedeutet, als eine Sache von Männern und Frauen begriffen worden.

Insgesamt stellt Bomke ein „Miteinander traditionaler und moderner Aspekte im Selbstverständnis ostdeutscher Frauen der mittleren und älteren Generation“ fest: „Das emanzipatorische Selbstbewußtsein der Frauen, resultierend aus Berufstätigkeit und der Fähigkeit, den Alltag zwischen ganztägiger Berufstätigkeit und Kindererziehung bzw. Hausarbeit zu gestalten, wurde begleitet von der relativen Unreflektiertheit der Geschlechter- oder Frauenfrage.“

Farideh Akashe-Böhme leitet ihren Beitrag mit folgender Frage ein, die auch als roter Faden des vorliegenden Bandes insgesamt verstanden werden kann: „Gibt es eine ungeteilte Sache der Frauen, die Emanzipation heißt und die sich weltweit als Ausbruch aus männlicher Bevormundung und Herrschaft versteht?“ Aus zwei Gründen zögert Akashe-Böhme, diese Frage einfach zu bejahen: Zum einen weist sie auf die Differenzen in den unterschiedlichen Kulturen hin, die auch die Lebenswelten der jeweiligen Frauen prägen: „Was hier als Unterdrückung erlebt wird, schafft dort Freiräume....“, zum andern konstatiert sie eine Mitschuld privilegierterer Frauen an der Misere von minder privilegierten Frauen: „Auch Frauen sind für die Ausbeutung von Frauen verantwortlich“. Sie plädiert dafür, Probleme von Frauen in ihrem jeweils spezifischen Kontext zu sehen und erst dann zu fragen, „in welcher Weise Frauen als Frauen besonders betroffen sind“.

Ein Hauptkritikpunkt von Akashe-Böhme an der (universitären) Frauen- und Geschlechterforschung ist das Opferklischee, das sie westlichen Feministinnen in ihrem Verhältnis zu Frauen aus der sogenannten 3. Welt vorwirft und das, wie sie kritisiert, vor allem dazu diene, sich positiv gegen diese Negativfolie als ‘moderne emanzipierte Frau’ abzusetzen. Auch kritisiert sie die Schwerpunktsetzung der west-europäisch-US-amerikanischen Frauen und Geschlechterforschung: „Während die Vergangenheit bis hin zu Hekate und den Amazonen und anderen Urahinnen immer noch zentral in der Frauenforschung ist, gibt es kaum Interesse für die Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Wissenschaftlerinnen aus der sogenannten 3. Welt.“ Schließlich könnten Frauen aus Trikont-Ländern wenig damit anfangen, wenn die Konstruktion der biologischen Differenz ‘männlich – weiblich’ anhand der europäischen Anatomie-Geschichte demonstriert werde.

Gloria Joseph diskutiert die wichtige Rolle, die schwarze US-amerikanische Frauen in den zwei größten sozialen Bewegungen des letzten Jahrhunderts – der Civil Right-/Black Power- und der Frauenbewegung – spielten. Innerhalb der Frauenbewegung waren es schwarze Amerikanerinnen, die als erste den

Vorwurf erhoben, daß es sich beim vermeintlich universalen 'Subjekt Frau' der Frauenbewegung, in Wirklichkeit um weiße, heterosexuelle Mittelstandsfrauen der ersten Welt handele. Joseph wertet die emphatische Rede weißer Feministinnen von (universaler) 'Schwesterschaft' und den dahinter stehenden Glaube, sich damit einer anti-rassistischen Sprache zu bedienen, als Ausdruck blinder Arroganz. Auch in der Black Power-Bewegung hatten schwarze Frauen mit der Überheblichkeit ihrer (hier männlichen) Mitstreiter zu kämpfen: „... the Black women had to struggle against Black male retrograde attitudes and white female cultural arrogance and intellectual imperialism“, faßt Joseph zusammen. Hinzu kam, daß schwarze Männer die Zusammenarbeit schwarzer mit weißer Frauen als Unterwanderung ihrer Bewegung empfanden: Insbesondere die Infragestellung traditioneller familiärer Werte von Seiten kritischer Frauen, erschien und erscheint schwarzen Männern oft als recht bedrohlich. Abschließend geht Joseph auf ihre Vision eines 'transnationalen Feminismus' ein, dem es um überregionale, ja weltweite Solidarität zwischen Frauen geht. Die Notwendigkeit dafür sieht sie vor allem in der zunehmenden Globalisierung begründet.

Elisabeth Schömbucher setzt sich in ihrem Beitrag mit der feministischen Bewegung in Indien auseinander, die sich in den letzten zehn Jahren zunehmend von westlichen feministischen Strömungen abgrenzte. Schömbucher legt ihren Schwerpunkt dabei auf die Gewalt gegen Frauen im familiären Bereich. Daneben geht sie jedoch auch kurz auf die Ausbeutung von Frauen im Arbeitssektor ein, der in der indischen feministischen Diskussion eine wichtige Rolle spielt, außerdem auf den (oft als *den* typisch indischen Ansatz angeführten) 'Ökofeminismus'.

Bei ihrer Auseinandersetzung mit der familiären Gewalt und deren Bekämpfung übernimmt Schömbucher letztlich die Abgrenzung indischer Feministinnen gegen den westlichen Feminismus:

Sexistische Gewalt gegen Frauen ist zwar universal, manifestiert sich aber in verschiedenen Gesellschaften so unterschiedlich, daß die indische Frauenbewegung andere Methoden entwickeln muß, um gegen die Gewalt gegen Frauen in Indien anzukämpfen.

Als für Indien charakteristische Ausformungen familiärer Gewalt gegen Frauen führt Schömbucher vor allem drei Phänomene an: Am ausführlichsten beschäftigt sie sich mit den Mitgiftforderungen und den damit im Zusammenhang stehenden Mitgiftmorden, die von der Schwiegerfamilie oft bei Ausbleiben der vereinbarten Zahlungen begangen werden und die häufig als sogenannte 'Küchenunfälle' durchgehen. Außerdem befaßt sie sich mit der

pränatalen Geschlechtsbestimmung und der Abtreibung weiblicher Föten sowie mit *sati*, der (sogenannten) Witwen(selbst)verbrennung.

Am Beispiel der Einrichtung von Frauenhäusern, die viele westliche Feministinnen „als ein universales Muß im Kampf gegen Gewalt gegen Frauen“ betrachteten, macht Schömbucher deutlich, daß westlichen Strategien nicht einfach nach Indien importiert werden können. Solange eine Absicherung durch ein soziales Netz fehlt und Frauen nicht finanziell eigenständig sind, stellt es für Frauen keine Möglichkeit dar, die Familie ihres Mannes zu verlassen – zumal ihre Herkunftsfamilie eine Ehescheidung als Schande betrachten und versuchen, sie zu einer Rückkehr zu ihrem Ehemann zu bewegen.

Gewalt gegen Frauen ist, wie **Miriam Lang** ausführt, auch in Mexiko ein zentrales Thema der Frauenbewegung. War Vergewaltigung zunächst tabuisiert und wurde höchstens als „monströse Ausnahme von der Regel“ erwähnt, so wurde sie später als offensichtlichster und extremster Ausdruck patriarchaler Herrschaft bekämpft. Was die mexikanische Frauenbewegung diesbezüglich bis heute erreicht hat, ist durchaus beachtlich: vier Sonderkommissariate für Sexualdelikte, ein Zentrum für die Behandlung der Opfer innerfamiliärer Gewalt, ein Frauenhaus und insbesondere die Gesetzeslage im Straf- und Zivilrecht. Diese ermöglicht es z.B. seit 1997, Tätern den Aufenthalt in der Nähe der Opfer zu untersagen.

Als „entscheidenden Einschnitt“ bezeichnet Lang die Wahl von Carlos Salinas de Gortari ins Präsidentenamt: Da er dem Verdacht, durch Wahlbetrug an die Macht gekommen zu sein ausgesetzt war, versuchte er, durch eine entsprechende Politik bestimmte Bevölkerungsgruppen an sich zu binden: unter anderen die Frauen.

Allerdings bieten die staatlichen Institutionen heute, so Lang, „einen sehr unzureichenden Service“. Das Interesse der Behörden ließ nach der feierlichen Eröffnung der Institutionen schnell nach, was sich in einer unzureichenden personellen und finanziellen Ausstattung äußere. So wurde z.B. die ursprünglich eingeplante feministische Supervision gekürzt und die vorbildlichen Gesetze kommen aufgrund des korrupten Strafverfolgungssystems nicht zum Tragen.

Ein weiterer Kritikpunkt Langs besteht darin, daß alle Institutionen „an einem Punkt“ ansetzen, „wo sich die Gewalthandlung bereits ereignet hat“. Als Ursache dafür sieht Lang den Mangel an kulturkritischer Arbeit (auch der feministischen Bewegung): Die hegemoniale männliche Geschichts- und Weltansicht, die grundlegend für die Ausübung (sexueller) Gewalt gegen Frauen sei, werde zu wenig reflektiert und hinterfragt. Frauenbefreiung, so Lang, müsse auch auf der Ebene kultureller Bedeutungen und sinnstiftender Symbole erfolgen, z.B.

durch die kritische Auseinandersetzung mit Bildern in Kinofilmen, populären Liedern und philosophischen und psychologischen Schriften.

Roswitha Badry weist den äußeren Eindruck vom, was Frauenbelange betrifft, durchgängig rückständigen Iran zurück: „Die islamische Revolution hat unvorhergesehenermaßen als Katalysator für die Entstehung eines ausgeprägten und schichtübergreifenden Geschlechtsbewußtseins gewirkt.“ Der Begriff ‘Feminismus’ werde von frauenrechtlich engagierten Frauen aus taktischen Gründen zwar meist vermieden, „tatsächlich vertreten sie jedoch feministische Interessen“. Diese ‘feministischen’ Aktivitäten reichten dabei vom Kampf um Bildungsmöglichkeiten und bessere Bedingungen am Arbeitsplatz bis hin zur Infragestellung der patriarchalen Ordnung und Wertvorstellung, die diesen praktischen Auswirkungen zugrunde liegen.

Um nicht als häretische Gruppe klassifiziert zu werden, vermeiden ‘Feministinnen’ im Iran offene Kritik gegenüber dem Islam. Statt dessen entstand jedoch ein frauenorientierter, reformistischer Ansatz innerhalb des islamischen Diskurses. Meist wird dieser vorsichtig als ‘islamischer bzw. authentischer Feminismus’ bezeichnet. Daneben spielte seit Beginn der islamischen Frauenbewegung ein ‘literarischer Feminismus’ eine wichtige Rolle.

Rita Schäfer setzt sich in Ihrem Aufsatz mit den gesellschaftsverändernden Beiträgen südafrikanischer Frauenorganisationen und ihren feministischen Positionen auseinander. Auch ihr geht es um eine Thematisierung der Differenzen zwischen Frauen.

Wie Schäfer ausführt, gab es zwar schon zur Zeit der Apartheid Frauenorganisationen. Als Teil der nationalen Befreiungsbewegung hatten sie spezifische Frauenprobleme jedoch dem allgemeinen Kampf untergeordnet. Frauen unterschiedlicher Ethnien gründeten schon 1954 die *Federation of South African Women* und verabschiedeten 1955 gemeinsam eine *Women's Charter*. Diese bezog sich allerdings nicht in erster Linie auf frauenspezifische Belange. Daneben gab es auch auf einzelne ethnische Gruppen bezogene Organisationen. Diese arbeiteten teilweise auch schon zu Zeiten der Apartheid in nationalen Netzwerken zusammen. So konnte die 1989 gegründete *Women's National Coalition*, die über 90 unterschiedliche Frauenorganisationen vereinte, 1994 eine (auf umfassenden Studien zu den Interessen unterschiedlicher Frauen basierende) *Women's Charter for Effective Equality* veröffentlichen, die starken Einfluß auf die neue südafrikanische Verfassung hatte.

Die Situation südafrikanischer Frauen hat sich 1994 mit dem Ende des Apartheidsregimes, den ersten Wahlen und der neuen Verfassung grundlegend geän-

rende) *Women's Charter for Effective Equality* veröffentlichen, die starken Einfluß auf die neue südafrikanische Verfassung hatte.

Die Situation südafrikanischer Frauen hat sich, so Schäfer, 1994 mit dem Ende des Apartheidsregimes, den ersten Wahlen und der neuen Verfassung grundlegend geändert. Diese Verfassung, die in ihren Gleichheitsgrundsätzen weltweit als vorbildlich gilt, eröffnete Frauen neue Handlungsspielräume. Nach Schäfers Analyse besteht die Strategie südafrikanischer Frauenorganisationen gegenwärtig in erster Linie darin, die neu geschriebenen Gesetze als Ressourcen zu nützen, da sich die rechtlich garantierte Gleichberechtigung und Gleichstellung von Frauen bisher noch wenig auf das Leben von Frauen auswirke. Während sich regional übergreifende Netzwerke und staatliche Institutionen in erster Linie um die Veränderung der Rahmenbedingungen bemühten, gingen lokal ausgerichtete Organisationen von den konkreten Alltagsbedürfnissen aus. Dabei fänden Frauen unterschiedlichster Herkunft einen verbindenden Punkt in der gemeinsamen Gewalterfahrung. In der Theoriediskussion spielt nach Ansicht von Schäfer die Abgrenzung gegen (west-)europäische und US-amerikanische Positionen eine wichtige Rolle.

Auch bei russischen Frauen herrscht, wie **Elisabeth Vogel** ausführt, die Ablehnung des (west-)europäischen und US-amerikanischen Feminismus vor. So polemisiert die zeitgenössische russische Schriftstellerin Tatjana Tolstaja gegen westliche Feministinnen, indem sie ihnen vorwirft, sich mit Luxusproblemen abzugeben, ja für etwas zu kämpfen, das ihr nicht im geringsten als anstrebenswert erscheint. Als ein Hauptproblem erachten russische Frauen ihre Mehrfachbelastung, für die sie zum einen die gegenwärtige Umbruchsituation verantwortlich machen. Zum anderen sehen sie die Mehrfachbelastung als Folge des kommunistischen Systems, das ihnen 'Emanzipation' versprach: Mit der rechtlichen Gleichstellung der Frauen galt die Gleichberechtigung in der Sowjetunion als verwirklicht. Heute fordern russische Frauen nun in ihrem Kampf gegen die Mehrfachbelastung die „Wiedereinführung des Geschlechterunterschiedes“.

Elisabeth Vogel versteht ihre Annäherung an die Argumentationen russischer Frauen als Versuch, westlichen Betrachterinnen diese „befremdlich klingenden Äußerungen nachvollziehbar zu machen“. Einleitend schränkt sie ein, daß sie sich ihrem Gegenstand ebenfalls aus westlicher Perspektive nähert. Grundlage der Ausführungen sind Gespräche, die Vogel mit russischen Schriftstellerinnen im Rahmen eines Studienaufenthaltes in St. Petersburg führte.

In ihrem zweiten Beitrag für diesen Band diskutiert **Roswitha Badry** die religiös-rechtlichen Aspekten der Genitalverstümmelung an Mädchen und Frauen in islamischen Ländern. Sie weist nach, „daß die umstrittene Regelung ... den

autoritativen (islamischen, M.P.) Rechtsquellen nicht zu entnehmen ist“. Bisher, so Badry, beschäftigten sich vor allem Ethnologen, Anthropologen und Mediziner mit der Thematik. Deren Kenntnisse des islamischen Rechts könnten jedoch „kaum als fundiert bezeichnet werden“. Badry vermutet, daß islamische Rechtsgelehrte bisher zu wenig herausgefordert wurden und unternimmt nun ihrerseits diese Herausforderung. Sie läßt sich dabei ganz auf eine islamisch-rechtliche Beweisführung ein. Mit dieser Argumentation erhofft sie sich, die „Gralshüter der Scharia“ eher zu erreichen als durch eine Argumentation über die Menschenrechte, die Brandmarkung der Genitalverstümmelung als patriarchales Unrecht oder eine Verurteilung des Islam per se. Ihr Ziel sind „eindeutige Äußerungen hochrangiger (islamischer, M.P.) Gelehrter, welche die Beschneidungspraxis ohne Wenn und Aber als islamisch-rechtlich verboten einstufen“.

Damaris Nübling und **Helle Egendal** beschreiben in ihrem Aufsatz den skandinavischen (Staats-)Feminismus. Als charakteristisch für die Situation in Skandinavien arbeiten die beiden Autorinnen die solidarische Unterstützung der Frauen von staatlicher Seite, - etabliert nach dem Ende des 2. Weltkrieges - heraus. Maßgeblich für diese Situation, war die lange Regierungszeit sozialdemokratischer Parteien und deren unerschütterlicher Glaube an das Gleichheitsprinzip. Dabei unterstreichen Nübling und Egendal die Vorreiterrolle Skandinaviens „aus europäischer und erst recht aus globaler Sicht“.

Näher geht die Linguistin Damaris Nübling auf den Umgang mit Personenbezeichnungen, wie er im Schwedischen praktiziert wird, ein: Wurde in Deutschland in den letzten Jahren eine Sexusspezifizierung durchgeführt, mit dem Ziel Frauen sichtbar zu machen, so entschied man sich in Skandinavien für die Sexusneutralisierung und damit gegen eine ständige Fokussierung auf das Merkmal Geschlecht. Als zentral hebt Nübling in ihrem Beitrag hervor, daß im Schwedischen auch einige ursprünglich weibliche Berufsbezeichnungen sexusneutralisiert wurden. So seien in Skandinavien männliche Krankenschwestern (mittlerweile) etwas selbstverständliches. Als Ursache für diese unterschiedlichen Wege führt Nübling (auch) sprachstrukturelle Gründe an. So existiert im Schwedischen der Utrum, der Maskulinum und Femininum vereinigt, Adjektive und Relativpronomen kennen keine Feminin/Maskulin-Unterscheidung (mehr), was die Sexusneutralisierung stark vereinfacht. Analog dem englischen *he or she* benutzt man heute anstandslos die Formel *han eller hon*. Es wurde sogar darüber diskutiert, aus dem Finnischen die sexusneutrale Form *hän* einzuführen. Dazu Nübling: „Was sich also wie ein Vorschlag von Luise Pusch anhört, wird und wurde im Skandinavischen ohne Häme, Polemik und Ironie diskutiert“. Hintergrund für den unterschiedlichen Diskussionsverlauf sieht Nübling auch in der tendenziell anderen Orientierung der (wissenschaft-

lichen) deutschen bzw. skandinavischen Sprachkritik: Sei diese in Deutschland oft rückwärts-, so sei sie in Skandinavien dagegen eher vorwärtsgerichtet. Aber auch die unterschiedlichen Diskussionsstile spielten eine Rolle: Als 'spezifisch Skandinavisches' werten Egendal und Nübling: „die im Norden so typische pragmatische und konsensorientierte Einstellung zu Problemlösungen“. Positiv merken die Autorinnen abschließend an: „Eine Polarisierung und Emotionalisierung wie in Deutschland hat nicht stattgefunden.“

Beate Rosenzweig schließlich fragt in ihrem Aufsatz nach den Chancen, die das vereinigte Europa für die Gleichstellung der Geschlechter bietet. Ausschlaggebend für ihre Überlegungen ist die mit dem Amsterdamer Verträge im Mai 1999 inkraftgetretene Entscheidung, in allen Tätigkeitsbereichen „Ungleichheiten zu beseitigen und die Gleichstellung von Männern und Frauen zu fördern“, das sogenannte *gender-mainstreaming*. Rosenzweig kritisiert dabei, daß diese Zielsetzung über den Bereich der Erwerbstätigkeit hinaus bisher kaum Relevanz entfalten konnte. Derzeit sei die EU-Politik im Bereich der Gleichstellungspolitik kein sozialer Motor, aber immerhin eine *backlash*-verhindernde Grenzziehung.

Bei ihrer Untersuchung der strukturellen Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Geschlechterordnungen in den europäischen Staaten gelangt sie zu dem Ergebnis, daß in allen europäischen Staaten „bisher an der traditionellen geschlechtlichen Trennung von Produktions- und Reproduktionssphäre“ festgehalten“ wurde. Insbesondere Fürsorge-Arbeiten werden auch heute noch beinahe ausnahmslos auf Frauen übertragen. Entscheidend für eine (positive) Veränderung des Geschlechterverhältnisses sei ein neuer Geschlechterkompromiß, der Haus-, Pflege- und Erziehungsarbeit für Männer und Frauen gleichermaßen ermöglicht und honoriert.

Als „Grundvoraussetzung für die Verwirklichung des nach wie vor offenen Projektes der Geschlechtergleichstellung“ sieht Rosenzweig außerdem die individuelle Chancengleichheit für den Zugang zu sozialer Sicherheit an, eine soziale Grundsicherung und die flächendeckende Versorgung mit Kinderbetreuungsangeboten.

Konjunkturen des Geschlechts – Konstitution und Krise des Feminismus in der Bundesrepublik

Wie die Bedeutung des Feminismus zu fassen sei und worin seine politische oder theoretische Aufgabe bestehe, ist in der Gegenwart in Frage gestellt. Nach den Jahren der Provokation und des gesellschaftlichen Erfolges sind die politische Frauenbewegung und die theoretische Rede vom 'Geschlecht' in eine neue Krise geraten. Von 'Konjunkturen' des Feminismus zu sprechen, soll in diesem Sinne bedeuten, die Verschiebung der historischen Kontexte zu thematisieren, in denen Feministinnen für die Geltung der politischen und theoretischen Relevanz des Geschlechts eingetreten sind.

In der Bundesrepublik hat der Feminismus in den späten 60er und in den 70er Jahren einen Aufschwung erlebt, dessen Wirkungen sich in den 80er und 90er Jahren gesellschaftlich entfaltet haben, nicht nur im Sinne politischer Impulse zur Kritik und Gestaltung von Geschlechterverhältnissen, sondern auch auf der Ebene theoretischer Anstöße zur Veränderung unserer Wahrnehmung des Geschlechts. Gleichsam auf der Welle des Erfolgs ist in den 90er Jahren aber auch die Rede von einer neuen Krise laut geworden: als ob der Aufschwung des Geschlechts schon wieder zu Ende sei.

Die folgenden Ausführungen bewegen sich auf diesem thematischen Feld der Konstitutionsprozesse und der Krise des westdeutschen Feminismus und versuchen die aktuelle Krise aus dem Wandel seiner Selbstdefinitionen heraus verstehbar werden zu lassen.

Frauenbewegung nach 1968: Das Problem des Anfangs

Beim Versuch, die Geschichte der Frauenbewegung in der Bundesrepublik zu konturieren, sieht man sich schnell mit Fragen konfrontiert, die die Art und Weise der *Geschichtsschreibung* berühren. Welche Grenzziehungen lassen die Frauenbewegung als historisches Objekt entstehen, und wie erhalten die Begriffe von 'Frauenbewegung' und 'Geschlecht' ihre spezifische Bedeutung? Sowohl die historischen Grenzen des Feminismus als auch sein Gegenstand sind Resultat von Definitionsprozessen.

Die 'neue' Frauenbewegung, mit der um 1968 eine Generation jüngerer, in der Nachkriegszeit geborener Frauen die politische Bühne betritt, hat geltende Definitionen des 'anderen Geschlechts' angegriffen und den Beginn einer neuen Epoche der theoretischen und politischen Repräsentation der Frau postuliert. Mit ihrer Selbstdefinition als 'neuer' Frauenbewegung zieht diese eine Grenze zur Tradition der 'alten' bürgerlichen und proletarischen Frauenbewegungen, deren Aktivitäten in der Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzen und dem Geschlecht im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert zu neuer politischer Relevanz verhelfen. Im Zentrum dieser Aktivitäten stehen der Kampf für das Recht auf Bildung und Arbeit für bürgerliche Frauen, die Verbesserung der Lebens- und Arbeitssituation proletarischer Frauen und nicht zuletzt der Einsatz für die rechtlich-politische Anerkennung der Frau als Staatsbürgerin, ein Prozeß, der mit der Gewährung politischer Rechte für Frauen in der Weimarer Verfassung und dem Einzug von Frauen in das Weimarer Parlament an ein vorläufiges Ziel gelangt.

Bricht die Tradition der alten Frauenbewegung mit der Zwangsauflösung des *Bundes Deutscher Frauenvereine* 1933 ab, so stehen die nach 1945 unternommenen Versuche, die Frauenbewegung mit der Wieder- und Neugründung von Frauenvereinen zu reorganisieren, doch im Zeichen der Wiederbelebung dieser Tradition. Das Wirken der Frauenverbände nach 1945, ihre Versuche, Frauen zur Wahrnehmung ihrer politischen Rechte und Pflichten zu bewegen und in diesem Sinne die alte Tradition des Feminismus fortzusetzen, die Frau als modernes politisches Subjekt zu denken, taucht in den Selbstthematizierungen der Frauenbewegung nach 1968 allerdings nicht als entscheidende Bezugsgröße auf.

Die neue Frauenbewegung hat die Frage nach dem eigenen Ort innerhalb einer Geschichte und dem aus dieser Geschichte resultierenden Zugriff auf das Geschlecht in ihren Anfängen weitgehend ausgeblendet. Insofern die Frauenbewegung nach 1968 als 'neue' und 'autonome' Frauenbewegung auftritt, hat sie in der Geschichte der Nachkriegszeit einen Anfang gesetzt und sich selbst am 'Punkt Null' einer Entwicklung situiert. Geschichte und Tradition erscheinen dabei allenfalls als Zeichen einer Vergangenheit, die es zugunsten zukünftiger Entwicklungen zu überwinden gilt, als Grenze, die es den neuen Akteurinnen ermöglicht, den eigenen Fortschritt im Denken und Handeln zu messen.

Dieses Bestreben, den Beginn einer Geschichte der 'neuen' Frau zu postulieren, hat mit der historischen Situation der 50er und 60er Jahre zu tun und mit dem Klima der Kritik, das im Zuge von Politisierungsprozessen im Laufe der 60er Jahre entsteht. '1968' wird in diesem Kontext zum Symbol einer radikalen Kritik an Staat und Gesellschaft von seiten der Studentenbewegung, deren Agitation vom Willen zur Abschaffung der herrschenden Verhältnisse und vom Wunsch nach einem Aufbruch zu neuen Ufern getragen wird. In

diesem historischen Kontext formt sich das Selbstverständnis der neuen Frauenbewegung, und die Art und Weise ihres Umgangs mit Frau und Geschlecht reproduziert den in der politischen Auseinandersetzung vorherrschenden Modus der Kritik.

Die neue Frau wendet sich gegen traditionelle Bilder der Frau als Hausfrau, Ehefrau und Mutter, gegen die solchen Bildern entsprechende Ordnung der Geschlechter, die als reaktionäre und herrschaftliche, als patriarchale Ordnung verurteilt wird.

Der Wille, die Geschlechterverhältnisse einer radikalen Kritik zu unterziehen und mit der alten Ordnung der Geschlechter abzurechnen, hat – aus heutiger Sicht – allerdings auch zur Folge, daß manche neuen Aspekte oder Ambivalenzen der Realität der Geschlechter in der Nachkriegszeit übergangen werden, so etwa die durch das Grundgesetz der Bundesrepublik geschaffene neue Situation, in der die Frau durch den Gleichberechtigungsartikel des Grundgesetzes zum politischen Subjekt qualifiziert wird und in der Mann und Frau innerhalb der Gesetzeswirklichkeit nun erstmalig als Gleiche aufeinandertreffen. Inwiefern dadurch Weichenstellungen für die Entwicklung der Geschlechterverhältnisse vorgenommen werden und ob in diesem Sinne nach 1945 eine neue Phase der Geschlechterpolitik anbricht, solche Fragen werden innerhalb der neuen Frauenbewegung in den Anfängen ignoriert. Auch werden historische Entwicklungs- und Veränderungsprozesse der Geschlechterrollen nur wenig reflektiert.

In ihrer Einschätzung und Kritik der gesellschaftlichen Situation der Frau wendet sich die neue Frauenbewegung gegen die traditionelle Identifikation von Frau und Familie und vernachlässigt dabei, daß das Bild der Frau in der Nachkriegszeit keineswegs deckungsgleich ist mit dem harmonischen Bild der Frau am Herd. Vielmehr ist die Realität der modernen Frau auch schon vor 1968 als problematische Situation der Doppelbelastung in Familie und Beruf thematisiert worden, als Resultat von Industrialisierungs- und Modernisierungsprozessen, die gerade im Leben der Frau Konflikte und Widersprüche erzeugen. Die neue Frauenbewegung hat eine davon abweichende und eigene Sicht der Dinge entwickelt, dadurch, daß sie ihre Standpunkte nicht in Abarbeitung an der Tradition der Frauenbewegung und deren Einschätzung der Situation der Frau nach 1945 geformt hat, sondern in Auseinandersetzung mit der Studentenbewegung und in Abgrenzung von ihr. Der historische Anfang, den die neue Frauenbewegung postuliert, speist sich aus der Gegenwart ihrer Kritik an der Studentenbewegung und nicht aus einer Reflexion der Innovationen, Brüche und Konflikte in ihrer eigenen Geschichte.

Selbstdefinitionen der Frauenbewegung

Das Selbstverständnis der neuen Frauenbewegung entsteht als 'Kritik der Kritik', als Vorwurf, daß die spezifische Situation der Frau aus der Kritik der Studentenbewegung ausgeklammert werde, die gesellschaftliche Unterdrückung der Frau aber Gegenstand einer radikalen Kritik der gesellschaftlichen Verhältnisse sein müsse.

Erstmals öffentlich geäußert wird dieser Vorwurf im Namen des Berliner Aktionsrates zur Befreiung der Frau auf der 23. Delegiertenkonferenz des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes 1968 in Berlin, im Rahmen einer Diagnose der inneren Widersprüche der Bewegung, die sich zwar als progressive linke Bewegung definiere, in den eigenen Reihen aber Unterdrückung reproduziere und in diesem Sinne nur ein Spiegel gesamtgesellschaftlicher patriarchaler Verhältnisse sei. Daß die Aufforderung zur Diskussion der Frauenfrage innerhalb der Studentenbewegung ignoriert wird, schürt den sich abzeichnenden Konflikt und gibt letztlich den Impuls zur Ablösung der Frauengruppen von der Studentenbewegung und zur Formierung einer neuen Frauenbewegung. Beschleunigt werden solche Ablösungsprozesse durch den Zerfall der Studentenbewegung Anfang der 70er Jahre, vor allem aber im Zuge der Kampagne gegen den Abtreibungsparagraphen 218, bei der verschiedene Frauengruppen über ein gemeinsames spezifisches Fraueninteresse, die Freigabe der Abtreibung, zusammenfinden. Dabei treten die assoziierten Frauengruppen nun auch unabhängig von der Studentenbewegung öffentlich in Erscheinung. Bereits 1972 zeigt es sich für die Aktivistinnen der Aktion 218 sehr deutlich: „Alles in allem kann es [...] keinen Zweifel mehr geben: Wir haben eine deutsche Frauenbewegung.“¹

Es ist dieser Kontext der gemeinsamen Aktion von Frauengruppen Anfang der 70er Jahre, in dem der Begriff des 'Feminismus' geprägt wird. 'Feminismus' meint in dieser Phase, ein kritisches Bewußtsein von der gesellschaftlichen Situation der Frau und von der Notwendigkeit der Veränderung dieser Situation zu schaffen. 'Feminismus' heißt, im Namen aller Frauen zu sprechen und diese über die Unterdrückung ihres Geschlechts aufzuklären. Als politische Bewegung zielt 'Feminismus' darauf ab, die im Privaten verborgene und unsichtbare Frau sichtbar zu machen, ihr eine Stimme in der Öffentlichkeit zu geben, als ihr Sprachrohr aufzutreten.

„Das Private ist politisch“, so lautet eine berühmte Parole, die die zentrale Zielrichtung des Feminismus pointiert, das Private zum Gegenstand politischer Verhandlungen und die Frau zum politischen Subjekt zu machen. Im Rahmen der „Aktion 218“ während der frühen 70er Jahre findet dies seinen Ausdruck in spektakulären öffentlichen Auftritten und Inszenierungen: in Demonstrationen, Straßentheatern, inszenierten Kirchaustritten, der öffent-

lichen Bekanntgabe von Abtreibungen oder der Organisation von Busfahrten zu Abtreibungskliniken nach Holland.

Ab Mitte der 70er Jahre setzt sich stärker die Tendenz durch, am Aufbau von Strukturen zu arbeiten, mit dem Ziel, den feministischen Kampf nicht länger nur innerhalb patriarchaler Öffentlichkeiten zu inszenieren, sondern eine eigene feministische Öffentlichkeit zu begründen. Mit dieser feministischen Gegenöffentlichkeit werden Räume für die Entwicklung einer feministischen Gegenkultur geschaffen, dafür, neue Lebens- und Kommunikationsformen unter Frauen zu erproben. Vielfältige Versuche der Vernetzung von Frauen werden unternommen: mit der Bildung von Frauengesprächsgruppen zur Anregung des Erfahrungsaustauschs zwischen Frauen, mit der Einrichtung von Frauenzentren, die eine Art Schaltstelle zwischen den Frauengruppen bilden sollen, bis hin zur Entwicklung von Frauenprojekten, mit denen eine ganze Infrastruktur von Frauen für Frauen zu schaffen beabsichtigt wird. Es wird versucht, eine Art eigene Frauenwelt zu begründen, in der sich Frauen im positiven Sinne auf ihr Frausein beziehen können.

Dies spiegelt sich in den zentralen Begriffen, die die Politik der Frauenbewegung in den 70er Jahren charakterisieren: Der Begriff der 'Autonomie' legt nahe, daß sich Frauen Räume erobern sollen, in denen sie ihr Zusammenleben nach eigenen Gesetzen gestalten können, anstatt sich den Gesetzen von Männern zu unterwerfen; der Begriff der 'Separation' beschreibt jene neue Grenze, die Frauen zwischen sich und den Männern errichten, um dem Zugriff der Herrschaft zu entkommen; der Begriff der 'Solidarität' impliziert, daß es dabei um alle Frauen geht, die als 'Schwestern' durch das Band einer inneren Verwandtschaft miteinander verknüpft sind und die nun zum gemeinsamen Kampf zusammenfinden sollen.

Frauenbewegung und Feminismus stehen in den 70er Jahren ganz im Zeichen dieses Kampfes, der gemeinsamen Praxis zur Befreiung der Frau. Annäherungen an Theorie und Wissen sind demgegenüber verpönt, insofern das Wissen als Instrument patriarchaler Herrschaft gilt. Die Theoriefeindlichkeit des Feminismus während der 70er Jahre resultiert aus der Vorstellung, daß es unter den Bedingungen dieser Herrschaft keinen Ort gibt, der nicht dem patriarchalen Zugriff ausgesetzt sei, und daß gerade die Definitionsmacht über Wissen und Wahrheit eine zentrale Stütze des patriarchalen Systems darstelle.

Von hier aus formt sich die feministische Strategie, eigene Orte begründen zu wollen und sich in der feministischen Rede stets auf die erfahrungsgeladene Praxis der Frau zu beziehen. Dabei geht man davon aus, daß die der Frau eigene Praxis des Denkens, Fühlens und Handelns etwas sei, das nicht vollständig von der patriarchalen Herrschaft vereinnahmt werden könne. Alle Versuche einer feministischen Rede oder Theoriebildung müssen aus dieser Praxis heraus entstehen und in sie zurückkehren. Dies erscheint als der einzige

Weg zu einem genuin feministischen Wissen. Da die Frau nicht aus dem patriarchalen Wissen schöpfen kann, sofern sie nicht ihre eigene Unterdrückung reproduzieren will, muß sie versuchen, in Auseinandersetzung mit sich selbst und anderen Frauen einen eigenen authentischen Zugang zur Welt und zum Wissen zu finden.

Plötzlich entdecken wir, daß wir uns bisher nur an einer Hälfte der Menschheit, der männlichen, orientiert haben und die andere Hälfte, die weibliche, ignoriert haben. Indem wir lernen, andere Frauen zu verstehen, zu akzeptieren, uns mit ihnen zu solidarisieren, uns auf sie zu beziehen, finden wir besser zu uns selbst und können endlich [...] eine eigene Identität entwickeln.²

Die Frau muß sich das Wissen um ihre Identität neu aneignen, insofern es ihr vom Mann entrissen und verschüttet, verzerrt oder verfälscht wurde: Diese Suche nach der authentischen Weiblichkeit prägt die 70er Jahre. 1976 lautet eine Zwischenbilanz: „Wir haben uns bis heute vor allem mit unserer Identität beschäftigt. Wir haben gefragt: Was bedeutet Weiblichkeit für uns?“³

Innerhalb der verschiedenen Strömungen des Feminismus wird die Suche nach der Identität des Weiblichen im Laufe der 70er Jahre jeweils anders akzentuiert. Der *sozialistische* Feminismus, der sich noch in größerer Nähe zur Linken definiert, thematisiert Weiblichkeit im Zusammenhang mit Arbeit und Ökonomie. Demnach resultiert die Unterdrückung der Frau aus dem Widerspruch von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen in Kapitalismus und Patriarchat, wobei das Patriarchat allerdings als eine gegenüber dem Kapitalismus nachrangige Kategorie der Unterdrückung verstanden wird.

Die untergeordnete Stellung der Frau ist ein Nebenwiderspruch innerhalb des Hauptwiderspruchs zwischen Kapital und Arbeit. Deshalb läßt sich die Frauenfrage nicht geschlechtsspezifisch lösen, sondern letztlich nur durch die Umgestaltung der kapitalistischen Klassengesellschaft in eine sozialistische, klassenlose.⁴

In dieser Perspektive wird die Identität der Frau letztlich über die Arbeit, über die produktive und reproduktive Auseinandersetzung mit der Natur definiert. Im Umfeld solcher grundlegender Positionierungen entfaltet sich in den 70er Jahren eine kritische Auseinandersetzung mit der Problematik geschlechtlicher Arbeitsteilung, mit geschlechtlichen Rollenverhältnissen in den Industriegesellschaften und mit der doppelten Belastung der Frau in ihren Rollen als Lohnarbeiterin und Hausarbeiterin. Die Perspektive des *sozialistischen* Feminismus wird dabei von dem Gedanken bestimmt, die ausbeuterischen Rollenverhältnisse aufzubrechen und zu diesem Zweck Bündnisse von sozialistischen und feministischen Gruppen zu schließen. Im Rahmen dieser Bündnisse sollen Mann und Frau im Zeichen ihrer Gleichheit als Menschen gemeinsam gegen Unterdrückung und Zwang auf allen Ebenen kämpfen.

Eine andere Perspektive nimmt der *radikale* Feminismus ein, der ab Mitte der 70er Jahre immer größeren Zulauf erhält und der Weiblichkeit im Zusammenhang mit Körper und Sexualität thematisiert. Dabei wird die Unterdrückung des Körpers als Wurzel jeder anderen Form von Unterdrückung verstanden, als Fundament der Herrschaft der Patriarchen.

Der Schlüsselpunkt der Gesellschaftsanalyse ist nicht Kapitalismus sondern Patriarchat. Die kapitalistische Klassengesellschaft wird als eine gesellschaftliche Spielart des Patriarchats gesehen, das selber sehr viel älter ist als der Kapitalismus. 'Die Frauenfrage' ist [...] nicht mehr ein Unterpunkt im Klassenkampf, sondern Klassenfragen stellen einen Unterpunkt im umfassenden feministischen Kampf gegen die patriarchale Weltordnung dar.⁵

Den Kampf gegen patriarchale Unterdrückung zu führen, bedeutet in der Perspektive des *radikalen* Feminismus, sich den Körper neu anzueignen, ihn als Quelle für Identität neu zu entdecken, denn: „unser Körper, das sind wir“⁶. In den frühen 70er Jahren, im Kontext der „Aktion 218“, ist die Auseinandersetzung mit dem Körper noch stark an die Ablehnung der Mutterschaft und an die euphorische Entdeckung der Potentiale weiblicher Sexualität, vor allem lesbischer Sexualität, gekoppelt. Wenige Jahre später wird das Gebären aber im Zeichen einer neuen Mutterschaft erneut thematisiert und nun positiv besetzt. 1979 heißt es im Rückblick auf die Körperstrategien der 70er Jahre:

Die Mutterrolle für sich abzulehnen, ist für viele von uns zentral beim Aufbau einer feministischen Identität gewesen, hat einen wesentlichen Impuls für die Frauenbewegung ausgemacht. Zu verweigern, Kinder in die Welt zu setzen, die Vorstellung zu durchbrechen, daß es die einzige sinnvolle Lebensaufgabe für Frauen sein kann, sich um Kinder zu kümmern, sind wesentliche Momente der Demontage des Patriarchats [...] Aber auch in Erfahrungen als Mutter und im Kampf um bessere gesellschaftliche Bedingungen des Mutterseins liegen feministische Identitäten, liegen wichtige Impulse für die Frauenbewegung und eine wesentliche Quelle von Frauenstärke.⁷

Durch die verschiedenen Strategien von Sexualität und Mutterschaft hindurch erscheint der Körper als Ausdruck einer fundamentalen Differenz von Mann und Frau, die sich die Frau auf dem Weg zu sich selbst in einem positiven Sinne aneignen kann.

Letztendlich ist es diese radikale Perspektive der Differenz, die den Kern der politischen und theoretischen Visionen des Feminismus in den 70er Jahren ausmacht. Es sind Visionen von der Befreiung der Frau aus ihrer Unterdrückung in Kapitalismus und Patriarchat, Utopien, die aus der Vorstellung resultieren, daß die spezifische Differenz der Frau zum Ausgangspunkt einer neuen und besseren Lebenswirklichkeit gemacht werden müsse. Der Kampf

des Feminismus hat als Horizont eine Revolution, die die Ordnung der Unterdrückung sprengt, die Geschichte der Herrschaft beendet und den Weg frei macht für eine Zukunft, in der Frauen in Freiheit und Glück leben können. Verena Stefan, Prophetin der Frauenbewegung in den 70er Jahren, hat diese Vision als Weg in eine neue und noch unbekannte Welt beschrieben:

ich reisse die eigene behausung ein, um frei zu kommen. es ist die vertraute behausung vieler jahre. durch die latten pfeift bereits der wind einer unbekanntem leere, eines raumes ohne spielregeln [...] spärlich bevölkert von fabelwesen, die neue menschen werden wollen.⁸

Für Frauen muß dieser Aufbruch zu neuen Ufern zunächst bedeuten, sich selbst als Menschen zu entdecken. So endet auch Verena Stefans eigene Selbstfindungsgeschichte mit den Worten: „der mensch meines lebens bin ich“⁹.

In den 80er Jahren zehrt die Frauenbewegung von der Kraft solcher Visionen und vom Gefühl des Aufbrechens alter Grenzen, und es wird versucht, diese Kraftpotentiale innerhalb gesellschaftlicher Strukturen zu etablieren bzw. Strukturen neu zu schaffen. An die Stelle der Militanz und des Separatismus früherer Jahre tritt der Impuls zur Integration. 1990 lautet eine Diagnose: „Der Feminismus, vor fünfzehn Jahren noch ein gesellschaftliches Schreckgespenst, [...] der einst so gefürchtete Feminismus ist inzwischen salonfähig geworden.“¹⁰ Zwar ist dies einerseits als Erfolg zu werten, insofern die Frauenbewegung als gesellschaftliche Kraft in Erscheinung tritt und ihre Einflußbereiche beständig vergrößert, doch führt diese Entwicklung andererseits auch in eine Krise hinein. Schon Mitte der 80er Jahre ist die Rede davon, daß sich die Aufbruchsstimmung aus den Anfängen verbraucht habe, und auf dem Weg in die 90er Jahre häufen sich die Anzeichen für Apathie und Resignation, für Rückzugs- und Erosionstendenzen im Feminismus.

Frauen beklagen Bewegungslosigkeit in der Bewegung, Kraftlosigkeit, Orientierungslosigkeit, fehlenden Widerstandswillen [...] Teilnahmslosigkeit und Bequemlichkeit, Belange der Frauenbewegung treten in den Hintergrund vor persönlichen oder beruflichen Interessen [...] Die Frauenbewegung hat für die meisten das Herausfordernde, das Unbedingte, den Reiz und die Verlockung verloren.¹¹

Wie solche Krisenphänomene zu erklären seien, darüber herrscht innerhalb der Frauenbewegung wenig Einigkeit. Auf der einen Seite ist von einem möglichen Rückschlag des Patriarchats die Rede: daß das Patriarchat gleichsam hinter dem Rücken des Feminismus an der Modernisierung und Perfektionierung seiner Herrschaftsstrategien gearbeitet habe und nun antrete, um die Erfolge des Feminismus zu sabotieren. Auf der anderen Seite wird die Krise aber auch auf die Entwicklung des Feminismus bezogen: daß Orientierungslosigkeit und

Lähmung aus jener Vielfalt des Feministischen resultierten, die die Bewegung im Zuge ihrer gesellschaftlichen Integration selbst initiiert habe.

Wer über Frauenbewegung und Feminismus nachdenkt und sich dazurechnet, wird heute nicht mehr wissen, zu was und zu wem. Die Orientierungen weichen derart voneinander ab, daß deren jeweilige Vertreterinnen mittlerweile kaum noch miteinander sprechen können [...] Die Frauenbewegung [...] zeigt sich oder verschwindet heute in einem hochgradig heterogenen und spannungsreichen Spektrum [...] Nicht einmal der kleinste gemeinsame Nenner [...] ist noch ein tragender gemeinsamer Erfahrungshintergrund.¹²

Die Krise erscheint so auch als Effekt der Prozesse der Pluralisierung des Feminismus, die die Grenzen zwischen Feminismus und Patriarchat haben verschwimmen lassen, Grenzen, über die der Feminismus seine Aktivität in den 70er Jahren gerade begründet hatte. In dem Maße, wie diese Art der Selbstbegründung auf dem Weg von den 80ern in die 90er Jahre an Selbstverständlichkeit verliert, stellt sich erneut die Frage nach der Konstitution des Feministischen in Politik und Theorie.

Auf der Ebene der Politik läßt sich für die 80er Jahre eine Öffnung der Strategiediskussion feststellen: Die Mehrgleisigkeit der Strategien wird zum neuen Programm des Feminismus. In der Praxis bedeutet dies, daß einerseits die Professionalisierung der Projekte vorangetrieben wird, die die Frauenbewegung in den 70er Jahren auf den Weg gebracht hatte, andererseits aber auch der Weg in die Institutionen des Patriarchats gesucht wird, um diese von innen heraus zu verändern. Beide Strategien bringen spezifische Probleme mit sich und werden innerhalb der Frauenbewegung kontrovers diskutiert.

Im Zuge der Professionalisierung der Projekte, vor allem der Beratungs- und Bildungsangebote für Frauen, beginnt die Frauenbewegung in den 80er und 90er Jahren zunehmend finanzielle Hilfen von seiten des Staates in Anspruch zu nehmen, wie Zuschüsse oder ABM-Stellen, und muß sich deshalb den Vorwurf gefallen lassen, den Autonomiegedanken preiszugeben und in Abhängigkeit des patriarchalen Staates eine Art feministische Institution zu begründen.

Umgekehrt werden die Projekte in dem Maße, wie Zuschüsse in den 90er Jahren im Zuge allgemeiner Sparmaßnahmen zurückgenommen werden, aber auch zur finanziellen Autonomie gezwungen und müssen sich als Unternehmen auf dem kapitalistischen Warenmarkt behaupten. Dadurch drohen die Projekte selbst zur Ware zu werden, zum Teil einer Vielfalt von Therapie-, Beratungs- und Bildungsangeboten für das Individuum, und sie laufen Gefahr, ihre feministische Perspektive, einen Ausgangspunkt für die Kritik und Veränderung der gesellschaftlichen Realität zu schaffen, zu verlieren. Wo sich die Projekte der Anpassung an die neue Situation widersetzen und am Gedanken einer feministischen Gegenöffentlichkeit und an der gesellschaftsverändernden Perspektive

festhalten, geraten sie aber auch in den Verdacht, zur privaten Nische zu verkommen, in der eine Generation von Frauen ihre Version von Feminismus kultiviert.

Allzuleicht geht es [...] in manchen Projekten vor allem darum, Raum zu schaffen, damit bestimmte Frauen ihre Identität kultivieren können [...] Die Beteiligten sind einander nicht mehr Garanten der politischen Veränderung, sondern nutzen einander zur direkten persönlichen Stärkung.¹³

Die Kritik, daß die feministische Strategiebildung ihre ursprünglichen politischen Zielsetzungen aus den Augen verliere, trifft jedoch nicht nur die Projekte, sondern auch die Bemühungen um Institutionalisierung. Mit der Gleichstellungspolitik, die in den 80er und 90er Jahren u.a. in der Benennung von Frauenbeauftragten, der Einrichtung von Frauenbüros und der Diskussion von Frauenförderplänen ihren Ausdruck findet, werden zwar über die größere Präsenz von Frauen in der Öffentlichkeit Zeichen gesetzt, doch bleibt der Marsch durch die Institutionen innerhalb der Frauenbewegung umstritten und wird nicht selten verantwortlich gemacht für Krise und Stagnation. Aus der Sicht der Kritikerinnen droht die Frauenbewegung in der zermürbenden Abarbeitung an der Institution zu erstarren und ihren spezifischen Charakter des Andersseins, der Widerständigkeit und Lebendigkeit zu verlieren. „Die Lebendigkeit des Aufbruchs und des Gegen-Lebens wird begrenzt, in Formen gegossen, festgehalten, institutionalisiert.“¹⁴

Betrachtet man die Strategiebildung des Feminismus im Ganzen, so zeigt sich, daß es im Laufe der 80er und 90er Jahre immer schwieriger wird, die spezifisch feministische Politik und Öffentlichkeit als solche zu bestimmen. Die feministischen Aktivitäten beginnen sich zu zerstreuen und sind im Effekt nicht mehr in eine Bewegung zu kanalisieren, die die feministischen Kräfte im Kampf gegen ein patriarchales System vereinigen könnte. Bezugspunkt der Aktivität ist mehr denn je die individuelle Frau, die je nach Gelegenheit und persönlicher Vorliebe mit anderen Frauen Interessenkoalitionen bildet.

Frauenpolitik ist nicht mehr zwangsläufig Politik 'von Frauen für Frauen' und resultiert nicht mehr aus dem Gefühl einer vorgängigen Zusammengehörigkeit aller Frauen als 'Schwestern'. Das Frausein wird jetzt zum flexiblen Einsatz von Politik, einer flexibilisierten Politik, die vielleicht größere Freiheiten verspricht, ihre integrative Funktion für die Frauenbewegung aber verliert.

Ähnliche Tendenzen zeigen sich auf der Ebene der Theoriebildung des Feminismus. In den 80er Jahren beginnt sich das Verhältnis des Feminismus zur Theorie zu verändern: Stand die Theorie bis dahin in enger Anbindung an die

politische Praxis und wurde von den Erfordernissen der Praxis diktiert, so beginnt sie sich nun davon zu lösen und ein Eigenleben zu führen. Die Entwicklung feministischer Theorie erhält ihre Impulse im Laufe der 80er und 90er Jahre immer weniger von außen, von der Praxis der Bewegung, als vielmehr von inneren Zusammenhängen der Wissenschaft. Die Akteurinnen machen sich auf die Suche nach dem möglichen Ort der feministischen Theorie in der Wissenschaft, und sie beginnen, das Profil dieser Theorie in Abarbeitung an patriarchalen Theorietraditionen zu schärfen. Im Laufe der Zeit werden dabei immer neue disziplinäre Felder erschlossen. Innerhalb weniger Jahre kommt es zu einer explosionsartigen Zunahme der Publikationen im Bereich feministischer Theoriebildung. Was spezifisch sei für diese Art der Theorie, für ihren Gegenstand wie auch für den methodischen Zugriff auf den Gegenstand, wird dabei allerdings immer schwieriger zu bestimmen und wird selbst zum Gegenstand von Auseinandersetzungen.

Im Zuge solcher Prozesse beginnt sich die Situation des Wissens von der Frau allmählich zu verändern. Stand die Wissenssuche des Feminismus in den 70er Jahren im Zeichen der Annäherung an die Identität der Frau, die sich ihr Frau-sein neu aneignen sollte, so bilden diese initialen Suchbewegungen auch beim Eintritt des Feminismus in die Wissenschaft in den 80er Jahren zunächst grundlegende Orientierungen. Ausgangspunkt vieler Ansätze des Feminismus ist der Gedanke, daß die dominanten Konstruktionen männlich-patriarchaler Identität auf den Gesichtspunkt des weiblichen Ausschlusses hin untersucht und auf den Entwurf einer feministischen Identität hin weiter gedacht werden müsse. Feministische Wissenschaft versucht in diesem Sinne, dem Mangel an weiblicher Subjektivität zu begegnen.

Auf dem Weg in die 90er Jahre beginnt diese Praxis des Feminismus allerdings an Grenzen zu stoßen. Statt des Mangels an weiblichen Subjekten ist es nun eher die Fülle der im Namen der Frau sprechenden Subjekte, die die Identität der Frau als Problem erscheinen lassen. Plötzlich scheinen die Stimmen der weiblichen Subjekte von überall her zu schallen und fordern die Identität auf neue Weise heraus: nicht mehr in dem Sinne, als die authentische Form des Frauseins gefunden werden müsse, sondern insofern, als die authentische Frau in der Fülle ihrer Bilder unterzugehen droht. Die vom Feminismus selbst hervorgerufene Bilderflut läßt die Vorstellung von der einen Identität aller Frauen obsolet werden. Schon bald zerbricht der Glaube,

daß der Feminismus, quer durch alle Kulturen, Klassen, Religionen, Weltanschauungen, Lebensformen und Sexualitäten, zu allen und für alle Frauen sprechen könnte [...] Das Subjekt Frau kann nicht länger in festen und unvergänglichen Begriffen beschrieben werden und wird vor allem von Frauen an den Peripherien des feministischen Diskurses kritisiert.¹⁵

Bei den Frauen an den Peripherien handelt es sich um die vom Feminismus selbst Ausgeschlossenen, die ihr Recht auf Teilhabe einfordern. Es sind schwarze Frauen, eingewanderte Frauen, arme Frauen, Frauen aus ehemals sozialistischen Ländern, die dem Feminismus in den 80er Jahren und 90er Jahren zum Vorwurf machen, für alle Frauen sprechen zu wollen, mit den eigenen Kategorien aber nur die Frauen der weißen, westlichen, christlich sozialisierten Mittelschicht zu erfassen. In der Reaktion auf solche Kritik sieht sich der angegriffene Mittelschichtsfeminismus gezwungen, die Identitätskategorie zu erweitern und mehr Vielfalt im Feminismus zuzulassen. Allerdings wird die Vielfalt mehr als Verlust des gemeinsamen Nenners erlebt denn als Bereicherung erfahren.

Der Umgang mit der Differenz zwischen Frauen steht im Zeichen der Angst, daß die politische und theoretische Aktivität im Zuge der Pluralisierung in völlige Beliebigkeit abgleiten könnte. Allerdings nimmt die Tendenz zur Pluralisierung im Laufe der Zeit noch zu, und die Differenz taucht nicht nur an den Peripherien, sondern auch im Zentrum des Feminismus auf. Ein Beispiel hierfür sind Veränderungen im Selbstverständnis lesbischer Feministinnen: Diese galten in den Anfängen der neuen Frauenbewegung als Avantgarde des Feminismus, insofern sie die Abgrenzung vom Patriarchat nicht nur rhetorisch vollzogen, sondern auch auf der Ebene der Praxis, vor allem in der Praxis ihrer Sexualität. „Feminismus heißt die Theorie, lesbisch sein die Praxis“¹⁶, so lautete eine bekannte Formel der 70er Jahre, die die lesbischen Feministinnen als Pionierinnen der Bewegung auswies. Der lesbische Feminismus galt als radikalste Form der Kritik männlicher Herrschaft und als Symbol der Versuche, neue weibliche Formen von Leben und Sexualität zu entwickeln.

Bereits in den 80er Jahren tauchen allerdings Störungen dieser Logik auf. Es erscheinen – importiert aus den USA – neue Varianten lesbischen Selbstverständnisses, die die lesbische Identität nicht mehr als das ganz Andere zur männlichen Herrschaft definieren, sondern die lesbische Andersheit dazu benutzen, um die patriarchale Ordnung der zwei Geschlechter als eine nur scheinbar natürliche Ordnung zu zeigen. Statt der Suche nach natürlicher und authentischer Sexualität wird ein spielerischer Umgang mit allen möglichen Formen der Sexualität propagiert, eine Geste, die vor allem aufgrund ihrer Akzeptanz gegenüber der erotischen Inszenierung von Gewalt- und Machtphantasien in der Bundesrepublik eher Mißfallen erregt und sich den Vorwurf gefallen lassen muß, nichts anderes zu sein als eine Imitation patriarchaler Herrschaftsmuster.

In den Kontroversen über lesbische Sexualität und Identität zeigt sich allerdings, daß die neuen lesbischen Strategien im Gegenteil dazu führen, patriarchale und darüber hinaus auch feministische Identitätszwänge zu durchbrechen, und daß sie das Postulat der einen lesbisch-feministischen Identität

durch ein neues Konzept von Differenz und Vielfalt ersetzen. „Die Vielfältigkeit lesbischen Lebens ist sichtbarer geworden und lesbisch ist (schon lange) kein ausreichendes Adjektiv mehr, um zu sagen wer ich bin oder welche Politik ich mache.“¹⁷

Solche Wandlungsprozesse lesbischer Identität berühren die Grundlagen feministischen Selbstverständnisses in der Praxis wie in der Theorie und sind gleichsam Indikatoren dafür, daß diese Grundlagen problematisch zu werden beginnen. Anfang der 90er Jahre wird die Identitätskategorie, die bis dahin eine weitgehend unhinterfragte Bedingung feministischer Theoriebildung gewesen war, zum Gegenstand der Kritik. Die feministische Theorie beginnt sich im Zuge einer selbstreflexiven Wendung auf ihre eigenen Bedingungen hin zu befragen. Jetzt taucht das neue Problem auf, ob und inwiefern die feministischen Begriffe – insbesondere die Begriffe von *sex* und *gender* – überhaupt geeignet seien, das Geschlecht theoretisch zu fassen. Die gängige feministische Praxis, sich auf die Suche nach dem authentischen Geschlecht zu begeben und dabei naturale Tiefendimensionen von kulturellen Oberflächenphänomenen des Geschlechts zu unterscheiden, wird in Zweifel gezogen.

Welchen Sinn macht es, eine naturale von einer kulturellen Wirklichkeit des Geschlechts zu trennen und dabei die naturale Wirklichkeit in größerer Nähe zum authentischen Geschlecht zu denken? Inwiefern steht der Körper für eine andere Wahrheit des Geschlechts als jene Rollen und Bilder, die dem Körper innerhalb einer Gesellschaft zugeschrieben werden? Läßt sich die Wahrnehmung des Körpers und seiner Rolle in der Analyse trennen? Was bedeutet dies für den Wahrheitsstatus des Geschlechts? In der Verhandlung um solche Fragen, die in der Bundesrepublik unter anderem durch die Rezeption der Texte Judith Butlers angeregt werden, wird in den 90er Jahren die Gewißheit brüchig, daß die im Geschlecht angelegte Differenz als eine Art letzter Grund des Subjekts gedacht werden kann. Die Identifikation von Geschlecht und natürlicher Differenz wird im Zeichen der Pluralisierung der kulturellen Wahrnehmungen vom Geschlecht zur Disposition gestellt. Das Geschlecht erscheint nunmehr als eine mögliche Kategorie unter anderen zur Beschreibung kultureller Differenzen. Inwiefern das Subjekt durch sein Geschlecht bestimmt wird und wo es die Grenzen seines Geschlechts überschreiten kann, erweist sich dabei als offene Frage.

Die Verhandlungen um die Kategorie Geschlecht, die Anfang der 90er Jahre in Gang gesetzt werden, tragen einerseits in einem positiven Sinne zur theoretischen Klärung der Grenzen innerhalb des Feminismus bei, führen andererseits aber auch dazu, daß jene Ordnungsvorstellungen, mit denen sich der Feminismus in den 70er Jahren ein theoretisches Gerüst zu geben versuchte, außer Kraft gesetzt werden.

Die Sprengung der Identitätslogik hat weitreichende Konsequenzen, insofern sie die Ordnung des Feminismus in ihren Grundfesten erschüttert. Bestimmte sich diese Ordnung doch darüber, für die Subjektwerdung der Frau zu kämpfen, ihre Befreiung aus dem Status der Unterdrückung zu fordern, sie ihre eigene Geschichte beginnen zu lassen und eine Zukunft jenseits der Unterdrückung zu imaginieren. Die Identität der Frau, ihre Geschichte und ihre Zukunft: All dies erscheint nun gleichsam entsichert und offen, seiner Selbstverständlichkeit beraubt. Von hier aus wird die Abwehr des Feminismus gegenüber der Auflösung des Geschlechts in seine kulturellen Bedingungen durchaus verständlich: Droht doch mit dem authentischen Geschlecht auch die Vision seiner Befreiung verlorenzugehen. Zurück bleibt das Geschlecht als kulturelle und ästhetische Kategorie zur Formung der eigenen Individualität. Solche neue Botschaften vom Geschlecht, die auch schon vor den theoretischen Debatten um die Dekonstruktion des Geschlechts kursieren, lösen im Feminismus Ratlosigkeit und Resignation aus.

Wir haben die Botschaft verstanden. Wir richten uns ein, schaffen uns unsere häuslichen Räume, erleben das tiefe Geheimnis von Geburten, machen hie und da Teilzeitarbeit, und wenn uns mal die Decke auf den Kopf fällt, erholen wir uns in Ederthal oder Zülpich, trommeln und tanzen.¹⁸

Gegenüber einem Feminismus, der nur mehr als Mittel zur Gestaltung des eigenen Lebensstils gelten kann, herrschen tiefe Aversionen. Man befürchtet eine schleichende Abwertung der Ziele des Feminismus: daß die Emanzipation, der historische Kampf gegen die Unterdrückung des weiblichen Anderen, samt der daran geknüpften Utopien von weiblicher Freiheit außer Sichtweite rücken könnte. In den 90er Jahren regiert im Feminismus die Angst vor dem Verlust seiner Visionen und Utopien. Eine Emanzipation „Marke West light“¹⁹ erscheint unannehmbar.

Verkompliziert wird die Lage dadurch, daß selbst innerhalb des engeren Kontextes der Frauenbewegung solche Befürchtungen nicht von allen Frauen geteilt werden und daß Vorstellungen von der Möglichkeit, Freiheit und Emanzipation zu leben *jenseits* der klassischen Postulate von Frauenbewegung und Feminismus, mehr und mehr Raum greifen. Vor allem in der jüngeren Generation zeichnet sich die Tendenz ab, die aus der Ästhetisierung der Geschlechtskategorie erwachsenden Freiheiten in Theorie und Praxis schätzen zu lernen, das heißt, Gefallen daran zu finden, in der Theorie immer wieder neue Bilder vom Geschlecht zu verhandeln und in der Praxis auf verschiedene Rollen zuzugreifen zu können. Das Geschlecht erhält dabei einen neuen Status als Maske.

Parallel zur Krise feministischer Emanzipationsbegriffe ist eine positiv besetzte Rede von postfeministischen Geschlechtern und Lebensstilen

aufgetaucht, und wenn das 'Girlie' der 90er als Symbol dieses neuen Geschlechtertheaters herangezogen werden soll, so läßt sich sicherlich sagen, daß sich hier ein Bewußtsein von Geschlecht abzeichnet, das sich aus den Denk- und Handlungswelten der Frauenbewegung der 70er Jahre vollständig herausbewegt hat. Die 'neue' Frauenbewegung ist in diesem Sinne schon wieder 'alt' geworden, und die Rede von der 'Krise' oder gar dem 'Ende' der Frauenbewegung erscheint aus dieser Perspektive durchaus naheliegend.

Krise der Frauenbewegung: Zur Gegenwart der Kritik

Die Rede von der 'Krise' ist in den letzten Jahren nicht abgebrochen. Wie steht es in der Gegenwart um die feministische Theorie und Praxis und um die Bedingung der Möglichkeit einer feministischen Kritik der Geschlechterverhältnisse? Zu Ende sind sicherlich jene Zeiten, in denen Theorie und Praxis miteinander identifiziert und auf die zentrale Instanz einer feministischen Bewegung hin gedacht werden konnten. Eine solche Bewegung, die aus der Vorstellung von der einen Wahrheit des authentischen Geschlechts und aus dem Willen zur Befreiung dieses Geschlechts resultierte, existiert nicht mehr. Statt dessen haben sich verschiedene Bewegungen der Theorie und Praxis voneinander getrennt. Theoretische Bemühungen haben an die Grenzen unseres Wissens vom Geschlecht herangeführt. Man hat davon Abschied nehmen müssen, der Wirklichkeit des Geschlechts auf den Grund zu kommen, und sich damit begnügen müssen, den Bildern vom Geschlecht in der Kultur zu begegnen. Die Offenheit der Bilder ist zur neuen Leitfigur geworden. Dies gilt auch für das Feld der politischen Praxis. Die politische Kritik patriarchaler Rollenzwänge ist angesichts der größeren Offenheit sozialer Optionen der Geschlechter schwächer geworden. An die Stelle der Kritik sind Versuche zur feministischen Gestaltung von Rollenspielräumen getreten. Gleichzeitig wird die politische Praxis der Gestaltung aber auch durch selbstverständlich gewordene individuelle Freiheiten und Erwartungshaltungen erschwert. Insgesamt entsteht so der Eindruck einer ambivalenten Situation, in der die Konturen einer möglichen Zukunft des Geschlechter nur schwer zu fassen sind.

Die Rede von der 'Krise des Feminismus' deutet an, daß der politische und theoretische Status des Geschlechts unsicher geworden ist. In den 70er Jahren hatte der Feminismus versucht, die Rede vom 'Geschlecht' neu zu begründen. Es läßt sich sicherlich darüber streiten, inwiefern die theoretische Leistung des neuen Feminismus als innovativ gelten kann – insofern auch schon vor 1968 Versuche unternommen wurden, das unsichtbare Geschlecht sichtbar werden zu lassen und seine Identität zu bestimmen – doch sollte man in jedem Fall einräumen, daß der Feminismus nach 1968 einen neuen rhetorischen Gestus der

Kritik der Geschlechterverhältnisse eingeführt hat: als politische Kritik der Unterdrückung des 'anderen Geschlechts' im Patriarchat und als theoretische Kritik der Ideologie der Geschlechtscharaktere. Die Angriffe des Feminismus haben damit die Grenzen zwischen den Geschlechtern als Gegenstand politischer und theoretischer Auseinandersetzungen in den 70er Jahren mit neuer Schärfe hervortreten lassen. Allerdings ist der Feminismus in der Praxis dieser Kritik im Laufe weniger Jahre an neue Grenzen gestoßen. War es die Absicht der Kritik, die Konstruktionen des Geschlechts im Patriarchat als solche zu entlarven, so wendet sich dies in den 90er Jahren gleichsam gegen den Feminismus selbst: Jetzt werden auch die Geschlechtervisionen des Feminismus als Konstruktionen beschrieben. Nach den scheinbaren Wahrheiten des Patriarchats sind damit auch die Wahrheitsproduktionen des Feminismus als solche gezeigt worden: als historische Versionen von der Wirklichkeit des Geschlechts, die miteinander in Konkurrenz treten und durch neue Versionen überholt werden können.

Wenn heute vom 'Ende des Feminismus' die Rede ist, dann zeichnet sich damit ab, daß sich jener Gestus der Kritik und Entlarvung, der einige Jahre lang den Motor des Feminismus ausmachte, verbraucht hat. Die Kritik hatte die Konfrontationen mit dem Patriarchat wie auch die Kontroversen innerhalb des Feminismus belebt und eine dem Feminismus eigene Dynamik erzeugt. Ihre Provokation bestand darin, einen verbreiteten Glauben zu erschüttern und jenseits dieses Glaubens einen neuen Zugriff auf das Geschlecht zu postulieren.

Heute allerdings gibt es keinen Glauben mehr zu erschüttern. Die theoretischen Grundlagen des Geschlechts sind bereits restlos erschüttert. Als Effekt der Kritiken hat sich eine Situation hergestellt, in der das Geschlecht längst nicht mehr als schicksalhafte Größe auftaucht, der wir uns unterwerfen müßten, sondern in der wir das Geschlecht auf neue Art und Weise als prinzipiell unsichere Angelegenheit erleben, als Größe, die wir individuell wie politisch immer wieder neu entwerfen müssen, und zwar ohne uns dabei auf eine natürliche Gegebenheit des Geschlechts als negative oder positive Orientierung verlassen zu können.

Nicht zuletzt sind die Bedingungen und Möglichkeiten der Kritik immer wieder neu zu reflektieren. Dies kann gerade vor dem Hintergrund notwendig erscheinen, daß sich für die Zukunft vielleicht neue Formen von Geschlecht abzeichnen, die mit den alten Mitteln der Geschlechterkritik nicht mehr zu bewältigen sind. So etwa im Hinblick auf die Tradition des Feminismus, Geschlecht im Zusammenhang mit Arbeit zu fassen: Wie weit trägt dies in der Perspektive vom Ende der industriellen Arbeitsgesellschaften, wenn Arbeit als Bedingung des Selbstverständnisses des Menschen auf dem Spiel steht? Oder die Tradition, das Geschlecht im Zusammenhang mit dem Körper und der Entstehung von Leben zu thematisieren: Wie verändert sich diese Perspektive

im Zeitalter der Biotechnologien? Oder: Wie verhält es sich mit dem Zusammenhang von Geschlecht, Sprache und Kommunikation im Blick auf eine Zukunft künstlich erzeugter Kommunikations- und Informationswelten? Wie begegnet uns das Geschlecht als künstliches Geschlecht?

Bereits heute tauchen neue Fragen auf, die zeigen: Auch wenn eine Epoche des Feminismus und damit bestimmte Formen der Theorie und Politik des Geschlechts zu Ende gegangen sind, so heißt dies doch nicht, daß die Zeiten nach dem Ende des Geschlechts ruhige Zeiten wären.

Anmerkungen:

- 1 *Frauenjahrbuch '75*, hrsg. u. hergestellt von Frankfurter Frauen. Frankfurt/M. 1975. S. 41.
- 2 Renate Stefan: *Hausfrauen und Mütter. Die vergessenen Sklavinnen*, Berlin 1975, S. 132.
- 3 Ursula Krechel: *Selbsterfahrung und Fremdbestimmung. Bericht aus der Neuen Frauenbewegung*, Neuausgabe 1976, Darmstadt/Neuwied 1976, S. 130.
- 4 Jutta Menschik: *Gleichberechtigung oder Emanzipation? Die Frau im Erwerbsleben der Bundesrepublik*, Frankfurt/M. 1971, S. 80.
- 5 *Frauenjahrbuch '76*, hrsg. v. d. Jahrbuchgruppe des Münchner Frauenzentrums, München 1976, S. 68.
- 6 Ebd., S. 174.
- 7 *Frauen und Mütter. Beiträge zur 3. Berliner Sommeruniversität von und für Frauen – 1978*, Berlin 1979, S. 259.
- 8 Verena Stefan: *Häutungen. Autobiographische Aufzeichnungen Gedichte Träume Analysen*, München 1975, S. 75.
- 9 Ebd., S. 124.
- 10 Lising Pagenstecher: „Der blinde Fleck im Feminismus: Die Ignoranz der frauenwissenschaftlichen und frauenpolitischen Relevanz der lesbischen Existenzweise“, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 13.Jg. Heft 28/1990, S. 127.
- 11 Ulrike Hänsch: „Frauenprojekte im Zustand kollektiver Ermüdung und erfolgsorientierter Anpassung“, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 16.Jg. Heft 35/1993, S. 9.
- 12 Christina Thürmer-Rohr: „Denken der Differenz. Feminismus und Postmoderne“, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 18.Jg. Heft 39/1995, S. 87.
- 13 Claudia Koppert: „Identität und Befreiung. Eine politische Zwischenbilanz“, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 19.Jg. Heft 42/1996, S. 119.
- 14 Cornelia Giebler: „Institutionalisierung der Empörung. Zum Verhältnis von Bewegung und Institution am Beispiel der Frauenforschung“, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 9.Jg. Heft 18/1986, S. 65.
- 15 Sabine Hark: „Vom Subjekt zur Subjektivität. Feminismus und die Zerstreuung des Subjekts“, in: *Mitteilungen aus der kulturwissenschaftlichen Forschung* 15.Jg. Heft 31/1992: „Geschlechterverhältnisse. Sexualität“, S. 24..
- 16 Ursula Krechel: *Selbsterfahrung und Fremdbestimmung. Bericht aus der Neuen Frauenbewegung*, Neuausgabe 1976, Darmstadt/Neuwied 1976. S. 19.
- 17 Sabine Hark: „Eine Lesbe ist eine Lesbe, ist eine Lesbe ... oder? – Notizen zur Identität und Differenz“, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 12.Jg. Heft 25-26/1989, S. 59.
- 18 Ursel Döhmman: „Weiblich ist die Logik des Postfeminismus! Ein Begriff hat ausgedient: Emanzipation“, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 13.Jg. Heft 28/1990, S. 125.
- 19 Vgl. Claudia Koppert: „Emanzipation Marke west light. Zusammenarbeit, Konkurrenz, Vereinzeln von Frauen“, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 19.Jg. Heft 43-44/1996, S. 165-176.

Literaturverzeichnis:

- Döhmman, Ursel:** „Weiblich ist die Logik des Postfeminismus! Ein Begriff hat ausgedient: Emanzipation“, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 13.Jg. Heft 28/1990, S. 123-125.
- Frauenjahrbuch '75**, hrsg. u. hergestellt von Frankfurter Frauen, Frankfurt/M. 1975.
- Frauenjahrbuch '76**, hrsg. v. d. Jahrbuchgruppe des Münchner Frauenzentrums, München 1976.
- Frauen und Mütter.** Beiträge zur 3. Berliner Sommeruniversität von und für Frauen – 1978, Berlin 1979.
- Giebeler, Cornelia:** „Institutionalisierung der Empörung. Zum Verhältnis von Bewegung und Institution am Beispiel der Frauenforschung“, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 9.Jg. Heft 18/1986, S. 65-81.
- Hänsch, Ulrike:** „Frauenprojekte im Zustand kollektiver Ermüdung und erfolgsorientierter Anpassung“, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 16.Jg. Heft 35/1993, S. 9-16.
- Hark, Sabine:** „Eine Lesbe ist eine Lesbe, ist eine Lesbe ... oder? – Notizen zur Identität und Differenz“, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 12.Jg. Heft 25-26/1989, S. 59-70.
- Hark, Sabine:** „Vom Subjekt zur Subjektivität. Feminismus und die Zerstreuung des Subjekts“, in: *Mitteilungen aus der kulturwissenschaftlichen Forschung* 15.Jg. Heft 31/1992: Geschlechterverhältnisse. Sexualität, S. 16-39.
- Koppert, Claudia:** „Emanzipation Marke west light. Zusammenarbeit, Konkurrenz, Vereinzelung von Frauen“, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 19.Jg. Heft 43-44/1996, S. 165-176.
- Koppert, Claudia:** „Identität und Befreiung. Eine politische Zwischenbilanz“, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 19.Jg. Heft 42/1996, S. 113-126.
- Krechel, Ursula:** *Selbsterfahrung und Fremdbestimmung. Bericht aus der Neuen Frauenbewegung*, Neuausgabe 1976, Darmstadt/Neuwied 1976.
- Menschik, Jutta:** *Gleichberechtigung oder Emanzipation? Die Frau im Erwerbsleben der Bundesrepublik*, Frankfurt/M. 1971.
- Pagenstecher, Lising:** „Der blinde Fleck im Feminismus: Die Ignoranz der frauenwissenschaftlichen und frauenpolitischen Relevanz der lesbischen Existenzweise“, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 13.Jg. Heft 28/1990, S. 127-134.
- Stefan, Renate:** *Hausfrauen und Mütter. Die vergessenen Sklavinnen*, Berlin 1975.
- Stefan, Verena:** *Häutungen. Autobiographische Aufzeichnungen Gedichte Träume Analysen*, München 1975.
- Thürmer-Rohr, Christina:** „Denken der Differenz. Feminismus und Postmoderne“, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 18.Jg. Heft 39/1995, S. 87-97.

Erleben, Erzählen und Erforschen oder Von der noch anhaltenden Suche nach den „EigenArtigen Ostfrauen“¹

Assoziationen I

Der Blick zurück zum Heute – ein Dialog zum Beginn

ALINA: [...] Wenn wir irgendwann drauf kommen, dass unsere Differenz nur die Differenz zwischen Mann und Frau ist, des einen Lebenszeit in Hamburg Gifhorn Nord und der anderen Lebenszeit in Potsdam Nord uns nicht unterschiedlich prägten, werden wir etwas verloren haben. Ich mehr, du weniger. Soll ich dir was sagen? Ich will, dass es die Differenz gibt [...]

KARL: Sonst gäbe es uns auch nicht. Ich habe nicht den Ehrgeiz, du zu sein. [...]

ALINA: Und noch was zum Ende dieser Rede. Ich finde es geradezu typisch, dass du, der Wessi, der Übriggebliebene, der, dessen Sozialisation nicht in Frage gestellt ist, dessen Brüche in der Biografie nie abgebrochene Biografie sind, dass gerade du sagst: „Wo bitte schön, sollen denn die Differenzen sein?“ [...]

KARL: Das ist das Bekenntnis einer Frau zu ihrer Biografie, die sie gelegentlich auch mal zweigeteilt, abgebrochen nennt. Da wische ich jetzt lieber Staub.²

Warum nicht? Heran ans Entstauben! Das Staubwischen zum Zwecke eines klaren Blickes auf Ambivalenzen, Einzigartigkeiten und unumgängliche Differenzen ist kräftig im Gange:

17. 000 sozialwissenschaftliche Untersuchungen zum gesellschaftlichen, familiären, sozialen, politischen, individuellen Transformationsprozeß nach den Ereignissen im Herbst 1989 in der DDR, so las ich kürzlich in einem Bericht, stehen zu Buche.³ Über zehn Jahre verteilt sind dies 170 pro Jahr, ca. jeden zweiten Tag ein Ergebnis. So einfach ist 'die Rechnung' jedoch nicht, wie wir alle wissen. Ich lese also in selbigem Artikel als Fazit, daß die „Stimmung zehn Jahre nach der sogenannten Wiedervereinigung schlecht ist“, unstimmig. Diese Ambivalenzen, auch aufgehoben in der Frage nach der (Nicht)-Akzeptanz von Differenzen, sind mitzudenken im Schreiben über die „EigenArtigen Ostfrauen“.

Auch die Schriftstellerinnen, die in meinem jetzigen Forschungsprojekt zu autobiographischem Schreiben und Erzählen von DDR-Autorinnen vor und nach 1990 im Mittelpunkt stehen (Angela Krauß, Irina Liebmann, Sigrid Damm, Renate Feyl, Vera Friedländer), nahmen mehrmals in Gesprächen und in ihren Texten auf diesen Prozeß des (Nicht)-Verstehens Bezug. Angela Krauß sagte mir im Gespräch:

Und darin liegt für mich eigentlich das Fatale, [...] der fatale Grund des Nichtverstehens. [...] Es wär ganz einfach, so meine Vorstellung, eine These, sich zu verstehen, wenn man diese ganzen Medien und so weiter, diese ganzen Interpretationsgeber, Schlagzeilengeber, die Bildmacher weglassen könnte, und das was jeder Mensch vermag eigentlich, einem anderen gegenüber setzen und hören, was er erzählt, und nicht nur hören, was er erzählt, sondern die ganze Persönlichkeit aufnehmen, [...].(Gespräch vom 16.11. 1998)

Ein Vorschlag zu gegenseitigem biographischen Verstehen, um sich selbst ein Bild zu machen. Wie sind wir dazu befähigt? Wo die Blockaden liegen, wo Schematisierungen wirken, hat Angela Krauß sehr deutlich zum Ausdruck gebracht.⁴ Und ich werde an Christoph Heins Vermutung erinnert, daß es wohl 40 Jahre dauern wird, bis dies gelingt.

Meine Forschungsrichtung ist deshalb auch nicht zufällig die (Auto)-Biographieforschung in einer Kombination von literaturwissenschaftlicher und qualitativer soziologischer Forschung geworden. Ich finde das Bewußtsein an DDR-Geschichte, in diesem Fall an Frauenleben in der DDR, am besten aufgehoben und erinnert in den Gestaltungen von Literatur und Kunst und befürworte das biographische Verstehen als eine Möglichkeit, im Erzählen der Aufschichtung der Ereignisse im Erinnern folgen zu können, um nach biographischen, sozialen, kulturellen, politischen Identitäten und Prozessen damals und in den seit zehn Jahren anhaltenden Transformationen fragen zu können.⁵

So nähere ich mich also Frauen-Leben und Geschlechterverhältnissen in der DDR in Gestalt ihrer literarischen und sozialwissenschaftlichen Darstellung: einem nur kurzen literarischen Ausflug und einem fragmentarisch bleibenden Abriß zur (sozialwissenschaftlichen) Frauenforschung in der DDR.⁶ Wie ist sie zu werten, die Frauenforschung Ost? Eine Forschung über Frauen, aber nicht für Frauen? Bilden solche Begriffe wie 'Ost-Feminismus' oder die Rede vom 'Gleichstellungsvorsprung' im Osten eine Basis für einen wissenschaftlichen Diskurs?

So gehen zwei unterschiedliche Erfahrungsräume und deren eigene Sprachen in diesen Aufsatz ein. Was beim Lesen dieses Aufsatzes als (verstörende) Unabgeschlossenheit und Assoziativität daherkommt, ist somit ein sehr bewußt gesetzter Versuch, dieses Thema in komplexen Zusammenhängen auszubrei-

ten: als Material, als Assoziation, als Reflexion. Ich sehe mich damit ganz im Zusammenhang mit Überlegungen aus dem Jahre 1995:

Damit sind viele Frauenforscherinnen gegenwärtig beschäftigt. Sie analysieren die Bedingungen ihrer Sozialisation in der DDR, befragen ihre eigenen Biographien und vergleichen die Lebensentwürfe und -verläufe verschiedener Frauengenerationen. Meines Erachtens müssen die Frauenforscherinnen aus dem Osten diese Arbeit selbst leisten. Sie ist für uns 'Insiderinnen' selbst schwer genug. Hier tat sich ein umfangreiches Feld von theoretischen und methodischen Problemen auf. Ich denke, sie sind nicht zu lösen, ohne die Ergebnisse der internationalen Frauenforschung zu nutzen. Bis heute scheint aber bereits klar, daß sie nicht einfach nur auf DDR-Bedingungen übergestülpt werden können, ohne verbogene Interpretationen zu erhalten.⁷

Und damit zu

Assoziationen II – Das Erleben und das Erforschen

Zurück zum Eingangsdiallog. Alina markiert eine Ambivalenz: sie ist Geschlechts- und Gesellschaftswesen, wischt zu allem Rollenverständnis nicht einmal Staub, sondern argumentiert in des Wortes überdrüssige Männerohren. Nur gut, daß am Ende auch ein Lachen steht. Frau und Mann, Ost und West und die Differenzen entlang dieser Geschlechts- und Gesellschaftsgrenzen?

Und so führt der Rückblick zum schon wortreichen Forschungsmaterial, das in seiner Komplexität an dieser Stelle nur angedeutet werden soll. Da ist zu lesen:

West-Emanzen gegen Ost-Muttis, Befreiungskämpferinnen einerseits, Fußfessel der feministischen Bewegung andererseits.⁸

Frauenforschung begann nicht erst mit der Wende 1989, sondern entstand unter spezifischen Bedingungen in der DDR. Die Diskussion über unser widersprüchliches WOHER im Osten ist noch nicht abgeschlossen. Dennoch haben wir unser Selbstverständnis formuliert, das nicht in der übereilten Übernahme westlicher Begrifflichkeiten besteht, sondern in einer selbstbestimmten eigenen Spurensuche.⁹

Zehn Prozent der in Deutschland lebenden Menschen sind ostdeutsche Frauen, in aller Regel ehemalige DDR-Frauen. In den vergangenen Jahren wurden ihnen recht unterschiedliche Etiketten verpaßt. Sie seien die 'Verliererinnen der deutschen Einheit', weil restaurative Tendenzen vor allem zu ihren Lasten gingen. Sie seien mit ihrer 'ungebrochenen Erwerbsneigung' aber auch das eigentliche Problem des ostdeutschen Arbeitsmarktes, weil sie die Männer so erfolgreich vom Arbeitsmarkt verdrängen (Biedenkopf) würden. Sie seien 'Rabenmütter' und für eine ganze Generation von 'Sozialwaisen' (Speidel) verantwortlich zu machen. Sie seien aber auch 'Mutti-Frauen' oder 'Ost-Muttis' ohne jeden emanzipatorischen Anspruch.

Und schließlich berge ihre stabile Einstellung, daß berufliche und private Arbeit prinzipiell zu vereinbaren sind, "beachtliche Zukunftspotentiale in sich" (Hradil), die gepflegt werden und erhalten bleiben müßten. Angesichts solch widersprüchlicher Urteile über die gleiche soziale Gruppe muß sich Neugierde regen. Wie sind sie nun wirklich, die ostdeutschen Frauen?¹⁰

Assoziationen III – Das Erleben und das Erzählen zwischen Damals und Heute

„Fragen, die niemand beantworten kann, sind Fragen für Dichter.“¹¹ So.

In der DDR aufgrund einer fehlenden Öffentlichkeit und nicht gestellter bzw. nicht erlaubter Fragen gerade, aber nicht nur. Und sie, die Literatur, war wohl auch eine die Rechte des Einzelnen auf Selbstverwirklichung einklagende moralisch-politische Instanz, das KünstlerInnen-Individuum eine letzte Form der Aufrechterhaltung von Individualität in erzwungener Entgegensetzung zu den gesellschaftlichen Verhältnissen.¹² Diese Feststellung geht Hand in Hand mit der Tatsache, daß wir in der Frauenforschung immer wieder zur Literatur von Frauen zurückkommen.

Eine Germanistin bilanzierte bezüglich des weiblichen Schreibens:

In keinem anderen Land hat es vergleichsweise einen so nachhaltigen Vorstoß schreibender Frauen in die literarische Szene gegeben. Das entspricht der Dynamik der Veränderungen. Die Autorinnen reflektierten Erfahrungen, die nicht nur eine 'Elite', sondern die große Mehrheit von Frauen mit neuen Lebensmöglichkeiten, Widersprüchen und Konflikten machten. Als subjektive Lebensdokumente vermitteln die Texte ein Bild wirklicher weiblicher Lebenszusammenhänge in der DDR und damit auch Aufschluß über das, was Frauen mit dem Zusammenbruch der DDR verloren gegangen ist – an realen Existenzbedingungen sowie an mehr oder weniger begründeten Hoffnungen, Illusionen und Utopien.¹³

Der Forschungs-Blick bliebe also unsachgemäß verkürzt, wenn man das Potential der Kunst, ihre emanzipatorischen Ansätze übersehen würde. Wie Ursula Schröter hervorhebt, war es oft der Umweg über die Kunst, die auch in den Sozialwissenschaften Aussagen über das Geschlechterverhältnis quer zu Klassenunterschieden bzw. Herrschaftsmeinungen möglich machten.

Diese oft autobiographisch geprägten Texte – Christa Wolf sprach von „subjektiver Authentizität“ – tragen eine hohe Ausdrucksvalidität eigenerlebter Erfahrung in sich und sind eine wesentliche Möglichkeit, nach Authentischem zu fragen. Gerade Mitte und Ende der 80er Jahre nahmen autobiographische Schreibprozesse ihren Beginn als Ausdruck eines starken Bilanzierungsdrucks angesichts der Arbeit im eigenen biographischen Archiv, das bei den Autorin-

nen Damm, Liebmann, Feyl und Krauß auch das Leben der Eltern/Väter (Aufbaugeneration) in der DDR mit einschloß.

Nur angedeutet bleibt die These, daß nach 1990 nochmals eine neue ostdeutsche Frauenliteratur gewachsen ist, die von veränderten Bildern und Allegorien lebt. Stefan Schulz spricht davon, daß die Texte der 90er vor allem durch die *Alice im Wunderland*-Allegorie vernetzt sind und nicht mehr die Hexen oder die Cassandra-Figuren die Bilderwelt bestimmen. Auch sieht er in der unmittelbaren Nachwendeliteratur eine wohlbekannte Funktion von DDR-Literatur belebt: die der Konserverierung von Erfahrung und der Lebenshilfe.¹⁴ Für die bereits in den 80ern begonnenen und erst Anfang der 90er Jahre fertiggestellten Texte der Sigrid Damm, Renate Feyl, Irina Liebmann trifft dies nicht bzw. eingeschränkt zu, stellen sie doch nicht vordergründig durch die Wende hervorgerufene biographische Wandlungsprozesse dar.¹⁵ Das Fliegen und Schweben wird vor allem Mitte der 90er Jahre Gestaltungsmittel und Ausdruck des Noch-nicht-Ankommens, der Irritation und des Übersicht-Gewinnens wie in *Die Überfliegerin* der Angela Krauß.

Das Vertrauen auf Dichters Ort.

Die Schriftstellerin Angela Krauß bestimmte 1991 unter anderem ihren Ort, ihre 'poetische Kraft' im Kontext der Transformation:

Denn wir müssen doch eine Gestalt haben von diesen 40 Jahren! Eine bewegliche lebendige Gestalt unserer Vergangenheit, die wir uns selber erschaffen können. Diese Gestalt bringt aber keine Analyse, keine Dokumentation, kein Beweismaterial zustande, nur die Kunst. [...] weil man das, was gewesen ist, und die, die wir gewesen sind, wenn überhaupt, dann nur mit den Mitteln der Kunst, indem man es gestaltet, in eine Gestalt bringen kann [...]¹⁶

Gestaltungswertung, das markiert die Prozesse, nicht nur in der Literatur, auch in der Forschung zu Frauen in der DDR.

Auch dieser Aufsatz ist eine Bewegung hin zur

Gestaltungsgewinnung, nämlich den Umriß ziehen um ein Ereignis (A. Krauß)

Als Zugang, auch Ausdruck meiner 'Gestalten', stelle ich eine (hier gekürzte) Montage aus Texten von Christa Wolf voran, mein Zwiegespräch mit der Autorin aus dem Jahr 1994: Bruchstücke einer Biographie und Poetik, einer großen biographischen und gesellschaftlichen Hoffnung, die in ihrer Vieltätigkeit über die Jahrzehnte den Blick richtet auf das Sichtbare und Unsichtbare der Realität in der DDR; die den Blick auch richtet auf den Platz, das Denken und Fühlen der Frauen in Historie und Gegenwart.

begreifen, daß wir ein entwurf sind – zum beispiel Christa Wolf

wer sie nicht gesehen hat, von weiß über zitronengelb, rosa, zinnoberrot, über tiefes lila bis zu schwarz, der kann einfach nicht wissen, was malvenfarben sind. dieses gelb in diesem grün macht mich irre. und ich gebe mich diesem hellen wahnsinn hin, um nicht der finsternen seite der vernunft zu verfallen. fast wünschte ich es, zerrissen zu werden. tage gab es, da hielt mich nur die erinnerung an das fast. die mühselige heranzüchtung des nein aus dem fast. es war jenseits der sprache, auch jenseits der tränen. sie weinte nicht mehr. sie mußte es lernen zu schweigen. der schrei, der uns in der kehle saß, ist nicht ausgestoßen worden. aus unserer haut sind wir nicht herausgekommen. auch diese haut wird abgezogen werden und in fetzen gehen. anstelle der netze, die wir zerrissen, haben sich neue geknüpft. laßt mich doch um gotteswillen einmal in ruhe. aber sie hatte nun einmal begonnen, sich die märchen aus der brust zu reißen, den schmerz nicht zu achten. da fühlte sie das leben zurückkehren, und sei es als schmerz. in männerkleidern dem geliebten folgen. ach, wir halben leichen. entwürfe machen, das schönste. ein jahrzehnt. wir haben es nicht halten können.

es wurde sommer, da träumte ich, der tag sei gekommen. denn höher als alles, schätzen wir die lust, gekannt zu sein. viel mehr gefühle morgens beim aufwachen als der tag je verbrauchen kann. das ungelebte ist das wirksame und zugleich das, worüber schwer zu reden ist. mein leben, meine stimme, mein körper gaben keine andre antwort her. sie spürte, wie ihr unaufhaltsam das geheimnis verlorenging, das sie lebensfähig machte. sie liest gierig. sie nimmt die alte gewohnheit wieder auf, sätze, zeilen zu notieren. das ist die handlung. und das war das leben, endlich. steckt denn in der frage 'wer bist du?' noch irgendein sinn? ist sie nicht hoffnungslos veraltet, überholt von der verhörfrage: was hast du getan?, die in dir selbst auf die schwache gegenfrage stößt: was hat man dich tun lassen? der erste einfall wird allein dadurch provoziert, daß man engagiert lebt. das verlierergefühl – ich kenne es seit 1965. aber wie oft und wann war hoffnung selbstbetrug. jetzt fällt mir die letzte maske vom gesicht. ich bin nicht ich. du bist nicht du. wer ist wir? vorschein oder nachschein. denn es ist ja nicht wahr, was dennoch viele glauben, daß man um so 'freier' erfinden kann, je weniger man weiß. erst die vielzahl der quellen [...] trägt einem die vielzahl der möglichen varianten einer geschichte zu. sie lebt ihr leben, auch im krieg. einen helden kann ich nicht lieben. am ende ist sie allein. tatsachen. aber was sind tatsachen? so wichtiges wird nie ein mensch von uns erfahren. für schmerz, glück, liebe gibt es keine zeichen. ich glaube, mehr weh tun kann nun nichts mehr. ich müßte mich für ein jahr in die wüste verziehen. ach, wie beneide ich in schwachen stunden all die unschuldigen, die im richtigen moment auf der richtigen seite waren, die sich selbst keine

fragen stellen und denen auch sonst niemand fragen stellt. einmal wird man wissen wollen, wer sie war, wen man da vergißt. abschied von phantomen. mondlicht und laue luft. und im gebüsch singt die erste nachtigall des jahres. der zauber, ohne den leben zu müssen schauerlich wäre.¹⁷

Eine Vielfalt von Bildern, die von den individuellen Hoffnungen, dem Verlust, der Trauer und dem Schmerz, dem Abschied von Phantomen, gestaltet in einem literarischen und poetischen Suchen erzählen (begonnen in den 60er Jahren und fortgesetzt bis Mitte der 90er Jahre) und mir auch Reflexionsfläche waren, um den Zauber am Leben und Forschen immer wieder neu zu hinterfragen und zu entfachen, sich zu reiben an dem „Wohin mit mir. Ist eine Welt zu denken, eine Zeit, in die ich passen würde. Niemand da, den ich fragen könnte“.¹⁸ Weibliche Lebensentwürfe und Rollenbilder einer Cassandra, Medea, Günderrode, einer Christa T. u.a., denen die Sehnsucht nach Liebe und Frieden in jeglicher Hinsicht, nach dem Zusammenfügen der Menschenhälften und -welten innewohnt.

Christa Wolf war es u.a. auch, die sehr deutlich auf die Probleme emanzipatorischer Entwicklung in der DDR hingewiesen und Frauen-Leben zum Thema der Gegenwartsliteratur gemacht hat. Sie schreibt im Essay zu Maxie Wanders *Guten Morgen, Du Schöne* (1977) über die Frauen in der DDR:

Sie beginnen darüber nachzudenken, was ihr Leben aus ihnen gemacht hat, was sie aus ihrem Leben gemacht haben [...] Frauen, durch ihre Auseinandersetzung mit realen und belangvollen Erfahrungen gereift, signalisieren einen radikalen Anspruch: als ganzer Mensch zu leben, von allen Sinnen und Fähigkeiten Gebrauch machen zu können. Dieser Anspruch ist eine große Herausforderung für eine Sozietät, [...] immerhin hat sie selbst, wissentlich oder nicht, diesen Anspruch geweckt; mit Frauenförderungsplänen, mit Krippenplätzen und Kindergeld allein kann sie ihm nicht mehr begegnen: auch nicht damit, glaube ich, daß sie mehr Frauen in jene Gremien delegiert, in denen überall in dieser Männerwelt, auch in unserem Land, die 'wichtigen Fragen' von Männern entschieden werden.¹⁹

Der konsequente Anspruch auf Ganzheitlichkeit und Subjektivität, verbunden mit dem Verweis auf spezifische patriarchale Verhältnisse als Herrschaftsverhältnisse in der DDR, markieren den Kern der Gedanken. Das, was in der Frauenforschung der DDR wenig gelang, nämlich den Blick auf die eigenen Interessen der Frau als Subjekt zu richten und sie nicht nur auf die Erfüllung von Forderungen (als Mutter, als Funktionärin, als Berufstätige...), als ein 'Vereinbarkeitswesen' zu sehen, das fand in der Literatur von Frauen ab den 70er Jahren, auch in der Kunst, Gestalt.²⁰

Sichtbar ist eine Differenz in der Darstellung der Grenzen zwischen menschlicher und spezifisch weiblicher Emanzipation – Christa Wolf plädiert auch

dafür, in den weiblichen Entwürfen die Entwürfe der ganzen Gesellschaft zu integrieren und fragt so am Schluß ihres Essays „Wie können wir Frauen befreit sein, solange nicht alle ‘Menschen’ es sind?“²¹

Die Älteren, so auch Christa Wolf, Sarah Kirsch u.a. stellten die Frau und die Widersprüche weiblichen Lebens zunächst im Paradigma des Grundwiderspruchs zwischen Individuum und Gesellschaft dar, schreiben sich jedoch an die Polarisierung von Frau und Patriarchat heran. Gerade in der dokumentarischen und autobiographischen Literatur treten die Geschlechterkonflikte deutlich hervor, wird die längst proklamierte Gleichberechtigung in Frage gestellt, z.B. in dem Protokollband von Sarah Kirsch *Die Pantherfrau. Fünf Erzählungen aus dem Kassettenrekorder* (1973). Aber die Autorin reflektiert diese literarische Bewegung anders. Sie sagte 1976:

Ich halte Emanzipationsschreiberei für unsinnig. Mann und Frau sollen nicht gegeneinander, sondern miteinander fertig werden. Beide müssen menschlich leben können, und sie stoßen dabei auf die gleichen Schwierigkeiten.²²

Was bezüglich der Frauenliteratur nur Andeutung bleibt – Aspekte weiblicher Ästhetik sind hier vernachlässigt –, kann z.B. bei Eva Kaufmann detailliert nachgelesen werden.²³ Auch Heidi Stecker verweist in ihrer Untersuchung zu Künstlerinnen darauf, daß viele Künstlerinnen wie viele andere DDR-Frauen Diskriminierung verdrängten und dahingehende Fragen als die von männerhasserischen Emanzen, die mal nicht so pingelig sein sollen, zurückweisen. Stecker fragt in diesem Zusammenhang auch nach den Differenzen von DDR-Sozialisation und Frauen-Sozialisation.²⁴ Ähnliches bemerkt Renate Ullrich in der Auswertung ihrer Interviews mit Schauspielerinnen unter dem Titel „Ostberliner Schauspielerinnen und ihre Frauenbilder vor und nach der Wende“. 1990/91 und 1994/95 hat sie im Rahmen eines Projektes narrative Interviews mit zehn Schauspielerinnen geführt. In ihrem Bericht heißt es:

Ohne daß wir sie ausdrücklich danach gefragt hätten, sagten damals und heute – von zwei Ausnahmen abgesehen – alle wörtlich oder sinngemäß: ‘Ich bin keine Feministin.’ Sie distanzieren sich vom Feminismus aus unterschiedlichen Gründen: [...] Alle Befragten sagten sinngemäß: Erstens hätten sie nichts gegen Männer, und zweitens haßten sie Konkurrenzverhalten. Einige räumten später ein: Nachdem sie nun auch in den Verhältnissen lebten, in denen die Westfrauen sich von Anfang an täglich behaupten mußten, könnten sie ihr Verhalten zwar verstehen, sich ihnen aber trotzdem nicht wirklich verbunden fühlen [...] Mit dem durch die radikale Transformation geschärften Blick auf die Vergangenheit stellen einige Schauspielerinnen überrascht fest, daß sie während ihrer gesamten künstlerischen Arbeit in der DDR [...] mehr und intensiver Frauenfragen auf die Bühne gebracht und damit auch Fraueninteressen öffentlich vertreten haben, als es ihnen und uns damals bewußt war. Sie entdecken neu: In den damals als ‘eingreifend’ bezeichneten Bemühun-

gen von Theater und Film um menschliche Emanzipation und um Demokratisierung spielte die Frauenproblematik [...] eine zentrale Rolle.²⁵

Dieses Paradigma individueller und sozialer Rollen- und Lebensmuster, Christa Wolf sprach einmal von einem „Vorgefühl einer Gemeinschaft“, und in dem zitierten Vorwort wird von „menschlicher Emanzipation“ gesprochen, das auch durch die sozialwissenschaftliche Frauenforschung nach 1990 aufgegriffen wird und z.B. als „humanistischer Feminismus“²⁶ gefaßt wird, ist einerseits im Kontext westeuropäischer und amerikanischer feministischer Diskussionen im Bereich der Literaturwissenschaft der 80er Jahre als äußerst bereichernd gesehen worden, da als gesellschaftliche Alternative zum bürgerlichen Feminismus, als gewollte gesellschaftliche Veränderung.²⁷ Andererseits versteckt sich darin auch die Ambivalenz der Identität ostdeutscher Frauen, die sich in der Frauenforschung widerspiegelt.

Die Einordnung der Geschlechterfragen in die Fragen nach menschlicher Emanzipation allgemein wirkte auf einen Geschlechterdiskurs eher harmonisierend. Der Begriff ‘Feminismus’ war bis zum Ende der DDR nicht salonfähig, es gab eine ideologisch begründete Abwehr in der offiziell gebilligten Forschung –, gesprochen wurde offiziell von Gleichberechtigung, und er war auch im Verständnis vieler Künstlerinnen zu sehr Ausdruck für eine Differenz der Geschlechter, die einem Ausschluß des anderen aus dem Allgemeinwohl gleichkam. Das emanzipatorische Selbstbewußtsein der Frauen, resultierend aus Berufstätigkeit und der Fähigkeit, den Alltag zwischen ganztägiger Berufstätigkeit und Kindererziehung bzw. Hausarbeit zu gestalten, wurde begleitet von der relativen Unreflektiertheit der Geschlechter- oder Frauenfrage. Irene Dölling spricht in diesem Zusammenhang vom Miteinander traditionaler und moderner Aspekte im Selbstverständnis ostdeutscher Frauen der mittleren und älteren Generation. Mentalitätsgeschichtlich, das hier nur am Rande, wirkte sicher auch die Annahme vom „Miteinander der Gleichen und deren Verlangen nach Echtheit“ in der Gemeinschaft als Lebensform, die in einer „arbeiterlichen Gesellschaft auf der substantiellen Gleichheit ihrer Bürger beruhte“.²⁸ „Sofern der ostdeutsche Diskurs zum Thema Echtheit wirklich Neues zu sagen hatte, trug er weibliche Züge.“²⁹ Ich halte diesen Anspruch auf ‘Echtheit als Lebensform’³⁰ für einen wichtigen Hinweis auf Bedürfnisse und Hoffnungen von Frauen/Männern, auch auf daraus resultierende Unfähigkeiten und Ängste im Umgang mit den Veränderungen der sozialen und ökonomischen Welt, der zeitversetzten Individualisierung seit 1990.³¹ Die benannte Auffassung von Geschlecht scheint dicht angelehnt an die feministische Suche nach einem authentischen Geschlecht, an das die Visionen und Utopien feministischer Traditionen jenseits von einem Zerfall der Kategorie Geschlecht, einer bloßen Ästhetisierung, geknüpft sind.

In dieser gedachten Möglichkeit des Miteinanders aufgrund von Gleichheit konnten sie jedoch auch ihre Biographien verlieren; die Suche danach fand u.a. in der Kunst wieder Gestalt.

So möchte ich Einblicke in autobiographische Gestaltungen geben, die ein ästhetisches Bild von den individuellen und gesellschaftlichen Erfahrungen von Frauen und der kulturellen und symbolischen Konstruktion von Geschlecht zeichnen.

Sigrid Damm, geb. 1940, durch ihre Recherche *Christiane und Goethe* 1999 auf den Bestsellerlisten des deutschen Literaturmarktes, verwies 1987 auf das bereits benannte Untergehen der Biographien in den egalitären Strukturen der DDR:

Ich sah Lenzens Gesicht, es war das unsere. Er trat durch die Tür, wir waren es. [...] hätte ich fünf Jahre meines Lebens an ein anderes fremdes, fernes gewandt, wenn diese Wege zu Lenz nicht auch Wege zu uns, Wege zu mir gewesen wären? Ende der 70er, der 80er Jahre – Erfahrungen bewältigen. [...] nicht mit den Eigenschaften gebraucht zu werden, die uns wichtig waren, unsere Kräfte nicht gefordert zu sehen. Kein Training daher, Verkümmern. Blaß, farblos. Eine Generation ohne Biographie. Wir wurden einander gleich; Mittelmaß, das sich in Geschäftigkeit verbrauchte [...]. Wir müssen uns meinen. Uns nicht gering schätzen, uns wichtig sein. Das allein, spüre ich, kann die 'Wachstumsstelle' einer menschenmöglichen Zukunft sein.³²

Biographisches Schreiben auch aus einem autobiographischen Impuls heraus, aus einer Suche. Die Autorin beschäftigte sich, nach ihrem Ausstieg aus dem germanistischen Wissenschaftsbetrieb und einem Weg in die Freiberuflichkeit, mit Biographien von VorgängerInnen, gibt Briefe der Karoline Schlegel-Schelling heraus, schreibt biographisch über Jakob Michael Reinhold Lenz und Cornelia Goethe, und legt 1992 einen autobiographischen Roman vor mit dem Titel *Ich bin nicht Ottilie* als ihre Beschäftigung mit ihrem Leben als Archiv unentzifferbarer Dokumente (?) heraus.³³ Dort heißt es:

„Zurück. Weiter zurück. An den Anfang.“ – diese Worte sind der Erzähl- und Erinnerungseinsatz, gesprochen im Dezember 1987 – Sara, die Figur. Nicht mehr das Wir einer Generation dominiert, sondern eine Frauenfigur steht im Zentrum. Man spürt von Beginn des Erzählens die Gegenwärtigkeit des Vergangenen und die Suche nach den Spuren und dem Werden einer Frau in der DDR, eine Form von bilanzierender Suche in einem äußeren, stagnierenden Gesellschaftsprozess, in dem die inneren, biographischen Transformationen und kreativen Wandlungsprozesse auch als schmerzliche Ablösung hervorsprudeln.³⁴ Die eigene Utopie, eng verknüpft mit der gesellschaftlichen des „wärmenden Ländchens“ (DDR), das in seiner Erstarrung zum Totenhaus wird, mündet facettenreich in einer weiblichen Suche nach dem „Tor zur Utopie“, in

dessen Öffnung die Liebe und die Arbeit zentrale Motive sind. In der Erinnerung entsteht ein märchenhaftes Bild, ein Konstrukt von Weiblichkeit, das Saras Rollenbild sehr geprägt hat:

Sara denkt an den Prinzen. Den Zopf herunterlassen, hundert Jahre nach der Dornenhecke warten, Aschenputtel sein. Der Prinz. Er ist es, dem alles gilt. Er ist das Maß. Auf ihn zu warten das ihre. Dann dieses: und sie lebten vergnügt bis an ihr Ende. Auch im Alltag. Die Ermahnungen der Mutter: 'wenn du am Daumen lutschst, dann werden deine Zähne krumm und du bekommst keinen Mann. [...] Schneide keine Fratzen, das macht dich häßlich, keiner wird dich nehmen'. Schönheit, das magische Wort.³⁵

Das Rapunzel-Motiv wird quasi als Resümee des erzählenden Ichs, als Frage nach der Möglichkeit der weiblichen Selbstentfaltung in einer Partnerschaft, wieder aufgegriffen:

Der Erker im Schloß. Das Kind, das sie gewesen war. Sie ließ den Zopf herunter, sie zählte bis zwanzig, fünfmal von vorn, sie wartete hinter der Dornenhecke. Der Prinz. Ihm zu folgen war ihre Rolle. Angeboren? Anerzogen. Wo aber war sie? Was war Haut, was Hemd? ... Das Tor zur Utopie. Sie gibt nicht auf, miteinander reden, sich lieben. Jetzt kennt sie sich, weiß, was sie kann, will, vermag. Das der Sinn! Das innere Gleichgewicht. Freisein: Konzentration auf die Arbeit. Manchmal denkt sie, das ist das EIGENTLICHE. Die aufregende Phase, wenn eine Idee zögerlich Gestalt anzunehmen beginnt. Arbeit: Bei-sich-Sein.³⁶

Weibliche Emanzipationsprozesse werden in der Parallelführung von individueller und gesellschaftlicher Geschichte als Absage an die DDR-Gesellschaft in und auch durch einen schriftstellerischen Wandlungsprozeß und gleichzeitig als Sehnsucht nach dem Ich im und mit dem Du und dem Wissen um die Unmöglichkeit, dieses DU zu bewahren, gestaltet. Fazit: „Gewißheit, BEWEGUNG WIRD EINSETZEN.“ Und Bilder der Bewegung gibt es auffallend viele, nachdem die Starre abgelegt wurde.

Die Sehnsucht bleibt, auch wenn Rapunzel den Zopf nach oben gezogen hat. Wie schreibt Barbara Köhler, die 1959 Geborene:

Rapunzel Rapunzel
Setz die Brille ab heul dich aus
laß die Schminke fließen es hilft
nicht aber befreit wovon Rapunzel
in Rotz und Wasser ersäuft die Welt
mußt du nicht mehr sehen was ist
willst nicht den alten Zopf abschneiden
im Märchen zieht man die andren dran hoch
zerrt man sich selbst aus dem Sumpf

heißt das Lüge wird bestraft so
ist das Leben Rapunzel das Sicherste
ist ein Turm ohne Tür.³⁷

Ein Streben der Frau nach Gleichwertigkeit im Anderssein, wird bei diesen Jüngeren, wie z.B. Barbara Köhler (1959) und Gabriele Kachold (1954)³⁸ in den 80er Jahren vor einem anderen biographischen Hintergrund deutlich: dem Nicht-so-Verwobensein mit der großen sozialistischen Utopie und damit der Gestaltung einer anderen Distanz, gelebt als Frau und Schriftstellerin.

In einem Interview sagte Barbara Köhler mit Blick auf die feministische Bewegung:

Ich glaube, mit Feminismus wäre mir da auch nicht zu helfen gewesen. Es gab diese totalitäre Ideologie, es gab diese Macht, dieses geschlossene System – ich kann nicht mal sagen, daß es mir um Opposition ging; es ging um das Andere zum System, heute würde ich sagen: das Nichtkompatible, den Virus. Ist jetzt ziemlich dick aufgetragen für die simple Tatsache, daß eine sich unter Leben was anderes vorstellt als Funktionieren.³⁹

An anderer Stelle heißt es:

Wie ist überhaupt eine Gleichwertigkeit im Anderssein möglich? Ich habe oft von feministischer Theorie einen konfrontativen Eindruck: Daß die auch wieder nur in die Mitte wollen. *Die leere Mitte* und *Das Verschwinden des Subjekts* haben sich inzwischen ja auch in männlichen Theorien durchgesetzt. Ich denke, daß die Frauen, weil sie nie in der Mitte waren, eher die Chancen haben, eine exzentrische Position zu formulieren, so daß Gleichwertigkeit an die Stelle der Werthierarchie tritt. Ganz explizit wäre das die Frage des *Anderen*, was ich für die Grundfrage der Zeit halte: Wie kann ich mich ohne Ausgrenzung als Subjekt konstituieren.⁴⁰

Dies markiert übergreifende Aspekte der anhaltenden Suche nach dem Ich – in der DDR in der Reflexion des Verschwindens unter Gleichen, ohne die Gedanken der Gemeinschaft fallenlassen zu wollen einerseits, und in der Vielfalt und Auflösung des Subjekts in heutigen Individualisierungsdebatten andererseits. Gesprochen wird an dieser Stelle z.B. von einem nichtkonfrontativen feministischen Anspruch. Ursula Schröter, Soziologin und Mitgründerin des *Instituts für Sozialdatenanalyse e.V. Berlin 1990*, hat auch in Interviews mit ostdeutschen Männern nach 1990 den Satz gehört: „Feminismus meint beide Geschlechter.“⁴¹

Das Maß für Nähe und Distanz, die Frage nach einer (weiblichen) Sprache für Liebe, für körperliche Erfahrung, Sexualität werden zum Thema, ohne in Polarisierungen verfallen zu wollen, „die Pole sind nunmal die Gegenden, wo es am kältesten ist“, wie Barbara Köhler dies ins Bild setzt.

Die Literatur als eine Möglichkeit, die EigenArtigen Ostfrauen Gestalt werden zu lassen.

Das (sozialwissenschaftliche) Erforschen gibt diesem Gewand weitere Muster.

Ein Rückblick – Forschung über Frauen in der DDR

Viele Fäden liegen in diesem Gewebe aus Historie und Gegenwart, geprägt von unterschiedlichen Sichtweisen und Forschungsparadigmen.

Irene Dölling hatte z.B. festgestellt, daß die Publikationen in der DDR zur Frauenforschung hinsichtlich der Maßstäbe feministischer Forschung (theoretischer Erklärungsansatz von Geschlechterverhältnissen und ein klar formuliertes subjektives Forschungsinteresse) nicht als Ergebnisse von Frauenforschung bewertet werden können und daraus auch die Ambivalenz der Forschungsaufgabe im damaligen und heutigen Kontext entwickelt werden muß.⁴²

Dieser Hintergrund der Modernisierungs- und Individualisierungsdebatten wird auch von Ursula Schröter aufgenommen, die verdeutlicht, daß die These von der 'nachholenden Modernisierung im Osten' auf das Unverständnis ostdeutscher Frauen trifft:

DDR-Frauenleben war im statistischen Durchschnitt in vieler Hinsicht (nicht in jeder) moderner als das Alltagsleben der westdeutschen Frauen, weshalb eher der Geißlerschen Auffassung vom 'Gleichstellungsvorsprung im Osten' [...] zuzustimmen ist. Schließlich resultiert die östlich-weibliche Skepsis gegenüber Modernisierungsauffassungen auch daraus, daß 'modern sein' mehrheitlich mit 'zukunfts-trächtig sein' und deshalb 'erstrebenswert sein' gleichgesetzt wird.⁴³

Feministische Perspektiven stellt sie in den Zusammenhang anderer alternativer Denkansätze (globales Denken, ökologisches Denken), erörtert die theoretische Gleichrangigkeit von Klassenunterschieden, Geschlechterunterschieden und ethnischen Unterschieden und kritisiert Moderne-Konzepte als Männer-moderne. Ihr Ansatz ist ein Zweifeln am alleinigen Gedanken der modernen Leistungs- und 'Fortschrittsgesellschaft', eine Kritik der Dominanz des Ökonomischen.

Die Auffassungen von Irene Dölling tendieren mehr zum Nebeneinander traditionaler und moderner Aspekte des Frauenlebens und der Frauenforschung in der DDR, wobei die Charakteristik der DDR als Variante einer modernen Gesellschaft in der Doppelbewegung von Progression und Regression, von Emanzipation und Repression, von Modernisierung und Demodernisierung verstanden wird.⁴⁴ Das Aufbrechen traditionaler Aspekte weiblichen Lebens

durch die Berufstätigkeit, die 'Außenorientiertheit', die tendenzielle ökonomische Selbständigkeit sind in der Identität vieler DDR-Frauen habituell verankert. Aber:

Andererseits haben solche traditionellen Elemente wie ausgeprägte geschlechterspezifische Arbeitsteilung in der Berufssphäre, Bewertung von Frauenarbeit als billiger und zweitrangig, symbolische und strukturelle Verortung der Frauen in der Privatsphäre usw. diesen Modernisierungsschub für Frauen begrenzt und konterkariert: er wurde von nicht wenigen Frauen zunehmend als Doppelbelastung erfahren und bewertet.⁴⁵

So gibt es, bei all diesen noch nicht abgeschlossenen Versuchen zur differenzierten Ausleuchtung dieses Forschungsgebietes, unter den Forscherinnen und Forschern, die sich mit dieser Thematik beschäftigen, folgende Basis:

Die Frauenfrage war in der DDR der sozialen Frage untergeordnet. Frauen und Männer wurden durch ihr Verhältnis zum sozialistischen Eigentum als gleichberechtigt angesehen, wobei die Teilnahme am Arbeitsprozeß maßgebend war. Dies bedeutete einengende konzeptionelle und institutionelle Bedingungen, ja die Funktionalisierung von Forschung durch 'Vater Staat' und sein politisch-ideologisches Teilsystem, die die Frau dementsprechend auch in Teilfunktionen zerlegt. Frauen wurden weitgehend nach dem offiziell geforderten Muster realisierter Gleichberechtigung bewertet und damit nach ihrer Fähigkeit, Mutterschaft und Berufstätigkeit zu vereinen. Die Vereinbarkeitsthematik, die dann auch in Aussagen über die Einbeziehung der Frau in das gesellschaftliche Leben mündete – was einen davor vorhandenen Ausschluß vermuten läßt –, kristallisierte sich als Schwerpunkt der 'Frauenförderung' heraus.

Christine Eifler faßt zusammen:

Forschung über Frauen hatte von ihrer Konstituierung an die Aufgabe, den nicht öffentlich gemachten Wandel der SED von der Frauenpolitik auf Familien- und Bevölkerungspolitik zu legitimieren. [...] Eine Reihenfolge der Anzahl von Untersuchungen zur Situation von DDR-Frauen stellt sich für die 80er Jahre wie folgt dar: überproportional vertreten sind die Themen Sexualverhalten – Familienplanung – Kinderwunsch – Gesundheitsschutz, Vereinbarkeit von Berufstätigkeit und Mutterschaft, Bildung, Frauen in höheren Leitungsfunktionen, im Erwerbsleben und in gesellschaftlichen Organisationen. Dann folgt die Vorbereitung Jugendlicher auf Ehe und Familie, Kindererziehung, Recht und Sprache. Randthemen sind Alleinstehende, Wohnbedingungen, Rentnerinnen, Alkoholismus unter Frauen. Gewalt gegen Frauen, sexueller Mißbrauch, Ungleichheiten in der Entlohnung und andere Formen von Benachteiligung waren keine Untersuchungsgegenstände.⁴⁶

Wirft man einen Blick auf die bereits seit den 60er Jahren institutionalisierte Frauenforschung in der DDR, so ist interessant, daß der Frauenforschung im DDR-Wissenschaftsgefüge auch der sonst übliche politische und wissenschaftliche Status nicht zuerkannt wurde. Eifler verweist darauf, daß der Wissenschaftliche Rat *Die Frau in der sozialistischen Gesellschaft* (ab 1981; seit 1964 existent als wissenschaftlicher Beirat) nicht wie üblich der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim Zentralkomitee der SED, sondern dem Institut für Soziologie und Sozialpolitik der Akademie der Wissenschaften der DDR zugeordnet war. So rutschte die Forschung über Frauen in eine Geheimnische und wurde von den ambivalenten und bescheidenen Möglichkeiten einer Politikberatung und der sozialwissenschaftlichen Diskussion über die weitere Gesellschaftsentwicklung ausgeschlossen.

Ich möchte an dieser Stelle eine biographische Skizze einer Forscherin aus Sachsen-Anhalt⁴⁷ einführen, die seit den 60er Jahren in diesen Kontexten gelehrt und geforscht hat.

Lieselotte Hinze war über lange Jahre Mitglied des wissenschaftlichen Beirates *Die Frau in der sozialistischen Gesellschaft* und forschte seit Mitte der 60er Jahre, integriert in die Sektion *Berufstätige Frau und Gesellschaft* innerhalb der Fachsektion Sozialhygiene zum Einfluß der Berufstätigkeit und der soziefamiliären Bedingungen auf die Gesundheit der Frau in der sozialistischen Gesellschaft sowie zum Gesundheitszustand der Bevölkerung unter geschlechtsspezifischen Aspekten im Raum des derzeitigen Landes Sachsen-Anhalt. Zu dieser Thematik habilitierte sie auch. Somit bewegte sie sich in einem traditionellen und offiziell geförderten Forschungsbereich. Es entstanden Studien, die die Forscherin nicht nur als Illustration und Legitimation offizieller Frauenpolitik begreift, auch wenn das staatliche Interesse an diesen Forschungen bis Ende der 70er Jahre sehr stark war.

Ab Beginn der 80er Jahre, so Hinze, stagnierte dies. Sie begründet das damit, daß mit der Umsetzung spezieller sozialpolitischer Maßnahmen kein 'äußerer Anlaß' mehr für derartige Forschungen bestand. „Nun sind da einige sozialpolitische Maßnahmen. Und nun seid mal still...“ (Gespräch vom 17. Juni 1996) Im Gespräch stellte sich eine selbstbewußte Forscherin dar, die in ihren Selbstreflexionen auf die Leistungen in ihrem Fachgebiet und die Achtung, die dieses zu DDR-Zeiten hatte, verwies, die sich aber durchaus mit ihrer eigenen Forschungsgeschichte und -theorie auseinandersetzte. Ihr Wissen um Theorie-defizite, wobei die Wertung feministischer Ansätze nicht abgeschlossen war, gepaart mit dem Wissen um die Reproduktion eines traditionellen Rollenverständnisses in der DDR-Frauenforschung (Frau ist selbstbewußt, hat kaum Konflikte mit ihrer Multifunktionalität) und das Vorhandensein von 'dunklen Feldern' in der sozialmedizinischen Familienforschung (Gewalt, Beziehungsarbeit, Mißhandlungen, Sucht, behinderte Frauen) sind ein Ausdruck. Liese-

lotte Hinze vertrat den Standpunkt, daß gerade im Forschungsbereich Sozial- und Arbeitsmedizin in bezug auf die Berufstätigkeit der Frau ein Vorsprung gegenüber den Alt-Bundesländern zu verzeichnen war. Nach ihren Erfahrungen, auch im Lehrbetrieb des Fachbereiches – der Gesundheitsschutz von Mutter und Kind war integrativer Bestandteil der Lehre –, wurde die frauenspezifische Sicht nach 1990 zugunsten gesundheitsökonomischer Fragen zurückgedrängt. Frau Hinze engagierte sich nach 1990 innerhalb der *Deutschen Gesellschaft für Sozialmedizin* für die Einrichtung einer Arbeitsgruppe *Frau und Gesundheit*, die es bisher nicht gegeben hatte. Sie arbeitet nach 1990 im Themenbereich Gewalt gegen Frauen in Sachsen-Anhalt (einem tabuisierten Bereich in der DDR-Frauenforschung) und führt – interdisziplinär und vernetzt mit einem Bremer Forschungsinstitut – Untersuchungen zur gesundheitlichen Lage von Frauen im Ost-West-Vergleich durch.

Fragen wir weiter mit Renate Liebsch und Angelika Haas:

„Forschungen zu Frauen, aber keine Frauenforschung?“ Sie widmeten sich der detaillierten Auswertung der ‘grünen Reihe’ (Publikationsorgan offizieller Forschungen als Mitteilungen des Wissenschaftlichen Rates *Die Frau in der sozialistischen Gesellschaft*). Mittlerweile gibt es Bibliographien, die auch näher Auskunft geben.⁴⁸ Haas und Liebsch betrachteten somit die staatlich geförderten Ergebnisse zur Frauenforschung aus den 60er bis 80er Jahren. In diesen wurden die wichtigsten Arbeitsergebnisse gesammelt, aber allerdings wie Literatur aus dem nichtsozialistischem Ausland behandelt, d.h. es brauchte einer besonderen Genehmigung, um sie lesen zu können. Sie stellen fest:

Es hat in der DDR, im staatlichen Wissenschaftsbetrieb, nicht nur eine äußerst große Zahl von Forschungsarbeiten zu Frauen gegeben. Uns hat auch erstaunt, wieviel wir dank dieser Forschungsergebnisse über die reale Situation der Frauen in der DDR wußten bzw. hätten wissen können. (Der Konjunktiv bezieht sich darauf, daß der größte Teil dieser Ergebnisse nicht der breiten Öffentlichkeit zugänglich war. Aber wir Forscherinnen und Forscher waren von der Kenntnisnahme nicht ausgeschlossen.)⁴⁹

Solche Untersuchungen belegen u. a., daß trotz rechtlicher Gleichstellung, gleicher Bildungschancen, einer gleich hohen beruflichen Qualifikation und einer fast vollständigen Berufstätigkeit der Frauen die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung sowohl in der Volkswirtschaft als auch im Bereich der reproduktiven Sphäre eindeutig zu Lasten der Frauen ging. So kommt die Historikerin und Anglistin Hanna Behrend (Berlin) durch eigene Erfahrungen als Wissenschaftlerin mit drei Kindern zu der Feststellung,

daß Gleichberechtigung nicht automatisch aus weiblicher Berufstätigkeit hervorgehe und somit in unserem Land bereits erfolgreich abgeschlossen sei. Wir hielten Berufstätigkeit für eine unverzichtbare, aber nicht ausreichende Voraussetzung für die Befreiung der Frau.⁵⁰

Hanna Behrend hat in ihren Lehrveranstaltungen und -forschungen in der Anglistik/Amerikanistik konsequent feministische Auffassungen vertreten, die nur dann zensiert wurden, wenn DDR-Frauenpolitik öffentlich problematisiert wurde. Diese 'Hobby-Forschungen', laut Wertung von Irene Dölling, haben sicher ihre Besonderheiten, stehen sie doch kaum in Verbindung zur Frauenbewegung, d.h. sie tragen stark akademischen Charakter und konnten keine zureichende Analyse der Strukturen des Staatssozialismus liefern.⁵¹ Sie weisen jedoch auf das vereinzelte Wirken humanistischer Feminismuskonzepte hin.

Feministische Theorieansätze in der DDR-Frauenforschung gab es in den 80er Jahren nur vereinzelt in den Kultur-, Kunst- und Sprachwissenschaften, in der Soziologie und Kulturgeschichte. Sie werden von Irene Dölling als „Hobby-Forschungen“, da nicht staatlich gefördert, bezeichnet. Die Forscherinnen versuchten, explizit feministische Ansätze, so z.B. zur kulturellen Konstruktion von Weiblichkeit oder Männlichkeit, ihren konkreten Erscheinungsweisen in Literatur und Kunst, und deren Bedeutung für die Stabilisierung von Herrschaftsverhältnissen, in ihre Lehrveranstaltungen und Forschungen einzubeziehen.⁵² Ein Beispiel dafür liefert auch die Studie zu Sachsen-Anhalt. Bei der Erinnerung an Gespräche klingen Sätze im Ohr, die genau diese Ambivalenz zwischen wissenschaftlich gewachsenem Interesse, Möglichkeiten sowie Grenzen der Arbeit im Bereich Frauenforschung vor 1990 widerspiegeln. Mehrfach gehört habe ich:

„Frauenforschung im heutigen feministischen Sinne und auf dem notwendigen wissenschaftstheoretischen Fundament gab es so nicht.“ Deutlich wurde sofort, daß es sich um Spuren handelt, die in sich biographische Schürfungen tragen, die weit über die recherchierte Oberfläche hinausreichen. In der literaturwissenschaftlichen Forschung in verschiedenen Fachbereichen gab es die Beschäftigung mit feministischen Ansätzen, schon durch den Forschungsgegenstand und den Einfluß der neuen Frauenbewegung in den westlichen Ländern und den USA auf die Theoriebildung.

Ein Brief der Anglistin Ingrid Kuczynski soll abschließend zitiert werden. Er erscheint als wichtiges Steinchen im Mosaik der Frauenforschungsgeschichte in Sachsen-Anhalt, denn er gibt biographische Einblicke in Anfänge, Linien und Brüche im Leben einer Frauenforscherin, die aus eigenem Forschungsinteresse und abseits staatlicher Förderung im Wissenschaftsbetrieb der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (bis 1995) um feministische Ansätze bemüht war. Ingrid Kuczynski schreibt im Brief vom 19.10. 1996:

Ich habe als Einzelperson gearbeitet innerhalb des Forschungsprogramms der damaligen Sektion, in dem jede(r) seine Themen seinem Fach entsprechend mehr oder weniger selbst bestimmen konnte. In meinem Falle ergab sich eine formale Anbindung an die sektionsübergreifende Forschung zur europäischen Aufklärung. Da Frauenforschung nicht das Thema meiner Habilitationsarbeit war, brauchte ich über Stand und Ergebnisse nicht einmal irgendjemand Rechenschaft abzulegen. [...]

Ich habe mich seit etwa 1981/1982 mit der Thematik beschäftigt, angeregt durch die Frauenforschung und die damalige Neue Frauenbewegung in Großbritannien und den USA, und dazu regelmäßig Lehrveranstaltungen durchgeführt. Das waren zweistündige wahlweise-obligatorische Literaturseminare für das 4. Studienjahr [...], für die ich Themen zum Frauenbild in der englischen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts angeboten habe. [...]

Zum Seminar gehörte immer eine Einführung in das Thema der Frauenforschung (zum Ende der 60er Jahre in den USA angefangen), die überhaupt erst einmal vorgestellt werden mußte, da zunächst bei den Student/innen kaum die Bewußtheit einer Problematik in den Geschlechterbeziehungen vorhanden war. Sie fanden sich alle gleichberechtigt und keineswegs benachteiligt und hielten das Thema zwar für interessant, aber auch für sie persönlich irrelevant. [...] Die verfügbare Sekundärliteratur war natürlich etwas dünn, aber mit meiner Einführungsvorlesung, den Essays von Virginia Woolf, der 'Imaginierten Weiblichkeit' von Silvia Bovenschen und anderen Aufsätzen war dann schon einiges zu erreichen.

In den 80er Jahren gab es dann auch schon Veröffentlichungen in der DDR-Anglistik zu diesem Thema; 1987 und 1988 fanden z. B. die Shakespeare-Tage in Weimar – die wichtigste jährliche anglistische Konferenz – zu Frauenbildern bei Shakespeare statt. Vielleicht ist es hier angebracht zu sagen, daß die Anglistik in der DDR innerhalb der Literaturwissenschaften eine Art Vorreiterrolle gespielt hat, da es im Fach natürlich eine Orientierung auf die Forschungsrichtungen in GB/USA und viel weniger Vorbehalte gegenüber feministischen Fragestellungen als etwa in der stark männlich geprägten Germanistik gab.

Seit 1986 hatte ich Kontakte zum Lehrstuhl 'Feministische Literaturwissenschaft' an der Universität Hamburg und bekam von dort regelmäßig den Rundbrief zugesandt. [...] Durch das Netz von Kontakten, das ich mir aufgebaut hatte, ging das schließlich ganz gut.

Meine ersten Veröffentlichungen zum Thema waren Rezensionen in der *ZAA (Zeitschrift für Anglistik/Amerikanistik)* von 1982 und 1983.

Diese u.ä. Einzelforschungen bildeten die Basis für das seit 1990 einsetzende erfolgreiche Bemühen um die Institutionalisierung von Frauenforschung in Ostdeutschland.⁵³ Eine Vielzahl von Arbeiten, die z. B. im *Bulletin 13 „DDR – Frauen – Wende“*, herausgegeben vom *Zentrum für Frauenforschung* der Humboldt-Universität zu Berlin (gegr. 1989) nachlesbar sind und während vielfältiger Kolloquien und Tagungen, Vorlesungsreihen präsentiert wurden und werden.⁵⁴

Und damit schließe ich – unabgeschlossen – die Gestalt dieses Aufsatzes mit einem

Fazit?

Ich begegne mit meinen deskriptiven, fragmentarischen und sich als Anregung verstehenden Annäherungen der Spannweite und Komplexität der Forschungsfragen und -aufgaben in Transformationsprozessen, die die Hinwendung aus dem Heute in das Damals oder das Ankommen aus dem Damals im Heute thematisieren. Eine Aufgabe der Frauenforschung ist damit, sich selbst als Frauen in damaligen Strukturen, individuellen, gesellschaftlichen, symbolischen Prozessen zu begreifen und nach deren Weiterwirken, Verlust und Gewinn zu schauen.

Irene Dölling benennt des weiteren als Forschungsaufgaben für die ostdeutsche Frauenforschung die Untersuchung geschlechtsspezifischer Dimensionen von Individualisierungsprozessen (neue Segmentierung des Arbeitsmarktes, neue Formen beruflicher Qualifikation etc.; kritische Reflexion des ostdeutschen Paradigmas der Erwerbsarbeit als zentrierender Punkt des individuellen Lebens); des weiteren die intensive Beschäftigung mit dem Konzept der *civil society* und die differenzierte Analyse der Macht und Mächtigkeit symbolischer Geschlechterordnungen, um so den Blick zu richten auf die Einverleibung von Kultur und die Ausbildung einer Geschlechtsidentität im Sozialisationsprozeß in der DDR.⁵⁵

Als *Fazit* zitiere ich Gedanken von Hildegard Maria Nickel, der jetzigen Leiterin des *Zentrums für Interdisziplinäre Frauenforschung* an der Humboldt-Universität und Professorin für Soziologie, die ich teile:

Die patriarchale Gleichberechtigungspolitik hatte eine asymmetrische Chancenstruktur zur Folge, und Frauen waren schon damals seltener Gewinnerinnen auf dem Feld des Bargainings (Aushandelns). Sie waren aber nicht schlichtweg Verliererinnen des realen Sozialismus, denn die DDR hatte tatsächlich auf Gleichberechtigung gesetzt und Frauen und Männer gleichermaßen in die Erwerbsarbeit einbezogen, abgedefert durch eine die Vereinbarkeit von Mutterschaft und Berufsarbeit stützende Sozialpolitik. Das war schließlich die Basis des 'Gleichstellungsvorsprungs', den ostdeutsche Frauen gegenüber ihren westlichen Schwestern hatten. Bis heute ist das ein irritierendes Faktum im deutschen Vereinigungsprozeß. [...] Die Wendefolgen lassen sich also kaum pauschal und eindimensional entlang von Geschlechtergrenzen in Verlust und Gewinn sortieren. Dennoch ist vor allem die Erwerbssituation von ostdeutschen Frauen ein hervorragender Indikator für gelungene und/oder mißlungene gesellschaftliche Integration. Denn Erwerbsarbeit ist – unter den marktwirtschaftlichen Bedingungen zumal – die zentrale Instanz, die über Lebenschancen und politische Teilhabe entscheidet. (Ostdeutsche) Frauen bestehen demzufolge zurecht auf ihre volle Erwerbsintegration. Zehn Jahre nach dem Fall der Mauer sind die Formen gesellschaftlicher Benachteiligung von Frauen zwar andere, aber sie sind keinesfalls geringer oder weniger schmerzhaft. Heute fürchten Frauen und zunehmend auch Männer in Ost und West, durch die markt-

gesteuerten Mechanismen sozialer Exklusion die Kontrolle über ihr eigenes Leben zu verlieren bzw. sie nicht mehr zurückzugewinnen. [...] Der feministische Diskurs wird Brücken bauen müssen, die in die geschlechtsblinden Gesellschaftsdebatten hineinführen, denn auf den umgekehrten Weg einer breit gefächerten geschlechter-sensiblen Neugier der politischen Elite ist in der Bundesrepublik zur Zeit kaum zu hoffen.⁵⁶

Und dies führt mich nochmals zu Barbara Köhler und einer

Assoziation zum Schluß

Und vielleicht sollte das aufhören:

Wörter wie Mann und Frau
einander vorzuwerfen.

Sprache Ohneland. Deutsches Roulette
endet mit dem Rien ne va plus.

Sprich weiter. Woran sich halten.⁵⁷

Auch an ostdeutsche Konturen können frau/mann sich halten in einem fortgesetzten Wanken der Geschlechts-, Individualitäts- und Gesellschaftsbilder. „Zwischen den Himmeln“, so heißt ein anderes Gedicht der Barbara Köhler – ein Bild, das „stockendes Fliegen“ als Transformationsbewegung beschreibt. Auch ostdeutsche Konturen bieten Gestaltungsimpulse für frau/mann in einem fortgeschrittenen Wanken der Geschlechts-, Individualitäts und Gesellschaftsbilder. Sprachverwirrung so auch als Ausdruck von Fremde und Suche des Eigenen im Fremden, ohne Eigenes ganz abzustreifen – Suche nach einem individuellen (und gemeinsamen) Ort. Eine Illusion im *Deutschen Roulette*? Als Utopie einer Ganzheit im Gemeinschaftlichen ja. Wohl aber als Kraft, sich in Zeiten scheinbarer Subjektauflösung im Individualisierungs- und Modernisierungsgeschehen selbst als Subjekt im Fühlen und Denken zu zeigen, sich anzunähern im Einfordern alternativer biographischer Zukunftskonzepte für Frau (und Mann). Eine Chance. (?) Auch für Alina und Karl?

Anmerkungen:

- 1 Bezugnehmend auf das Buch mit dem Titel *Eigenartige Ostfrauen. Frauenemanzipation in der DDR und den neuen Bundesländern*, hrsg. von Birgit Bütow und Heidi Stecker, Bielefeld 1994.
- 2 Dieser Dialog findet sich unter der Überschrift „Ich will, dass es die Differenz gibt. Ein Gespräch über die Liebe in diesem Land, in dem vor 10 Jahren das Vorspiel einer Vereinigung stattfand“, in: *Freitag/45* vom 5. November 1999, S. 19.
- 3 Detlev Lücke: „www. wiedervereinigung.de – Gespaltene Erinnerung. In Wittenberge diskutierten Ostler und Westler über die Wende“, in: *Freitag/39* vom 24. September 1999, S. 15.
- 4 Angela Krauß hat in ihrem Roman *Die Überfliegerin* (1995) diesen Zustand der inneren Verunsicherung ob der Fremdheiten (alles steht in einer fremden Welt), der anomischen Strukturen nach 1990 sowie das langsame Übersichtgewinnen beschrieben. Irina Liebmann, Grenzgängerin seit 1988, fragt z.B. in ihrem Reisebuch *Letzten Sommer in Deutschland – eine romantische Reise* (1997) danach, was die haben und was wir nicht haben und verlangt die Bereitschaft, sich selbst ein Bild zu machen. Als kollektives Vorhaben ist es wohl schon mißlungen. (?)
- 5 Aus der germanistischen Autobiographieforschung kommend, finde ich in der soziologischen Biographieforschung, vor allem in der von Fritz Schütze gearbeiteten Methode der Analyse von „Stegreiferzählungen eigenerlebter Erfahrungen“ wesentliche Impulse. Vgl. die Aufsätze von Fritz Schütze: „Zur soziologischen und linguistischen Analyse von Erzählungen“, in: *Internationales Jahrbuch für Religions- und Wissenssoziologie* 10/1976, ders.: „Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit“, in: Eberhard Lämmert (Hrsg.): *Erzählforschung. Ein Symposium*, Stuttgart 1982, S. 568-590, ders.: „Biographieforschung und narratives Interview“, in: *Neue Praxis* 3/1983, S. 282-293, ders.: „Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens“, in: Martin Kohli (Hrsg.): *Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven*, Stuttgart 1984, S. 78-117.
- 6 Es gibt mittlerweile eine reiche Palette an Forschungsliteratur zur Thematik, die im Literaturverzeichnis auszugsweise wiedergegeben ist. Ich verweise besonders auf die in diesem Aufsatz genannten Arbeiten von Hildegard Maria Nickel, Christine Eifler, Irene Dölling, Ursula Schröter, Heidi Stecker und Birgit Bütow, Hannelore Scholz, Ute Gerhard und die Publikation neuester Forschungsergebnisse in den *Bulletins des Zentrums für Frauenforschung (ZIF)* der Humboldt-Universität zu Berlin. Ich konkretisiere dies durch ausgewählte Ergebnisse des Forschungsprojektes „Frauenforschung in Sachsen-Anhalt – eine Bestandsaufnahme“, an dem ich 1996/97 arbeitete.
- 7 Karin Aleksander: „Bekanntes erkennen: Informationen zur Frauenforschung Ost.“ in: *Die Philosophin* 11/1995/5, S. 87..
- 8 Christine Eifler: *Ein bißchen Männerhaft steht jeder Frau*, Berlin 1991, S. 9.
- 9 Birgit Bütow: „Frauenforschung in Ost und West vor der Aufgabe der Neu- und Umorientierung?“, in: Birgit Bütow/Heidi Stecker a.a.O. 1994, S. 315 und S. 318.
- 10 Ursula Schröter: „Die DDR-Fau und der Sozialismus – und was daraus geworden ist.“ in: Eva Kaufmann/Ursula Schröter/Renate Ullrich: *Auf der Suche nach der verlorenen Zukunft. 'Als ganzer Mensch leben.' Lebensansprüche ostdeutscher Frauen*, Schriftenreihe hrsg. von Hanna Behrend, Band 5, Berlin 1997, S. 13.
- 11 Iris Radisch: „Der Herbst des Quatschocento. Immer noch, jetzt erst recht, gibt es zwei deutsche Literaturen: selbstverliebter Realismus im Westen, tragischer Expressionismus im Osten.“ in: Andrea

- Köhler/Rainer Moritz (Hrsg.): *Maulhelden und Königskinder. Zur Debatte der deutschsprachigen Literatur*, Leipzig 1998, S. 180.
- 12 Vgl. auch Frauke Meyer-Gosau: „Sehnsucht nach der Vormoderne. Christa Wolfs ‘arger Weg’ zur gesamtdeutschen Autorin.“ in: Walter Delabar/Erhard Schütz (Hrsg.): *Deutschsprachige Literatur der 70er und 80er Jahre (Autoren, Tendenzen, Gattungen)*, Darmstadt 1997, S. 268-285.
- 13 Eva Kaufmann: „Erzählend die Welt anschauen – die kleine wie die große“, in: Eva Kaufmann/Ursula Schröter/Renate Ullrich: *Auf der Suche nach der verlorenen Zukunft. ‘Als ganzer Mensch leben.’ Lebensansprüche ostdeutscher Frauen*, Schriftenreihe hrsg. von Hanna Behrend, Band 5, Berlin 1997, S. 87.
- 14 Vgl. Stefan Schulz: „Der fliegende Teppich bietet wenig Raum“ *Schriftstellerinnen der ehemaligen DDR vor, während und nach der Wende: Brigitte Burmeister, Jayne-Ann Igel, Helga Königsdorf, Angela Krauß und Christa Wolf – Biographische, textkritische und literatursoziologische Diskurse*, Leipzig 1997, S. 185ff.
- 15 Dies sind die autobiographischen Texte *Ich bin nicht Ottilie* (Damm, 1992), *In Berlin* (Liebmann, 1994) und *Ausharren im Paradies* (Feyl, 1992).
- 16 Angela Krauß: An meine Freundin Tatjana Nabatnikowa, in: Anna Mudry (Hrsg.): *Gute Nacht, du Schöne. Autorinnen blicken zurück*, Hamburg/Zürich 1991, S. 128.
- 17 Verwendet wurden folgende Texte von Christa Wolf: *Moskauer Novelle* (1961); *Der geteilte Himmel* (1963); *Juninachtstag* (1967); *Unter den Linden* (1973); *Selbstversuch* (1974); *Nachdenken über Christa T.* (1968); *Kindheitsmuster* (1976); *Kein Ort. Nirgends* (1979); „Der Schatten eines Traumes. Karoline von Günderrode – ein Entwurf“, in: Christa Wolf: *Karoline von Günderrode. Der Schatten eines Traumes* (1979); Christa u. Gerhard Wolf: *Ins Ungebundene geht eine Sehnsucht. Gesprächsraum Romantik* (1985) sowie *Auf dem Weg nach Tabou. Texte 1990-1994*, Köln 1994; *Medea. Stimmen*, München 1996; *Hierzuland Andersorts, Erzählungen und Texte 1989-1994*, München 1999.
- 18 Christa Wolf: *Medea. Stimmen*, München 1996, S. 236.
- 19 Christa Wolf, „Berührung“, in: Maxi Wander: *Guten Morgen, du Schöne. Protokolle nach Tonbandaufzeichnungen*, Berlin 1992, S. 9-19.
- 20 Angela Hampel ist eine Künstlerin/Malerin dieser Generation, die in den 80er Jahren vielfältige Frauenbilder schuf, oft auch im Zusammenarbeit mit Dichterinnen wie Barbara Köhler, Gabriele Stötzer. Vgl. dazu Gerhard Wolf (Hrsg.): *Angela Hampel 1982-1992. Eine Künstlerin in Dresden*, Berlin 1993.
- 21 Ebd., S. 19
- 22 Sarah Kirsch in *ndl (neue deutsche Literatur)* H 9/1975, zitiert nach: Elke Erb: „Nachwort“ (von 1976) zu: Sarah Kirsch: *Musik auf dem Wasser. Gedichte*, hrsg. von Elke Erb, 2. berichtigte und erweiterte Auflage, Leipzig 1989, S. 132.
- 23 Eva Kaufmann: „Irmtraud Morgner, Christa Wolf und andere. Feminismus in der DDR-Literatur“, in: Heinz Ludwig Arnold/Frauke Meyer-Gosau (Hrsg.): *Literatur in der DDR. Ein Rückblick*, München 1991. Hier gebraucht Eva Kaufmann auch den Begriff ‘DDR-Feminismus’, um die besonderen sozialen und kulturellen Bedingungen des Lebens und Schreibens von Frauen in der DDR mitzubedenken.
- 24 Heidi Stecker: „DIE, DIE Kunst, DIE DDR. Künstlerinnen in der DDR und im Nach-Wende-Ostdeutschland“, in: Birgit Bütow/Heidi Stecker: *EigenArtige Ostfrauen. Frauenemanzipation in der DDR und den neuen Bundesländern*, Bielefeld 1994, S. 79 f.
- 25 Renate Ullrich/ Elke Wiegand: „Ich bin keine Feministin, aber ... OstBerliner Schauspielerinnen und ihre Frauenbilder vor und nach der Wende“, in: *Bulletin 13 „DDR-Frauen-Wende“*, hrsg. von der Geschäftsstelle des *Zentrums für interdiszi-*

- plinäre Frauenforschung der Humboldt-Universität zu Berlin, S. 76 f.
- 26 Irene Dölling: „Identitäten von Ost-Frauen im Transformationsprozeß: Probleme ostdeutscher Frauenforschung“, in: *German Monitor* 31 „Women and the Wende“, hrsg. von E. Boa and J. Wharton, ohne Ort 1994, S. 103.
- 27 Vgl. Ute Brandes (Hrsg.): *Zwischen gestern und morgen. Schriftstellerinnen aus der DDR aus amerikanischer Sicht*, Berlin, Bern, New York 1992.
- 28 Wolfgang Engler: *Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land*, Berlin 1999, S. 218 f.
- 29 Ebd., S. 231.
- 30 Ebd.
- 31 Irene Dölling und Ursula Schröter weisen z.B. in der Auswertung von soziologischen Langzeitstudien auch auf gravierende Unterschiede in den habituellen Mustern und Identitäten ostdeutscher Frauen, die nun in den Transformationsprozessen zutage treten. Sie sprechen von drei Typen von Bewältigungs- und Anpassungsstrategien durch ostdeutsche Frauen: Individualität als Chance („die jetzt Aktiveren“); grundlegende Stabilitätsorientierung in Beruf und Familie; berufliche Orientierungslosigkeit ohne Ausweg („die rundherum Hoffnungslosen“). Vgl. dazu: Ursula Schröter: „Die DDR-Frau und der Sozialismus – und was daraus geworden ist.“ in: Eva Kaufmann/Ursula Schröter/Renate Ullrich a.a.O. 1997, S. 54-61 und Irene Dölling a.a.O. 1994, S. 101 f.
- 32 Sigrid Damm hielt diese Rede mit dem Titel *Unruhe* anlässlich der Verleihung des Lion-Feuchtwanger-Preises 1987. Diesen Preis bekam sie für ihre Biographie des Dichters Jakob Michael Reinhold Lenz *Vögel, die verkünden Land* und nahm dies zum Anlaß, biographische Bilanz zu ziehen – ein 'Wir' einer Generation von Dichtern in der DDR spricht. Vgl. dies.: „Lenz als Lernfigur“, in: *Atemzüge. Essays*, Frankfurt/Leipzig 1999, S. 190-198.
- 33 Vgl. Sigrid Damm: „Der Kopierstift hinter dem Ohr des Soldaten ...“, in: ebd: S. 224-248.
- 34 Dieses autobiographische Erzählen als Erzählen eines kreativen Wandlungsprozesses in der DDR steht neben anderen Formen, so dem Erzählen als Bewahren der Biographie, auch dem vordergründigen Verteidigen in einer Phase der Entwertung ostdeutscher Biographien und des Überstülpens anderer gesellschaftlicher Muster (vgl. auch Stefan Schulze a.a.O. 1997, S. 137 ff.).
- 35 Sigrid Damm: *Ich bin nicht Ottilie*, Frankfurt 1992, S. 37.
- 36 Ebd., S. 390 f.
- 37 In: Barbara Köhler: *Deutsches Roulette. Gedichte*, Frankfurt/M. 1991.
- 38 Gabriele Kachold: *zügel los, Prosatexte*, Berlin 1989 und dies.: *grenzen los fremd gehen*, Berlin 1992 sowie dies.: *erfurter roulette*, München 1995.
- 39 Gespräch mit Barbara Köhler, in: Birgit Dahlke: *Papierboot. Autorinnen aus der DDR – inoffiziell publiziert*, Würzburg 1997, S. 295.
- 40 Gespräch mit Barbara Köhler, in: Birgit Dahlke a.a.O. 1997, S. 293.
- 41 Ursula Schröter: „Die DDR-Frau und der Sozialismus – und was daraus geworden ist“, in: Ursula Schröter, Eva Kaufmann, Renate Ullrich a.a.O. 1997, S. 64.
- 42 Irene Dölling: „Frauenforschung mit Fragezeichen? Perspektiven feministischer Wissenschaft“, in: Gislinde Schwarz/Christine Zenner (Hrsg.): *Wir wollen mehr als ein 'Vaterland'. DDR-Frauen im Aufbruch*, Hamburg 1990, S. 36.
- 43 Ursula Schröter a.a.O. 1997, S. 67.
- 44 Irene Dölling a.a.O. 1994, S. 97 f..
- 45 Ebd., S. 98.
- 46 Christine Eifler: *Sozialwissenschaftliche Frauenforschung in den neuen Bundesländern*, Berghof-Stiftung für Konfliktforschung, 1992 (Arbeitspapiere der Berghof-Stiftung für Konfliktforschung; Nr. 51), S. 8, 12.
- 47 Vgl. Heidrun Bomke/Friederike Heinzl: *Frauenforschung in Sachsen-Anhalt*. (Bd.

- 1) *Erste Dokumentation 1997*, hrsg. vom Kultusministerium des Landes Sachsen-Anhalt und der Leitstelle für Frauenpolitik, Magdeburg 1997.
- 77 Forschungsprojekte aus den 70er bis 90er Jahren wurden aufgenommen und statistisch sowie in Ansätzen auch biographisch ausgewertet. Die geplante Institutionalisierung von Frauenforschung ist wissenschaftspolitisch leider Absichtserklärung geblieben, obwohl diese Studie eindeutig auf ein gewachsenes und sich entwickelndes Potential verweist. Vgl. auch: *Frauenforschung in Sachsen-Anhalt. (Bd. 2) Tagungsdokumentation der ersten Tagung zur Frauenforschung im Land Sachsen-Anhalt 1997*, hrsg. vom Kultusministerium des Landes Sachsen-Anhalt und der Leitstelle für Frauenpolitik, Magdeburg 1998 (bearbeitet von Heidrun Bomke/Friederike Heinzel).
- 48 Dies sind: *Dokumentation Frauenforschung*, hrsg. von der Geschäftsstelle des Zentralinstituts für Frauenforschung der Humboldt-Universität zu Berlin 1990; *Dissertationen und Habilitationen zu frauen- und geschlechter-spezifischen Themen an den Hochschulen der DDR und der neuen Bundesländer: Dokumentation der Jahre 1983-1994*, hrsg. von der Geschäftsstelle des Zentralinstituts für Frauenforschung der Humboldt-Universität zu Berlin 1990.
- 49 Angelika Haas/Renate Liebsch: „Forschungen zu Frauen, aber keine Frauenforschung? Einige Überlegungen und Fragen zu geschlechtsspezifischer Forschung in der DDR und zu Kriterien feministischer Wissenschaft“, in: *Bulletin 13 „DDR-Frauen-Wende“*, hrsg. vom Zentrum für interdisziplinäre Frauenforschung der Humboldt-Universität zu Berlin 1996, S. 65-75.
- 50 Hanna Behrend, „Frauenemanzipation made in GDR“, in: Birgit Bütow/ Heidi Stecker (Hrsg.): *EigenArtige Ostfrauen. Frauenemanzipation in der DDR und den neuen Bundesländern*, Bielefeld 1994, S. 32-49.
- 51 Vgl. Irene Dölling, 1990, S. 39.
- 52 Vgl. Irene Dölling 1990, a.a.O., S.5.
- 53 Neuansätze und Aufbrüche von Frauenforschung beziehen sich z. B. in Sachsen-Anhalt auf einige Tabu-Bereiche von DDR-Forschung, die Nachholbedarf signalisierten und von aktueller Bedeutung sind (z. B. zur Gewaltthematik, Suchtprävention, Mädchenarbeit). Dazu kommen arbeitsmarktpolitische Problemfelder hinsichtlich weiblicher Beschäftigungseffekte und Erwerbslosigkeit, u.a. zu Mädchen und Frauen in technischen Berufen, des weiteren historische Frauenforschungsprojekte und regionale Frauenforschung, um eigene Spuren zu finden und zu bewahren.
- 54 Ich verweise auf die OSTFEMs an der Humboldt-Universität zu Berlin, die Tagung „Perspektiven der Frauen- und Geschlechterforschung“ des Zentrums für Frauenforschung an der Universität Leipzig [in Gründung] und die Einrichtung des Studiengangs *gender studies* an der Humboldt-Universität zu Berlin seit dem Wintersemester 1998/99.
- 55 Vgl. Irene Dölling a.a.O. 1994, S. 106 f.; siehe auch Margherita Zander: „Ost- und Westfrauen – vereint im Wohlfahrtsstaat?“, in: dies. (Hrsg.): *Das Geschlechterverhältnis in Zeiten des sozialen Umbruchs: Interdisziplinäre Beiträge aus Ost und West*, Bielefeld 1997, S. 175-204.
- 56 Hildegard Maria Nickel: „Wendegewinnerinnen, Wendeverliererinnen. Was wurde aus dem ‘Gleichstellungsvorsprung’ ostdeutscher Frauen? Entwicklungen innerhalb der Geschlechterordnungen in Deutschland“, in: *Freitag 45* vom 5. 11. 1999, S. 18.
- 57 Barbara Köhler: *Deutsches Roulette. Gedichte*, Frankfurt 1991.

Literatur:

- Aleksander, Karin:** „Bekanntes erkennen: Informationen zur Frauenforschung Ost“, in: *Die Philosophin* 11/1995/5, S. 74-93.
- Behrend, Hanna:** „Frauenemanzipation made in GDR“, in: Bütow, Birgit/Stecker, Heidi. (Hrsg.): *EigenArtige Ostfrauen. Frauenemanzipation in der DDR und den neuen Bundesländern*, Bielefeld 1994, S. 32-49.
- Bomke, Heidrun:** „‘Ungehörige Träume’? – Frauen an der Pädagogischen Hochschule Magdeburg“, in: Marotzki, Winfried (Hrsg.) : *Wieviel Pluralismus braucht der Mensch? Eine Hochschule sucht ihre Identität*, Weinheim 1993.
- **Heinzel, Friederike:** *Frauenforschung in Sachsen-Anhalt*. (Bd. 1) Erste Dokumentation 1997. Hrsg. vom Kultusministerium des Landes Sachsen-Anhalt und der Leitstelle für Frauenpolitik, Magdeburg 1997.
- *Frauenforschung in Sachsen-Anhalt*. (Bd. 2) Tagungsdokumentation der ersten Tagung zur Frauenforschung im Land Sachsen-Anhalt 1997. Hrsg. vom Kultusministerium des Landes Sachsen-Anhalt und der Leitstelle für Frauenpolitik, Magdeburg 1998.
- Brandes, Ute (Hrsg.):** *Zwischen gestern und morgen. Schriftstellerinnen aus der DDR aus amerikanischer Sicht*, Berlin, Bern, New York 1992.
- Bütow, Birgit:** „Überblick über institutionalisierte Frauenforschung in den neuen Bundesländern“, in: Bütow, Birgit/Stecker, Heidi (Hrsg.): *EigenArtige Ostfrauen. Frauenemanzipation in der DDR und den neuen Bundesländern*, Bielefeld 1994, S. 340-349.
- Boa, Elisabeth/Wortan, Janet (Ed.):** „Women and the Wende. Social Effects and Cultural Reflections of the German Unification Process.“ Proceeding of a Conference held by Women in German Studies 9-11 September 1993 at the University of Nottingham, *German Monitor No. 31*, Amsterdam/Atlanta 1994.
- Bock, Ulla:** „Frauenforschungsprofessuren an deutschen Hochschulen“, 3. aktualisierte und erweiterte Auflage, in: *Neue Impulse* 6/1996.
- „Am Ausgang des Jahrhunderts. Zum Stand der Institutionalisierung von Frauenstudien an deutschen Universitäten“, in: *Feministische Studien* 2/1998, S. 103-117.
- Dahlke, Birgit:** *Papierboot. Autorinnen aus der DDR – inoffiziell publiziert*, Würzburg 1997.
- Damm, Sigrid:** *Vögel, die verkünden Land. Das Leben des Jakob Michael Reinhold Lenz*, Frankfurt/M. 1989 (1. Auflage 1985).
- *Ich bin nicht Ottilie*, Frankfurt 1992.
- Delabar, Walter/Schütz, Eberhard (Hrsg.):** *Deutschsprachige Literatur der 70er und 80er Jahre. Autoren, Tendenzen, Gattungen*, Darmstadt 1997.
- *Atemzüge. Essays*, Frankfurt/Leipzig 1999.
- Dieckmann, Christoph:** *Das wahre Leben im Falschen. Geschichten von ostdeutscher Identität*, Berlin 1999.
- Dölling, Irene:** „Der Beitrag von Frauenstudien und Frauenforschung zur Hochschulreform. Vortrag auf der 5. Jahrestagung der Frauen- und Gleichstellungsbeauf-

- trugten an Hochschulen“ in: *Hochschulreform durch Frauen?! Dokumentation der 5. Jahrestagung der Bundeskonferenz der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten an Hochschulen v. 15.-17.10. 1993.*
- „Identitäten von Ostfrauen im Transformationsprozeß: Probleme ostdeutscher Frauenforschung“, in: *German Monitor 31* „Women and the Wende“, ed. by Elisabeth Boa/Janet Wharton, Amsterdam/Atlanta 1994, S. 95-106.
- „Frauenforschung mit Fragezeichen? Perspektiven feministischer Wissenschaft“, in: Schwarz, Gislinde/Zenner, Christine (Hrsg.): *Wir wollen mehr als ein 'Vaterland'. DDR-Frauen im Aufbruch*, Reinbek 1990, S. 35-55.
- „Aufbruch nach der Wende – Frauenforschung in der DDR und den neuen Bundesländern“, in: Gisela Helwig/Hildegard Maria Nickel, (Hrsg.): *Frauen in Deutschland 1945-1992*, Bonn 1993, S. 397-407.
- /Seibt, Gabriela: *Soziokulturelle Veränderungen im Alltag von Frauen – Tagebücher als individuelle Dokumentation eines gesellschaftlichen Umbruchs: Frauen der Aufbau- bzw. AussteigerInnen-Generation*, hrsg. von der Kommission für die Erforschung des sozialen und politischen Wandels in den neuen Bundesländern e.V., Halle 1995.
- Eifler, Christine:** *Sozialwissenschaftliche Frauenforschung in den neuen Bundesländern*, Arbeitspapiere der Berghof-Stiftung für Konfliktforschung, Nr. 51/1992.
- „Ein begrenzter Einstieg: Forschung über Frauen in der DDR“, in: *Zeitschrift für Frauenforschung* 11/1993/1+2, Bielefeld 1993, S. 77-89.
- Engler, Wolfgang:** *Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land*, Berlin 1999.
- Feyl, Renate:** *Ausharren im Paradies*, Köln 1992.
- Gerhard, Ute:** *Atempause: Feminismus als demokratisches Projekt*, Frankfurt/M. 1999.
- Hauser, Kornelia:** *Patriarchat als Sozialismus. Soziologische Studien zu Literatur in der DDR*, Hamburg 1994.
- Kachold, Gabriele:** *zügellös, Prosatexte*, Berlin 1989.
- *grenzen los fremd gehen*, Berlin 1992.
- *erfurter roulette*, München 1995.
- Kaufmann, Eva/Schröter, Ursula/Ullrich, Renate:** *Auf der Suche nach der verlorenen Zukunft. 'Als ganzer Mensch leben.' Lebensansprüche ostdeutscher Frauen*, Schriftenreihe hrsg. von Hanna Behrend, Band 5, Berlin 1997.
- Kirsch, Sara:** *Die Pantherfrau*, Berlin und Weimar 1973.
- *Musik auf dem Wasser. Gedichte*, hrsg. von Elke Erb, 2., berichtigte und erweiterte Auflage, Leipzig 1989.
- Köhler, Andrea/Moritz, Rainer (Hrsg.):** *Maulhelden und Königskinder. Zur Debatte über die deutschsprachige Gegenwartsliteratur*, Leipzig 1998.
- Köhler, Barbara:** *Deutsches Roulette. Gedichte*, Frankfurt/M. 1991.
- Krauß, Angela:** *Die Überfliegerin*, Frankfurt/M. 1995.
- Liebmann, Irina:** *In Berlin*, Köln 1994.

- *Letzten Sommer in Deutschland – eine romantische Reise*, Köln 1997.
- Müller-Rücker, Gabriele:** *Frauenleben und Geschlechterverhältnis in der ehemaligen DDR. Weibliche Lebenswelten im Spiegel literarischer 'Frauengeschichten' und sozialwissenschaftlicher Auswertung*, Bielefeld 1993.
- Mudry, Anna (Hrsg.):** *Gute Nacht, du Schöne. Autorinnen blicken zurück*, Hamburg/Zürich 1991.
- Scholz, H. (Hrsg.):** „*Ich will meine Trauer nicht leugnen und nicht meine Hoffnung*“: *Veränderungen kultureller Selbstwahrnehmungen von ostdeutschen und osteuropäischen Frauen nach 1989*, Bochum 1994.
- *Der weibliche multikulturelle Blick: Ergebnisse eines Symposiums*, Berlin 1995.
- Schulze, Stefan:** „*Der fliegende Teppich bietet wenig Raum*.“ *Schriftstellerinnen der ehemaligen DDR vor, während und nach der Wende: Brigitte Burmeister, Jayne-Ann Igel, Helga Königsdorf, Angela Krauß und Christa Wolf – Biographische, textkritische und literatursoziologische Diskurse*, Diss. Universität Leipzig 1997.
- Schütze, Fritz:** „Zur soziologischen und linguistischen Analyse von Erzählungen“, in: *Internationales Jahrbuch für Religions- und Wissenssoziologie* 10/1976.
- „Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit“, in: Lämmert, Eberhard (Hrsg.): *Erzählforschung. Ein Symposium*, Stuttgart 1982, S. 568-590.
- „Biographieforschung und narratives Interview“, in: *Neue Praxis* 3/1983, S. 282-293.
- „Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens“, in: Kohli, Martin (Hrsg.): *Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven*, Stuttgart 1984, S. 78-117.
- Schwarz, Gislinde/Zenner, Christine (Hrsg.):** *Wir wollen mehr als ein „Vaterland“.* *DDR-Frauen im Aufbruch*, Reinbek 1990.
- „*Stockende Tinte. Sechs Jahre durchsetzt von Raserei, Versagensgefühle, Utopie: ein Gespräch mit Angela Krauß und Thomas Rosenlöcher*“, in: *Grauzone – Zeitschrift über neue Literatur*, Ausgabe 9/10 1997.
- Wander, Maxie:** *Guten Morgen, du Schöne. Protokolle nach Tonbandaufzeichnungen*, Berlin 1992 (1. Auflage 1977).
- Wolf, Gerhard (Hrsg.):** *Angela Hampel 1982-1992. Eine Künstlerin in Dresden*, Berlin 1993.
- Zander, Margherita (Hrsg.):** *Das Geschlechterverhältnis in Zeiten des sozialen Umbruchs: Interdisziplinäre Beiträge aus Ost und West*, Bielefeld 1997.
- Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der FU Berlin (Hrsg.):** *Frauenforschungsprofessuren an deutschen Universitäten/Gesamthochschulen und Hochschulen (ausgenommen Fachhochschulen)*, Berlin 1994.
- Zentrum für interdisziplinäre Frauenforschung der Humboldt-Universität zu Berlin (Hrsg.):** *Dokumentation zu frauenbezogener bzw. feministischer Forschung an wissenschaftlichen Einrichtungen der ehemaligen DDR*, Berlin 1990.
- (Hrsg.): *Dissertationen und Habilitationen zu frauen- und geschlechterspezifischen Themen an den Hochschulen der DDR und der neuen Bundesländer*, Dokumentationen der Jahre 1983-1994.

Migrantinnen in Deutschland. Über die Dialektik von Solidarität und Selbstbestimmung. Frauen in geteilten Welten

Frauensolidarität ist nicht selbstverständlich

Es schien einmal so, als sei die Sache der Frauen etwas Internationales, als sei das Ziel der Frauenbewegung kulturelle Unabhängigkeit. Sehen wir das heute auch so? Die Frage, von der ich ausgehen möchte, lautet: Gibt es eine ungeteilte Sache der Frauen, die Emanzipation heißt und die sich weltweit als Ausbruch aus männlicher Bevormundung und Herrschaft versteht?

Das Bild ist heute vielfältiger und widersprüchlicher geworden. Was die einen Frauen als Ausdruck von Emanzipation verstehen, kann von anderen als kulturelle Bevormundung erlebt werden. Was in der einen Gesellschaft für Frauen eine Verweigerung von Öffentlichkeit darstellt, kann in der anderen Gesellschaft von Frauen als Schutz vor Öffentlichkeit gesucht werden. Die verschiedenen religiös bestimmten Kleidersitten und die Normen des Alltags machen das deutlich.

Eine weitere Frage ist, in welchem Maße Frauen an den ökonomischen Verhältnissen von arm und reich, Süd und Nord teilhaben, ja diese sogar mitproduzieren. Sind nicht Frauen, die doch noch immer den Großteil des Alltagskonsums in der Hand haben, mitverantwortlich für die Ausbeutung ihrer Schwestern in der sogenannten 3. Welt? Es gibt arme und reiche, einheimische und ausländische Frauen. Keine internationale Frauensolidarität hat in den kritischen Situationen, sei es in Hoyerswerda oder Rostock, diese Kluft überbrückt. Im Gegenteil waren es häufig gerade Frauen, die Beifall klatschend dabei standen. Und im Alltag ist es nicht anders: In Bussen und Bahnen, am Arbeitsplatz und beim Einkaufen sind es besonders häufig Frauen, die die Nase rümpfen und abfällige Bemerkungen machen.

Frauensolidarität ist eben nicht selbstverständlich. Und wir werden Frauensolidarität nicht erreichen, wenn wir die Probleme nicht zunächst als partikuläre ernst zu nehmen bereit sind, um *dann* zu sehen, in welcher Weise Frauen als Frauen in besonderem Maße betroffen sind.

Zur Geschichte der Frauenbewegung

Ich will versuchen, kurz die wichtigsten Gegenwartsprobleme ins Gedächtnis zu rufen.

Wie steht es mit der Emanzipation? Faktisch ist viel erreicht, und auf formaler und rechtlicher Ebene kann Frau in den westlichen Industrienationen zufrieden sein. Aber was die Frauen für sich erkämpft haben, hatte auch eine ökonomische Ursache. Die Mobilisierung der weiblichen Erwerbstätigkeit entsprach der hohen Nachfrage nach Arbeitskraft und erforderte die Mobilität, d.h. Unabhängigkeit von regionalen und familiären Banden. Wird die Arbeit jedoch knapp, sind es die Frauen, die als erste nach Hause geschickt werden. Das hat sich vor allem in den neuen Bundesländern gezeigt, in denen zu DDR-Zeiten die faktische Gleichstellung der Frau gerade im Arbeitssektor am weitesten gediehen war. Werden bei leeren öffentlichen Kassen die sozialen Dienstleistungen zurückgeschraubt, so erleben wir eine ideologische Aufwertung der Mutterschaft, der Familie, der Heimpflege und der Nachbarschaftshilfe.

Diesbezügliche Verunsicherungen und Zukunftsängste fördern auch hierzulande den Fundamentalismus und lassen nicht wenige Frauen wieder Schutz in familiären und religiösen Bindungen suchen. Diese Erfahrungen in Europa lassen am hiesigen System Zweifel aufkommen und sind Anlaß, um zunächst auf die Frauen selber zu hören, z.B. aus Marokko oder aus Ägypten, bevor diese nach den Maßstäben und dem Fortschrittsdenken in der Tradition der Europäischen Aufklärung beurteilt werden. Gerade die Forderung nach Selbstbestimmung der Frauen in den Ländern der sogenannten dritten Welt muß dazu führen, daß auch kulturell anders bestimmte Entwicklungslinien zugelassen werden. Dies ist jedoch nicht unproblematisch.

Unzählige Frauen in Iran, Ägypten und Algerien waren bereits auf einem Weg zu Lebensformen, die hier als modern bezeichnet werden, und werden jetzt aufgrund der politischen Entwicklungen in diesen Ländern um so spürbarer unterdrückt. Doch was sie erleiden, gilt hier nicht einmal als Asylgrund. Die Frage, inwiefern die Forderungen der europäischen Emanzipationsbewegung auf andere Kulturen und Nationen übertragen werden können, erweist sich hiermit als ambivalent. Ich will deshalb in einem Exkurs näher darauf eingehen.

Rekonstruiert man die Entwicklungslinie der Frauenbewegung wird ersichtlich, daß jede einzelne Phase einen bestimmten sozialen und politischen Hintergrund hatte. Der zeitgenössische Feminismus ist das Erbe zweier Traditionen, der bürgerlich-liberalen und der romantischen. Die Texte der älteren Frauenbewegung markieren in dieser ersten Phase zwei Tendenzen: Die eine, die romantische, entsprang dem Wunsch nach Erleben, nach Intensität des Gefühls, sie hatte Größe der Leidenschaft und Bewegtheit des Lebens zu ihren Themen. Die politischen Forderungen zielten in dieser Periode auf die Teil-

nahme an der bürgerlichen Öffentlichkeit, was einen Vorstoß der Frauen zur Teilnahme und Teilhabe am kulturellen Leben implizierte. Frauen wollten zunächst an der bürgerlichen Öffentlichkeit partizipieren, und das war vor allem eine literarische Öffentlichkeit: der bürgerliche Salon, Lesen und (Frauen-)Bildung. Als Vorbild dienten die Freiheiten der adligen Frau.

Die zweite Periode, als Suffragettenbewegung bekannt, ist auf die Französische Revolution am Ausgang des 18. Jahrhunderts zurückzuführen. Zwar wurden die Menschenrechte trotz der Opfer und Leistungen von Frauen für die Verteidigung und den Sieg der Revolution nicht auch Frauenrechte. Aber die aktive Beteiligung von Frauen politisierte die Bewegung im Allgemeinen. Nun beinhalteten die Emanzipationskonzepte der Frauenbewegung die Forderungen nach gleicher Ausbildung, gleichen politischen Rechten und nach Wahlrecht für Frauen. Es wurden Vereine gegründet, die programmatisch für eine Frauenemanzipation qua Zugang zur Berufsarbeit, Bildung und Wahlrecht eintraten. In dieser Phase ging es darum, die geschlechtsspezifischen Rollenzuweisungen und Zumutungen zu erhellen und die patriarchalische Weltdeutung in Frage zu stellen. Es sollte klargestellt werden, daß die männliche Organisation der Gesellschaft auf einem androzentrischen Lebens- und Weltentwurf basiert. Die Geschichte der Frau in der Gesellschaft ist eine Geschichte patriarchaler Ausgrenzung, Ausbeutung und Unterdrückung. Nun sollte dem Patriarchat der Kampf angesagt werden. Diese Phase dauert noch bis heute an.

Gegenwartsprobleme der Frauen

Schon diese kurze historische Skizze zeigt, daß die Emanzipationsbewegung im Westen nicht außerhalb von Raum und Zeit stattgefunden hat. Im Gegenteil war sie eng mit der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft und der industriellen Produktionsweise, mit den ökonomischen Verhältnissen, verknüpft. Hinzu kommt, daß sich eine emanzipatorische Idee überhaupt erst mit dem Zurückdrängen des lebensweltlichen Einflusses der Kirche auf die Frau entwickeln konnte.

Die Ausblendung dieser konkreten historischen und ökonomischen Realitäten und Widersprüche bedeutet außerdem die Ausblendung von Unterschieden, der Vielschichtigkeit und der Heterogenität im Leben verschiedener Klassen, Religionen und Nationalitäten. Denn indem aus europäischer Sicht die Erfahrung verschiedener Gruppen von Frauen der sogenannten 3. Welt interpretiert werden, werden die differenzierten Perspektiven, Erfahrungen und Lebenskonzepte ausgeblendet. Die '3.-Welt-Frauen' werden von westlichen Feministinnen zu einer homogenen sozialen Gruppe stilisiert, durch bestimmte Stereotype, wie Unterwürfigkeit, Traditionalität usw. charakterisiert und in ein willkürlich einheitlich produziertes Bild gezwängt. Die Homogenität der

Frauen als Gruppe ist ein fiktives Konstrukt, das unterstellt, daß sie alle Opfer einer ebenfalls fiktiven homogenen Gruppe, nämlich der 'Männer' und deren Gewalt seien. Den Frauen der sogenannten 3. Welt wird zugeschrieben, daß eine jede von ihnen ein sehr traditionelles und eingeschränktes Leben führe, daß sie dumm, arm, ungebildet, häuslich und familienorientiert sei. Das Schema in Texten westlicher Feministinnen macht alle Frauen der 3. Welt zu wehrlosen Opfern roher männlicher Gewalt und Opfern religiöser Ideologien, zu universell abhängigen hilflosen Wesen.

So schreiben beispielsweise Benard/Schlaffer in ihrem Buch: *Die Grenzen des Geschlechts*:

Die islamische Öffentlichkeit ist eine Welt der Männer. [...] Die wenigen Frauen, die man auf der Straße sieht, zeigen durch Haltung und Kleidung, ihren hastigen geduckten Gang, daß sie eigentlich nicht hierhergehören [...] (1984, S.132/133)

Diese Beobachtung mag stimmen, aber die Autorinnen fragen gar nicht, was die Frauen dabei denken und wie sie zu dieser Situation Stellung nehmen. Ein anderes Beispiel:

Wer mit türkische Familien zu tun hat, [...] der erlebt, daß diese Begegnung nur mit den Männern stattfindet. Die Frauen mögen körperlich anwesend sein, sie bleiben sprachlose Kulisse. [...] Die Bedingungen unter denen sie aufgewachsen sind, mit denen sie sich zuordnen – das ganze Wertesystem dieser Frauen stammt aus einer Welt, die dreitausend Kilometer und mehrere Kulturrevolutionen von uns entfernt liegt. (Baumgartner-Karabak / Landesberger, 1978, S. 1 ff)

Hier ist ähnliches zu kritisieren wie bei Benard/Schlaffer. Darüber hinaus bringen die Autorinnen aber noch ein eurozentristisches Vorurteil zum Ausdruck, nach dem die Angehörigen anderer Kulturen um „mehrere Kulturrevolutionen“ hinter der europäischen hinterherhinken.

Dieses Konstrukt der '3.-Welt-Frau' steht im Gegensatz zu dem impliziten Selbstbild der westlichen Frau als modern, gebildet, autonom und eben: emanzipiert (vgl.: Talpade Mohanty). Dieser Unterschied zwischen der Fremddarstellung von Frauen in der sogenannten 3. Welt durch die westliche Feministin und ihrem eigenen Selbstverständnis ergibt sich auf der Basis, daß eine bestimmte Gruppe zur Norm oder zum Wertmaßstab privilegiert wird. Die '3.-Welt-Frau' fungiert als Negativfolie für die Konstruktion europäischer Weiblichkeit, und der 'despotisch islamische Mann' dient dem europäischen männlichen Selbstbild als Negativfolie, um den eigenen emanzipierten Umgang mit

Frauen unter Beweis zu stellen. Hier der grausame, islamische Patriarch, dort der moderne, westliche, d.h. zivilisierte Europäer (vgl.: H. Lutz, 1992 und 1993).

Die Selbstbilder der westlichen Emanzipation benötigen offensichtlich eine tägliche Rekonstruktion der Unterdrückung und Rückschrittlichkeit islamischer Frauen und Männer. Es scheint, daß AraberInnen und MoslemInnen sich seit dem Propheten Mohammed nicht geändert haben, sich sozusagen 'außerhalb der Geschichte' befinden. Ohne die besonderen historischen, materiellen und ideologischen Machtstrukturen arabischer und moslemischer Gesellschaften zu analysieren, von einem universell anerkannten Frauenbild zu sprechen, heißt, die komplexe Interaktion zwischen Klasse, Kultur, Religion und anderen ideologischen Institutionen und Strukturen zu ignorieren.

Sicher gibt es auch in den beschriebenen Ländern Emanzipationsbedürfnisse. Nur sind diese nicht auf den Westen zugeschnitten. Tiefgreifende wirtschaftliche, soziale und politische Umgestaltungen sind vonnöten, um in den jeweiligen Ländern eine eigene emanzipatorische Entwicklung zu ermöglichen, auf der Grundlage der eigenen Geschichte und Kultur. Denn die Ursache der Unterdrückung der Frau wurzelt in den jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnissen.

Wenn wir uns den ökonomischen Bedingungen zuwenden, ist zu bedenken, daß Reichtum und Verschwendungsökonomie der westlichen Industrienationen unter anderem auf der Ausbeutung der sogenannten 3. Welt beruhen. Dieser Tatbestand besagt aber nicht, daß die Menschen in diesen Ländern ein unbeschwertes und sorgenfreies Leben führen würden. Im Gegenteil, wir erleben in allen diesen Industrienationen, die USA vorneweg, eine Welle von neuer Armut, Analphabetismus und medizinischer Unterversorgung. Wir erleben in allen westlichen Industrienationen gegenwärtig einen Abbau des Sozialstaates, hier in Deutschland, aber auch in Schweden. Und weil es hierbei um elementare Bedürfnisse und um die Sicherung des Alltagslebens geht, sind in erster Linie Frauen betroffen.

Die ökonomische Lage ist für die/den DurchschnittsbürgerIn in der BRD heute zweifellos angespannt. Und das gilt in noch höherem Maße für die neuen Bundesländer. Ängste machen sich breit, und die längst überfällige Einschränkung von Bedürfnissen will nicht in die Köpfe. Das um so weniger, als die öffentliche Hand seit Jahren eine riskante Verschwendungs- und Kreditpolitik vorexerziert. In den neuen Bundesländern geht es dabei nicht einmal um die Einschränkung gewohnter Bedürfnisse, sondern um die Nichterfüllung von Wünschen, die gerade erst mit großem politischem Pomp geweckt wurden. Und

nicht zuletzt steigt auch die Arbeitslosenquote wieder an, die immerhin vorübergehend zurückgegangen war.

Aber kann die angespannte Lage zur Erklärung oder zur Legitimation für Ausländerfeindlichkeit dienen? Kann unter dem Vorwand, ArbeiterInnen und Jugendliche litten unter der ökonomischen Krise, Rassismus gegenüber Migrantinnen toleriert werden?

Fremd waren sie, und Fremde sollten sie bleiben. Diese Unfähigkeit, mit den Fremden umzugehen, die sich noch harmlos in Taktlosigkeit oder Vereinnahmung äußert und ganz und gar nicht harmlos zu Rassismus werden kann, ist das eigentliche Problem. Die Unfähigkeit, mit dem Fremden umzugehen, äußert sich in positiver, aber ebenso wenig harmloser Form, als Schwärmerei für das Fremde. Exotische Zuwendung zum Fremden in Werbung und Tourismus ist ebenso unfähig, den ethnisch oder kulturell anders bestimmten Menschen in seiner Eigenständigkeit anzuerkennen wie Rassismus. Daß es sich hier um zwei Seiten einer Medaille handelt, wird am Sextourismus und am Frauenhandel deutlich: Hier zeigt sich, daß auch von diesem Problem, der Beziehung der Deutschen zu dem Fremden, Frauen in besonderem Maße betroffen sind. Aber auch von Fremdenhaß und Ausländerfeindlichkeit sind insbesondere Frauen betroffen, denn ihre Rechte in Deutschland sind häufig vom rechtlichen Status ihrer Ehemänner abhängig.

Zur aktuellen Lage der Frauenbewegung

Leider kann in der letzten Zeit eine erstaunliche Zerrissenheit innerhalb der Frauenbewegung beobachtet werden, ein Gruppenegoismus und eine Intoleranz, die in einigen Fällen bereits wieder an Rassismus grenzen. Ich frage mich, woran das liegen kann. Liegt es am Erfolg oder am Mißerfolg der Frauenbewegung? Ist es nicht erstaunlich, daß in dem Moment, wo für die Sache der Frauen etwas erreicht wird, d.h., wo es einen Kuchen zu verteilen gibt, wie beispielsweise in Frauenförderprogrammen, eine Konkurrenz zwischen den Frauen und den verschiedenen Gruppen entsteht. Andererseits kann diese Zerrissenheit der Bewegung auch mit der nachlassenden Kraft der feministischen Bewegung zusammenhängen, die in eine Menge Gruppen zerfiel, die miteinander im Streit um die rechte Lehre liegen. Und schließlich darf nicht vergessen werden, was ich schon eingangs sagte, daß sich auch die gesellschaftlichen Antagonismen in der Frauenbewegung spiegeln.

Solidarität kann nun allerdings auch Zusammenhalt mit denen bedeuten, die einem ohnehin nahe sind. Gerade diese Auffassung kann im schlimmsten Chauvinismus und Gruppenegoismus enden. So war aber Solidarität in der Frauenbewegung nicht gemeint. Solidarität sollte eigentlich Anteilnahme an

der Lage gerade auch derjenigen, die einem fern stehen, heißen. Solidarität impliziert ursprünglich, sich gegen Unrecht einzusetzen, auch gerade wenn frau nicht selbst davon betroffen ist.

Auch in der Vergangenheit war die Einheit, die mit dem 'wir Frauen' angesprochen wird, nicht vorauszusetzen. Vielmehr mußte diese Einheit durch Solidarität mit anderen Frauen als Bündnispartnerinnen immer erst hergestellt werden. Und das ist auch heute der Fall. Es geht nicht an, sich über die Probleme der sogenannten 3. Welt mit dem Hinweis hinwegzusetzen, daß wir hier mit der Arbeitslosigkeit oder mit dem Aufbau Ost selbst genug Probleme hätten.

Frauen als Subjekte und Frauen als Objekte der Forschung

In zahlreichen Publikationen sind inzwischen alle Schwestern, Ehefrauen und Mütter berühmter Männer erforscht worden. Während die Vergangenheit bis hin zu Hekate und den Amazonen und anderen Urahinnen immer noch zentral in der Frauenforschung ist, gibt es kaum Interesse für die Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Wissenschaftlerinnen aus der sogenannten 3. Welt. In einer Zeit, in der die Deutschtümelei wieder groß geschrieben und überall von 'deutscher Identität' und 'Überfremdung' die Rede ist, muß innerhalb des feministisch akademischen Diskurses über die Beziehung zwischen westlichen Feministinnen und Frauen aus der sog. 3. Welt diskutiert und diese reflektiert werden. Das verlangt eine symmetrische interkulturelle Kommunikation, eine dialogische allerdings.

Was die Wissenschaft betrifft, können wir zunächst festhalten, daß die meisten Frauen aus nicht-europäischen Ländern, insofern sie überhaupt der Wissenschaft begegnen, sich als die Objekte dieser, nicht als ihre Subjekte erfahren. Dies gilt auch für Migrantinnen, die hier in Europa leben. Und diese Erfahrung machen Migrantinnen auch mit der feministischen Wissenschaft. Daraus wäre die Folgerung abzuleiten, daß die entsprechenden Forderungen im Prinzip nicht ohne die Beteiligung von Wissenschaftlerinnen vorgenommen werden sollten, die dem betroffenen Frauen-Sample entstammen. Die Regel des Betroffenenbezugs, die doch gerade von und für die feministische Wissenschaft eingefordert wird, wird hier häufig verletzt. Statt dessen kann auf Seiten 'weißer' Wissenschaftlerinnen ein – sicher wohlmeinender – Paternalismus festgestellt werden, der glaubt, die Interessen der schwarzen und islamischen Schwestern stellvertretend wahrnehmen zu können. Damit jedoch werden den Frauen wieder ähnliche Befremdungen zugemutet, die sie aus der männlich dominierten Wissenschaft bereits kennen.

Migrantinnen wollen als 'Spezialistinnen in eigener Sache' mit den feministischen Wissenschaftlerinnen in einem symmetrischen Dialog über die Gemeinsamkeiten und Differenzen diskutieren und forschen. Sie möchten nicht erforscht und vertreten werden.

Es sollte über Eurozentrismus, Ethnozentrismus und Rassismus auch innerhalb der feministischen Bewegung räsoniert werden. Aber es ist immer heikel, Vorwürfe auch von den betroffenen Frauen zu hören, denn wenn sie ihre Perspektiven darstellen, werden diese mit der Aufzählung von Gemeinsamkeiten von geschlechtsspezifischen diskriminierenden Erfahrungen relativiert. Der Einspruch, die Migrantinnen-Situation sei keineswegs mit der Situation einer deutschen Frau vergleichbar, wird als aggressives Verhalten disqualifiziert. Die Erfahrungen der Fremdenfeindlichkeit und des täglichen Rassismus können fremde Frauen mit den deutschen Frauen nicht teilen, sie können allenfalls versuchen sie zu vermitteln. Es ist schon ein Unterschied, ob eine deutsche Frau aufgrund ihres Geschlechts diskriminiert wird oder eine fremde Frau zusätzlich noch aufgrund ihres Andersseins (andere Hautfarbe, andere Kultur, andere Religion etc.) rassistischen Vorurteilen unterworfen ist. Es geht nicht darum, Unterdrückungen gegeneinander zu stellen, sondern darum, daß fremde Frauen, situativ und graduell andere Probleme haben und daher Bündnispartnerinnen mit Einfluß im System brauchen, allerdings ohne Paternalismus und Vereinnahmung. Die Frage ist, inwiefern Frauen in einflußreichen Positionen es Migrantinnen ermöglichen, den Einstieg in *mainstream*-Berufe zu ermöglichen und sie fördern.

Welche Vernetzungen und Förderprogramme gibt es hierfür und wie sieht es mit Antidiskriminierungsgesetzen aus?

Zum Abschluß möchte ich noch auf die Schwierigkeit eingehen, die Probleme der Migrantinnen in der BRD in die hiesige feministische Diskussion einzubringen, die sich, sei es nun unter Betonung der Identität oder der Differenz, immer auf die eine Geschlechterkategorie 'männlich – weiblich' bezieht. Das ist als solches nicht unbedingt ein Fehler, sondern artikuliert für die jeweils am Diskurs teilnehmenden Frauen ihre Betroffenheit durch diese Kategorie. Auch werden diese sich der Tatsache bewußt sein, daß sie jeweils zusätzlich in ganz anderen Verhältnissen stehen, die nur mehr oder weniger durch die Geschlechterdifferenz affiziert sind. Gleichwohl ist die Art dieses Diskurses für die Migrantinnen teils ausschließend, teils vereinnahmend. Es wird nämlich so geredet, als ob die Geschlechtskategorie etwas Universelles sei und frau deshalb implizit immer gleich für Frauen aus anderen Kulturen und Religions-traditionen mitreden könne. Das wirkt um so paradoxer, als gleichzeitig in westlichen feministischen Kreisen die Behauptung Fuß gefaßt hat, daß auch die biologische Differenz 'männlich – weiblich' sozial konstruiert sei (Laqueur). Wenn das aus bestimmten Entwicklungen der europäischen Anatomie des

18. Jahrhunderts demonstriert wird, was soll es dann beispielsweise für indische Frauen oder Afrikanerinnen aussagen? Diese Geschichte lehrt, daß, wenn wir es mit der sozialen Formation der Geschlechterdifferenz ernst meinen, gleichzeitig die universelle Kategorie Frau aufgeben müssen.

Es stimmt zwar, daß es in allen menschlichen Kulturen Frauen gibt, aber für den Inhalt dieser Bestimmung müssen wir uns radikal auf die faktischen kulturellen Differenzen beziehen. Es könnte auch so ausgedrückt werden: Wir sind als Frauen nicht Angehörige einer allgemeinen Klasse 'Frau', sondern nur insofern, wie wir in analogen Verhältnissen stehen. Daraus würde sich ergeben, daß es nicht einen Feminismus geben kann, sondern nur viele parallele Feminismen und daß es im wechselseitigen Gespräch primär darauf ankommt, sich über die kulturellen Differenzen zu informieren. Dies hat die wichtige Konsequenz, das beispielsweise aus der Perspektive einer europäischen, durch die Aufklärung geprägten Frau, bestimmte Genderrelationen in anderen Kulturen als Unterdrückungsmechanismen erscheinen, die von den Betroffenen nicht als solche empfunden werden. Natürlich muß mit diesem Sachverhalt sehr vorsichtig umgegangen werden, denn mit diesem Argument sollte z.B. der Kampf gegen die Beschneidung nicht ausgehebelt werden. Aber in den meisten Fällen sollte frau zunächst in Erfahrung bringen, was die zentralen Herausforderungen sind, mit denen sich die Frauenbewegungen in den jeweiligen Ländern auseinandersetzen, bevor sie sich paternalistisch anschickt, für sie zu sprechen.

Aus dieser Betrachtung heraus folgt noch ein zweiter Gesichtspunkt, den wir aus den hiesigen Debatten kennen: Es handelt sich um die Frage, ob das Geschlechterproblem gemessen am Klassenkampf ein Nebenwiderspruch sei. Verallgemeinert geht es um eine Analyse, ob sich feministische Fragestellungen und strukturelle und persönliche Probleme von Frauen aus der Geschlechterdifferenz herleiten, oder aber die Geschlechterdifferenz lediglich eine Modifizierung anderer Grundprobleme darstellt. Die westliche Frauenbewegung neigt häufig dazu, die Genderdifferenzen als das Hauptproblem zu bezeichnen, aus dem dann etwa Probleme der gesellschaftlichen Stellung, der Berufschancen usw. folgen. Es kann aber sein, daß es in anderen Ländern vorrangig um andere Probleme geht, wie etwa humanere Lebensverhältnisse, von denen Frauen und Männer in unterschiedlichem Maße betroffen sind, oder unterschiedliche Chancen haben, sie zu bewältigen, wie beispielsweise Hunger, Krieg, aber auch repressive politische Verhältnisse.

Zusammenfassend kann also festgestellt werden, daß Solidarität zwischen Frauenbewegungen und die Autonomie der jeweiligen Frauenbewegungen in einem dialektischen Verhältnis zueinander stehen. Frauen sind auf die Solidarität von Frauen aus anderen Kulturen angewiesen. Der Weg über die Weltöffentlichkeit ist sogar eines der wichtigsten Instrumente, um regionale Unter-

drückungsverhältnisse zu bekämpfen. Auf der anderen Seite kann das Sprechen für andere Frauen aber auch einen entmündigenden Charakter haben und gerade ein Ausdruck davon sein, daß sie in ihrer Besonderheit nicht anerkannt oder sogar wie unmündige Kinder behandelt werden, die noch einen langen Weg bis zu den eigentlichen Problemen vor sich haben. Das trifft nicht nur für die Beziehungen der Frauenbewegung in Europa zu denen der sogenannten 3. Welt zu, sondern findet seinen unglücklichen Ausdruck bereits in der Beziehung zwischen den Frauen der Mehrheitskultur in der BRD und den verschiedenen Migrantinnengruppen.

Es gibt dabei nur einen Weg zwischen Gleichgültigkeit und Vereinnahmung hindurchzuschiffen (Scylla und Charybdis), nämlich den des beständigen solidarischen Dialogs. Solidarität heißt, die anderen mit ihren Problemen und ihrem Selbstverständnis ernst zu nehmen – selbst bei divergierenden Meinungen – das schließt jede tyrannische Fürsorge, Bevormundung und insbesondere auch Objektivierung der anderen aus. Solidarität ist eben etwas ganz anderes als Mitleid. Solidarität verlangt Arbeit und Selbstüberwindung, und das sollten wir Frauen gegenseitig von uns verlangen.

Literatur:

- Akashe-Böhme, Farideh:** *Frausein – Fremdsein*, Frankfurt/M. 1992.
- Akashe-Böhme, Farideh:** *Die islamische Frau ist anders*, Gütersloh 1997
- Baumgartner-Karabak, Andrea/Landesberger, Gisela:** *Die verkauften Bräute*, Reinbeck bei Hamburg 1978.
- Benard, Cheryl/Schlaffer, Edit:** *Die Grenzen des Geschlechts*, Reinbek bei Hamburg 1984.
- König, Karin:** *Tschador, Ehre und Kulturkonflikt*, Frankfurt/M. 1990.
- Lutz, Helma:** „Rassismus und Sexismus, Unterschiede und Gemeinsamkeiten“, in: Foitzik, Andreas u.a. (Hrsg.): *Ein Herrenvolk von Untertanen*, Duisburg 1992, S. 57-81.
- Lutz, Helma:** „Sind wir uns immer noch fremd? – Konstruktion von Fremdheit in der weißen Frauenbewegung“, in: Hügel, Ika: u.a. (Hrsg.): *Entfernte Verbindungen: Rassismus, Antisemitismus, Klassenunterdrückung*, Berlin 1993.
- Mohanty, Chandra Talpade:** „Aus westlicher Sicht: feministische Theorie und koloniale Diskurse“, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, H. Nr. 23/88, Köln 1988, S. 149-16

The Role of the Black Women in the Black Liberation Movement and the Women's Movement and on to Transnational Feminism

As the title states I will be discussing the role that Black women in the USA have played in two major social movements in this century – the Black Liberation Movement and the Women's Movement. Their roles were critical and pertinent forces in both movements. Subsequently, I will discuss their vision regarding globalization and transnational feminism.

The sixties was a time of profound political upheaval within the USA. The Black Liberation Movement can be considered as the father and mother of a succession of social movements. It was considered the prototype for other liberation movements of the sixties, namely the Student Movement, the Gay and Lesbian Movement, the Women's Movement and the American Indian Movement. The Civil Rights Movement, or Black Power Movement, was basically a revolt on the part of Afro-Americans against America's racist doctrines. The decade of the sixties witnessed dramatic responses to the suffering and common fate of oppressed and exploited people: lack of decent education, legal lynchings, overrepresentation in the prison system – they were cannon fodder for America's imperialistic wars of aggression and racist laws being enacted with the support and encouragement of government agencies.

Accommodation and resistance are two strains that run through Black history and it is in the resistance category that Black women will be discussed. In the sixties as in world history, the Black woman was in the forefront of the struggle for civil rights and human dignity, yet very few people are familiar with the legion of courageous Black women. In more recent times, who can forget the spirit of Rosa Parks when she refused to move to the back of the bus, setting off the Montgomery Bus Boycott? Just this month, April 1999, at the age of 86, the U.S. Senate voted 86 to 0 to award her with Congress' highest civilian award, the Congressional Gold Medal. The bill authorizing the award states: „Her quiet dignity ignited the most significant social movement in the history of the United States.“ True or not, it was an extremely important movement.

The Montgomery Bus Boycott of 1955-56 is viewed by many scholars as the first major event in the Black freedom struggles of the '50s and '60s. It propelled Martin Luther King Jr. to national prominence. But for a boycott to be

successful, tremendous behind-the-scenes organizing and physical energy is required. In the years prior to the boycott the most active and assertive Black civic group in Montgomery had been the *Women's Political Council* (WPC) headed by Mrs. Jo-Ann Robinson, then a professor at Alabama State College. It was Mrs. Robinson, aided by friends and a number of *Women's Political Council* members, who were the heroines of the famed Montgomery Bus Boycott. These women took crucial actions in the hours immediately following Mrs. Parks' arrest to actually set a boycott in motion. Mrs. Robinson was the instigator of the boycott. She worked on the *Committee of One Hundred*, which refers to the women who organized and participated in the transportation of Montgomery residents during the boycott. The Black women did it!

Fannie Lou Hamer and Uita Blackwell are but two of the Mississippi women who braved attack and death in their fight to gain the right to vote. Long-time activist, Ella Baker was responsible for the founding of the SNCC (*Student Non-Violent Coordinating Committee*). Thousands of Black women were involved on the Civil Rights Movement and played important roles in raising the consciousness of the whole nation to the existing racist conditions in the South.

Black women for the most part have been participants in daily labor outside of the home as well as having the responsibility for home and family life. Struggle was a way of life. In addition to racist struggles, Black women had to contend with the underlying macho philosophy of the Civil Rights/Black Power Movement. Being told to sit at home and to have babies for the revolution and not to become involved in political struggle did not have a place in organizations and groups serious about bringing an end to exploitation and oppression in the USA. This was not only theoretically unsound, it was even in direct contradiction to the reality of Black women's lives, both historically and at present.

As a result of demeaning experiences suffered in the movement, many Black women began to protest and eventually broke away. Older women in particular became peers and teachers to the young. In 1970, Toni Cade Bambara published an anthology, *The Black Woman*, in which 27 women writers expressed „the rising demand by women for liberation from their chattel-like roles in a male-dominated society.“ Significantly, most of the contributors had backgrounds in the Civil Rights/Black Power Movement.

I would like to make a few remarks about the Million Man March which is part of the history of Black struggle. It took place in October 1995 and was an event that astounded everyone and sparked spin-off marches among youth and women. It was organized by the *Nation of Islam* led by Minister Louis Farrakhan. There were many positive effects associated with the march, such as brother-

hood, solidarity, commitment to family and community and the massing of thousands of Black men. Basically I regard it, as Manning Marable states, and I quote from *Emerge* magazine: „In effect, the Million Man March was a deeply conservative and patriarchal approach to issues that impact Black families and communities. It was designed to avoid real mobilization and to move us away from struggle.“ The Million Man March was the largest public gathering of African-Americans in U.S. history, but it was a colossal lost opportunity. The nation's theory, their definition of family, is inherently a patriarchal one. It is dominated by a male patriarch and they define family relations in the context of the domination of women by men. There were no demands made on the government of the USA. You don't go to the master's house with no demands on the master. What was the social vision? What was the political Black agenda? Black Women were essentially excluded from this major event, the reason couched in terms of it being for the betterment of the Black race.

Black women can look back and recall that the Black Liberation Movement set millions of Black minds operating with a raised level of consciousness toward the goal of liberation from the oppressive forces of racism. However, as we look back over the years we see that all the tactics employed during the movement did not result in any truly permanent substantial changes in the social and economic welfare of Blacks and women. In 1981, when Jill Lewis and I wrote *Common Differences: Conflicts in Black and White Feminist Perspectives*, I spoke of the racist upsurge currently sweeping the U.S. as testimony to the fact that Black Women needed to be simultaneously engaged in both the Black Liberation struggle and Women's Liberation. I pointed out cases such as the kidnapping and murders of Black children, women and men in Atlanta, Boston, Roxbury and Buffalo, and the fact that the Ku-Klux-Klan openly ran a Klan leader for Congress on the Democratic party ticket and that the newly empowered Reagan regime was attempting to introduce measures that would set back Civil Rights accomplishments. And today, 1999, eighteen years later, the record is similar. A Black man was tied to the back of a truck and dragged to his death. Hate crimes against gays and lesbians have risen – the most notorious to date being Matthew Shepherd, the gay college student who was beaten and hung on a fence post and died. David Duke, former Klan Leader, ran for a Congressional seat. NYC police and those in other major cities are shooting Black men for little or no provocation, and in the Supreme Court, a President-Bush appointed, token Black man, Clarence Thomas, is one of the most conservative and racist judges on the Court. He has supported court decisions against Black Congressional Districts, urban school children, death row inmates, and minority contractors and affirmative action. Many of the key civil-rights cases were decided by a 5-4 vote, with Thomas voting against positions

adopted by Civil-Rights activists. That is what I mean when I say little has changed with the U.S. being racist.

Within the United States, the 1960s witnessed three currents within the feminist movement. Primarily, there was the Women's Rights Movement which emerged early in the 1960s, inheriting the legacy of the early suffragettes' and early women's rights campaigns of the 19th century. It was composed primarily by professional women who began putting pressure on the state to end discriminatory practices in the paid labor force. A second almost independent movement emerged from the New Left with strong ties to Marxism and a commitment to producing an account of women's oppression. The third wing was organized by Black women and women of color, who had been largely involved in Black and Chicano liberation movements and had raised, unsuccessfully, the question of sexual politics within those movements.

Black women's initial attitude toward the Women's Movement was one of distrust. The historical experiences of slavery left Black women with peculiar legacy of scars. The material conditions of the lives of masses of Black women determined their attitudes toward feminism. A specific Black feminist analysis and approach was necessary because the psychological dynamics that function among Black women and Black men in the context of existing economic conditions are qualitatively and culturally different from those of whites. The feminist question has never truly embraced Black women. Assuming that the feminist question is directed at the causes of sexual inequality between man and woman, and of male domination over women, it is important to note that sexual inequality between Black men and Black women has very different historical and cultural beginnings than the sexual inequality between white men and white women. Black women's participation in the labor force also has a very different history than that of white women. These are basic underlying factors which enter in the problem of Black women and their roles in the Women's Movement. They were never fully included in feminist theory because there was little analysis on the parts of the white leading feminists about the racial and cultural histories of Black women. This is not to say that the demands of the feminists were not progressive for their time, both during the 19th and early 20th century and today. The Feminist Movement has helped to create consciousness among women. Their struggle for political, social and economic rights – goals that all women strive for. As bell hooks said in her book from 1984, *Feminist Theory from Margin to Center*:

Racism allows white women to construct feminist theory and praxis in such a way that it is far removed from anything resembling radical struggle. Racist socialization teaches bourgeois white women to think they are necessarily more capable of leading masses of women than any other group of women. The inability and/or refusal of white women in the leadership of the most recent feminist movement was

their unwillingness to confront racism and their arrogant assumption that their call for Sisterhood was a non-racist gesture.

In addition to Black women's battles with white feminist theory and practices, they simultaneously had to contend with the belligerent and negative attitudes of a large segment of Black male academics and leaders. The so-called male scholars expressed their feelings forcefully that the Women's Movement was an attempt to divide the Black race and, in so doing, destroy the Black family. They further said that it had no place in Black women's lives. So the Black women had to struggle against Black male retrograde attitudes and white female cultural arrogance and intellectual imperialism.

Fighting on both fronts did not deter the Afro-American woman in her struggle for human rights. Perhaps it served as a spur. I shall focus on several of the many Black women's organizations that were formed in the seventies. There was the *Coalition of Labor Union Women* (CLUW) which was an ambitious attempt to establish a national framework for the struggles of women workers. It had its problems largely due to its close ties with established union leadership, but the women's efforts were admirable. The *National Black Feminist Organization* (NBFO) was one of the first and more important of the formal feminist organizations that emerged in the seventies. It opened chapters on the East Coast and in major cities throughout the country. The purpose of the NBFO was to address the specific needs of the Black female who is forced to live in a society that is both sexist and racist. The NBFO failed as a viable Black feminist organization because it could not address or support the women of the Black community in any visible, concrete manner.

Black women were also active in the campaign for Wages for Housework. Its shortcoming was that it did not seek to concretely transform the relationships between capital, work, production, consumption and the distribution and accumulation of income. Black lesbians also began establishing their own groups, notably the *Combahee River Collective*. All in all, Black women recognized the profound need for Black feminist theory and analysis and that they had to be at the core of this initiative. Hence they created their own organizations. They engaged in transforming the historical and cultural conditions in which they found themselves. Progressive minds saw the need to move in a direction that represented women of color from all classes and from all sectors of the world.

Transnational feminism

Globalization has played a major part in transnational feminism. With globalization, I am referring to the rule of markets, money and multinationals. Market economy is now free from borders and customs, having conquered the last corners on earth via e-mail and the internet. The world market integration, with

the ever deepening intertwining of markets, media and multis, makes it for a growing dependency of countries on one another. And what does this mean for countries with less highly developed technology? What does it mean to the role of women? There is no sex neutrality nor gender neutrality on the global markets. Globalization has also meant the extension of work done at home. Women in India work out of their homes making lace for sale on the global market. Women in Yorkshire, Britain and in Asia are engaged in similar types of work at home. In India, women who work as laborers for this international market are not defined as workers or laborers, but as housewives and their work defined as leisure-time activity. While women who work in the Silicon Valley in California in the electronics industries, primarily immigrant women, are defined as mothers, wives and supplementary workers. The effect is that they help to neutralize the kind of work that women do, making it possible for corporations to cheapen women's labor while making it appear as if women were born to work more cheaply, for lower wages than their male counterparts. It is these women, Third World women in their countries of origin and primarily Third World immigrant women in the metropolis, as well as white working class women who make our consumption, our very survival, possible. We eat bananas, use salt to flavor our food, drink coffee, use tires on the cars we drive, depend on computers, we wear clothes on which tags tell us that they are largely manufactured in Third World countries. There is a dialectical relationship between our ability to consume and the exploitative conditions under which these women produce. All these things we rely upon in the First World that are used as indices of being civilized, these things are produced by women in the Third World, and yet at times we continue to insist upon the separateness between the First and the Third World!

Transnational feminism is accompanied by other kinds of transnationalizations which have a disproportionate effect on women. I am referring here to a new kind of political economic practices, new kinds of imperial structures that have been called the new world order. There is something specific about this contemporary movement because of the way in which it is drawing women into these global processes and the speed with which it has developed new technologies developing products that can be produced anywhere and sold everywhere, by spreading credit around the world and by connecting global channels of communication. Women are drawn into these processes in large numbers in the following categories:

1. Export processing zones of the new transnational factories operating on the African Continent, Asia, Latin American and the Caribbean, the Pacific and in Europe;

2. The employment of nannies and domestic workers; I am speaking primarily of the exportation of Philippine, Thai, Indonesian, Sri Lankan, Mexican and Caribbean women as domestic workers to East Asian, Middle Eastern and First World destinations;
3. The mail-order bride trade where the bride-to-be is usually Caucasian, mainly American, Australian or Canadian, producing a new economics of romance in which a brisk or industry has emerged to sell lists of and instructional guides for prospective brides;
4. The women who work as prostitutes in their countries of origin or in those areas that are heavily linked to the tourist industry, travelling between the red-light-districts of nations, North and South.
5. Domestics: Those women who provide a kind of service as maids. These women are drawn into these processes of globalization as ideological anchors for the operation of multinational corporations.

In contrast to the speed of technology, millions of women are still living in conditions of dirt-poor poverty as the multinationals prosper. In South Africa, since the election of Nelson Mandela, thousands still live in shacks in shanty towns with no electricity, no plumbing, and few schooling opportunities, while Bill Gates, the young millionaire, opens up shop in rural Africa. How is that going to help the inhabitants in shanty town? In Algeria, women are systematically being murdered by Islamic fundamentalists. Almost 60 percent of Algerian Women cannot read or write. In Afghanistan the Taliban has virtually made women non-persons. In the Philippines, the government has given mining rights to foreign construction firms which will destroy large areas of land that had been used for agriculture. The government has also agreed to foreign rice import which will ruin the market for those working in the rice fields. The technology being used today allows the multinationals to continue to exploit with greater efficiency.

To say that feminism is transnational is not to say that feminist analyses and forms of political organizing cross borders in a transhistorical or ahistorical way, but it is to say that there are particularities of the ways in which masculinity and femininity are understood and constructed and particularities of the ways in which sexual politics operate as a whole.

To talk about feminist praxis in global contexts involves shifting the unit of analysis from local to regional and from national culture to relations across cultures. There is a drastic need for an exchange of experiences, ideas and strategies from all strata of women within each country.

In the same way that the Women's Movement in the USA did not consider the cultural and historical condition of Black women in their theoretical analysis of sexism and feminist theory, emerging transnational feminism must not

make the same mistake. The historical and cultural experiences of women from every country must be addressed in formulating transnational feminist theory. It is a massive task, but sexism is a massive force. Afro-American women have played critical and pivotal roles in both the Afro-American Black Liberation struggle and the Women's Liberation Movement. The successes of these movements, and there have been successes, did not significantly alter the quality of life for women in general. Afro-American women saw the need to do something for the 'self', and 'self' included women of colour, non-white women, and poor white women world-wide. Globalization shifted the focus of feminism, and of feminist theory to a global level. All of us, if we don't pay attention to these forces of globalization, will concede the operation of these processes to multinational corporations, who not only are involved in the business of apparel making, electronic manufacturing, and so forth, but also into making education and knowledge production a business – THEIR business.

Literatur:

Bambara, Toni Cade (publishes under **Cade, Toni**): *The Black Women: An Anthology*, New York 1970

Hooks, Bell: *Feminist Theory from Margin to Center*, Cambridge 1984.

Emerge – Black America's New Magazine, vol. 10, no. 4:58.

Joseph, Gloria/Lewis, Jill: *Common Differences: Conflicts in Black and White Feminist Perspectives*, 1981.

Zwischen Universalität und Differenz – Die gegenwärtige Debatte in der indischen Frauenbewegung

Einleitung

Wenn man von Feminismus und Frauenbewegung in Indien spricht, bezieht man sich auf den Zeitraum der letzten dreißig Jahre, beginnend mit dem Ende der sechziger Jahre, als junge gebildete Frauen von ihrem Universitätsstudium aus Europa oder den USA nach Indien zurückkamen. Sie waren von der feministischen Bewegung an ihren Universitäten beeinflusst und begannen, gegen Gewalt gegen Frauen in Indien zu kämpfen. Die Frauenbewegung in Indien gibt es allerdings nicht, wie Nirmala Sathe aus Bombay sagt.¹ Sie besteht hingegen aus zahlreichen unterschiedlichen Frauengruppen, die gegen Gewalt und Unrecht an Frauen kämpfen. Die Frauenbewegungen in Indien lassen sich grob in drei Bereiche unterteilen:

1. Die Bekämpfung der Gewalt gegen Frauen im familiären Bereich. Zu den Formen der ehelichen oder familiären Gewalt zählen exorbitante Mitgiftforderungen und Mitgiftmorde, pränatale Geschlechtsbestimmung und Abtreibung weiblicher Föten sowie *sati* (Witwenselbstverbrennung).
2. Der Kampf gegen Ausbeutung von Frauen im Arbeitssektor. Diese Form der Gewalt richtet sich hauptsächlich gegen Frauen im ländlichen Indien im Agrarsektor. Gewalt äußert sich hier in Ausbeutung durch extrem niedrige Löhne und in sexueller Aggression der landbesitzenden Kaste gegenüber armen Frauen.
3. Ökofeminismus. Der Kampf der Frauen gegen zunehmende Zerstörung des ökologischen Gleichgewichts durch Abholzung der Wälder, Staudammprojekte und die sogenannte Grüne Revolution mit ihren Monokulturen.

Ich werde mich hier hauptsächlich mit den Bewegungen auseinandersetzen, die sich gegen eheliche beziehungsweise familiäre Gewalt gegen Frauen richten. Eheliche Gewalt gegen Frauen ist einerseits universal, sie steht im Zentrum der Aktivitäten aller Frauenbewegungen, andererseits zeigt sich am Beispiel Indiens, daß der Umgang mit diesem Problem nicht universal sein kann, sondern sich an kulturspezifischen Gegebenheiten orientieren muß. Universale

Lösungsvorschläge werden inzwischen vom indischen Feminismus als hegemoniale Aufoktroierung westlicher Ideen und Standards abgelehnt.

Die Übernahme feministischer Theorien aus dem Westen entspricht der Situation, wie man sie heute in vielen Bereichen vorfindet: Es existiert ein wirtschaftliches und politisches Ungleichgewicht zwischen Westen und Osten, der Ideenfluß verläuft von West nach Ost, der Westen definiert, der Osten rezipiert.² Dasselbe gilt für den Feminismus: Die Themen, die Definitionen, die Terminologie der Debatten, die Institutionen, die Kampfstrategien werden vom Westen vorgegeben und sollen vom Osten aufgenommen werden. Was aber bedeutet das Recht auf reproduktive Selbstbestimmung oder das Recht auf Gleichbehandlung am Arbeitsplatz für Frauen beispielsweise im ländlichen Indien, die nie eine Schule besuchen können und deren Identitätszuschreibung zu einem beträchtlichen Teil über die Mutterschaft erfolgt? An den Beispielen der Kampagnen gegen Mitgiftforderungen und Mitgiftmorde, Abtreibung weiblicher Föten und *sati* möchte ich zeigen, wie sich die indische Frauenbewegung in den letzten dreißig Jahren verändert hat, welche Debatten geführt werden und wie sich der indische Feminismus in den letzten zehn Jahren vom westlichen Feminismus abgegrenzt hat. Die beiden anderen Bereiche, Ausbeutung von Frauen im Arbeitssektor und Ökofeminismus, sollen hier der Vollständigkeit halber nur kurz erwähnt werden.

Kampf gegen Ausbeutung im Arbeitssektor und gegen sexistische Repressionen im ländlichen Indien

Frauen in ländlichen Gebieten müssen einen doppelten Kampf führen gegen sexistische Gewalt. Zum einen gegen die Gewalt ihrer eigenen Männer (die durch Verarmung und Alkoholkonsum steigt), zum andern gegen die sexistische Gewalt und wirtschaftliche Ausbeutung von Männern der herrschenden Klasse. Sexuelle Repression, sexuelle Aggression von Männern aus landbesitzenden Kasten gegenüber armen Frauen, wie zum Beispiel Einzel- oder Gruppenvergewaltigung, wird von Maria Mies als Mittel gesehen, um die Eigentums- und Herrschaftsverhältnisse über das Land und die Armen zu stabilisieren. Klassenherrschaft und sexistische Gewalt sind hier eng miteinander verknüpft.³

In den siebziger Jahren wurden die ersten *stri-sangams* (Frauen-Organisationen) gegründet, zunächst noch mit der Hilfe von internationalen Entwicklungsorganisationen. Die *stri-sangams* emanzipierten sich jedoch früh von der fremden Hilfe und verbreiteten sich sehr schnell.⁴ Das vorrangige Ziel lag zunächst darin, die Landarbeiterinnen und Kleinbäuerinnen in ihrer Verhand-

lungsfähigkeit gegenüber den Behörden durch die Organisierung zu stärken, um zum Beispiel Kredite zu erhalten (Kleinkredite für den Erwerb eines Büffels, einer Ziege, das Errichten eines Gemüsestandes). Des weiteren boten die *stri-sangams* ein Diskussionsforum und eine Abendschule, also Zugang zu Wissen (zum Beispiel über Hygiene und Geburtenkontrolle).

Die Solidarität und Handlungsfähigkeit der Frauen wurde gestärkt. Sie kämpften erfolgreich für wirtschaftliche Selbständigkeit und gegen zu niedrige Löhne.⁵ Streiks und Forderungen nach höheren Löhnen mitten in der Reisernte waren effektiv. Die Landbesitzer mußten bezahlen. Maria Mies und Christa Wichterich, beide in der deutschen Frauenbewegung aktiv, haben längere Zeit in Indien gelebt und hatten Kontakt zu verschiedenen Frauengruppen. Maria Mies hat unter anderem mitgeholfen, Frauengruppen im ländlichen Indien zu organisieren, und sie hat als Sozialwissenschaftlerin die Arbeit von einzelnen Frauengruppen beobachtet und dokumentiert. Sowohl Christa Wichterich als auch Maria Mies zeigten sich in den achtziger Jahren erstaunt darüber, mit welchem Selbstbewußtsein und mit welcher Energie die sogenannten armen, ungebildeten und unterdrückten Frauen gegen Hungerlöhne, Vergewaltigung durch Landbesitzer und Polizisten, gegen den Alkoholkonsum ihrer Männer sowie gegen Entwicklungsmodelle, die Frauen nur benachteiligen, protestierten und kämpften. Andere Beispiele von Frauengruppen im ländlichen Indien, wie die *mahila mandal* in Maharashtra zeigen, daß die Frauen, nachdem die dringendsten Probleme, wie häusliche Gewalt und Mitgiftmorde, bewältigt waren, sich anderen, eher strukturellen Themen zuwandten, wie der Einrichtung von Schulen und leicht erreichbarer medizinischer Versorgung sowie der Teilhabe an politischen Entscheidungsgremien.⁶

Ökofeminismus

Der Ökofeminismus und die heute berühmte *Chipko*-Bewegung⁷ haben ihre Vorläufer im letzten Jahrhundert. Von der britischen Kolonialregierung wurden 1865, 1878 und 1927 die sogenannten Indischen Waldgesetze erlassen, die bestimmte Waldregionen zu Schutzgebieten erklärten und die faktisch den freien Zugang der Bevölkerung zum Wald reglementierten und deren Waldnutzungsrechte einschränkten. Nach dem Waldgesetz von 1927 fanden zahlreiche *Waldsatyagrahas*⁸ statt, in denen die Dorfbewohner und -bewohnerinnen gegen ihre fortan eingeschränkten Waldnutzungsrechte protestierten.⁹ Vor allem in der Himalaya-Region, in der das Überleben der Bewohner vom freien Zugang zum Wald und der Nutzung seiner Produkte abhing, gab es viele solcher *Waldsatyagrahas*. Die gewaltfreien Demonstrationen wurden systematisch unterdrückt, es gab Tote auf seiten der Demonstranten, aber die Nutzungsrechte für einige Waldprodukte konnten so immerhin wieder zurückgewonnen werden.¹⁰

In den vierziger Jahren zog Mira Behn, eine der engsten Mitarbeiterinnen Gandhis, in die Region Garhwal im Himalaya (U.P.), um dort ein Viehzucht-Zentrum zu gründen. Sie beschreibt auf drastische Art und Weise, wie sie Zeugin von großen Überschwemmungskatastrophen wurde und zeigt den Zusammenhang auf zwischen Entwaldung einerseits und Überschwemmungen, Erdbeben und Dürren andererseits. Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen Mira Behns, die in der Unabhängigkeitsbewegung aktiv waren, organisierten zahlreiche Protestmärsche gegen kommerzielle Abholzung.

Vor allem zwei Frauen, Sarala Behn und Bimla Behn, waren herausragend bei diesen Protestaktionen. Sie organisierten ab Anfang der sechziger Jahre die Anti-Alkoholbewegung, die in direktem Zusammenhang mit der Abholzung stand. Die Männer der Region setzten das beim Bäumefällen verdiente Geld häufig in Alkohol um und wurden gewalttätig gegenüber ihren Frauen. Viele Familien mußten hungern. Die Anti-Alkoholbewegung bewirkte, daß in den betroffenen fünf Distrikten ein Prohibitionsgesetz erlassen wurde.¹¹ Die Organisationsbasis dieser Anti-Alkoholbewegung wurde 1972 von der *Chipko*-Bewegung direkt übernommen. Im März 1973 kam es zum ersten Mal zu dem inzwischen legendären Umarmen der Bäume durch Frauen, die so das Abholzen von 300 Eschen, die an eine Sportartikelfirma versteigert worden waren, verhindern konnten.¹²

Die *Chipko*-Bewegung war die erste ökologische Frauenbewegung in Indien. 1987 erhielten die *Chipko*-Frauen den Alternativen Nobelpreis für ihre ökologischen Perspektiven und Aktionen. Heute findet man in ganz Indien ökologisch-feministische Bewegungen. Vandana Shiva, die wichtigste Theoretikerin und Aktivistin des Ökofeminismus, lehnt die westlichen Entwicklungsmodelle und rohstoffintensiven Produktionsformen ab und tritt für die Rückbesinnung auf eine 'weibliche' Lebensweise ein, die die Natur achtet und bewahrt. Unter dem 'weiblichen Prinzip' versteht sie das Vermögen, Ressourcensysteme wie Flüsse, Wälder und Felder durch ökologische Bewirtschaftung der Wasservorräte, schonende Waldpflege und traditionelle Anbaumethoden zu regenerieren und dadurch langfristig zu schützen.¹³ Die Kultur der Entwicklung ist dagegen für Shiva eine Kultur der Zerstörung von Ökosystemen und Wissenssystemen, ein Projekt des Patriarchats, das zu Lasten der Frauen und der armen ländlichen Bevölkerung geht, wobei sich die Gewalt gegen Frauen nicht nur in der Zerstörung der Lebensräume äußert, sondern auch in der Ausgrenzung und Diskriminierung der Frauen als Wissende und ihrer Wissenstraditionen, mit denen sie die gegenseitige Abhängigkeit zwischen Mensch und Natur respektiert haben.¹⁴

Die Bekämpfung der Gewalt gegen Frauen im familiären Bereich

Auch hier muß betont werden, daß der Kampf gegen Ausbeutung von Frauen und eheliche beziehungsweise familiäre Gewalt gegen Frauen in Indien sehr viel weiter zurückreicht, als dreißig Jahre. Schon im letzten Jahrhundert und Anfang dieses Jahrhunderts haben Frauen individuell oder als Mitglieder von sozialen Bewegungen gegen familiäre Gewalt gegen Frauen gekämpft. Wenige Beispiele müssen hier genügen. So haben zum Beispiel, neben anderen weniger bekannten Frauen wie Dr. Andandibai Joshee,¹⁵ die beiden Sozialreformerinnen aus Maharashtra Tarabai Shinde und Pandita Ramabai in ihren 1882 veröffentlichten Texten explizit gegen Kinderheirat protestiert.¹⁶ Auf drastische Weise wurde von ihnen diese Form von Gewalt gegen Frauen dargestellt. Mädchen wurden im Alter von sieben bis neun Jahren verheiratet. Die Ehe wurde direkt nach der ersten Menstruation vollzogen. Viele Mädchen gebären im Alter von zwölf Jahren ihr erstes Kind, das in den dokumentierten Fällen nicht überlebte. Hohe Kindersterblichkeit, sowie der schlechte Gesundheitszustand und der frühe Tod der jungen Mütter wurde von den beiden Sozialreformerinnen in direkten Zusammenhang zur Kinderheirat gestellt. Diese Proteste, die von einer Reihe von männlichen Sozialreformern unterstützt wurden, führten schließlich 1891 zur Verabschiedung des *Age of Consent Act*, einem Gesetz, das das Mindestalter der Braut auf zwölf Jahre festlegte.¹⁷

Die ersten westlich orientierten indischen Feministinnen haben sich Ende der sechziger Jahre in den großen Städten Delhi und Bombay gegen eheliche Gewalt gewendet. Eine durch die Familien arrangierte Heirat und eine beträchtliche Mitgift für die Braut sind vor allem in Nordindien wichtige Bestandteile der Sozialstruktur. Anfang der siebziger Jahre kam es plötzlich zu zahlreichen sogenannten *dowry* (Mitgift)-Morden, die auch in den Medien dokumentiert wurden.¹⁸ Eine arrangierte Heirat, häufig ohne Mitspracherecht der Frau, eine Mitgift, die die Familie der Frau in den Ruin trieb, und unter Umständen die Ermordung der Braut wegen nicht erfüllten Mitgiftforderungen galten als Ausdruck sexistischer Gewalt gegen Frauen und der Kampf gegen Mitgift (die als Ursache der Gewalt gegen Frauen gesehen wurde) erschien nur allzu plausibel und längst überfällig. Ein Überblick über die Geschichte der Anti-*dowry*-Kampagne zeigt, wie sich der indische Feminismus, der zunächst sehr stark vom westlichen Feminismus beeinflußt war, im Laufe der Jahre zu einer eigenständigen Bewegung entwickelte.

Dowry, die umfangreiche Mitgift, die die Frau in Form von Konsumgütern, Goldschmuck und Bargeld mit in die Ehe bringt, ist ursprünglich Teil der Heiratsverhandlungen der städtischen gebildeten Mittelklasse, diente aber in den letzten Jahrzehnten zunehmend als Modell für niedrige Kasten und für die

ländliche Bevölkerung. *Dowry* ist keine Mitgift mehr im üblichen Sinne, nicht Eigentum der Frau, das sie in die Ehe mitbringt, sondern eine Art Tribut an die Familie des Mannes, damit dieser die Frau überhaupt heiratet. Mit einer großzügigen Mitgift kann die Familie der Frau ihren sozialen Status erhöhen und ihre gesellschaftliche Stellung verbessern. Bestimmte Berufe, wie die des Ingenieurs, des höheren Polizeibeamten, des höheren Beamten im Staatsdienst, gelten als prestigereich und zukunftssicher und erzielen deshalb eine wesentlich höhere Mitgift als beispielsweise der Beruf des Lehrers oder eine Anstellung in der Privatwirtschaft.

Seit mehr als 100 Jahren fordern diverse Sozialreformer und -reformerinnen ein Verbot von *dowry*. Aus westlicher Sicht ist *dowry* beziehungsweise die exorbitante Mitgiftforderung, wie sie derzeit in der indischen Mittelklasse existiert, als soziale Praxis in mehrfacher Hinsicht untragbar. Der gesamte Komplex *dowry* gilt als Ausdruck patriarchaler Machtausübung und Demütigung der Frau und ihrer Familie. Darüber hinaus spiegelt er die Raffgier der an der westlichen Konsumgesellschaft orientierten indischen Mittelklasse wieder. Die These, daß in der *dowry* der Hauptgrund für Gewalt gegen Frauen zu sehen ist, wurde lange Zeit allgemein akzeptiert. Gewalt gegen Frauen äußert sich dabei nicht nur im Schlagen, Quälen und Schikanieren von Frauen bis hin zum Mord, in der strengen Kontrolle der Frau, was ihre Kontakte und die Verfügungsgewalt über ihr Geld und ihren Schmuck betrifft, sondern auch in ständigen Demütigungen in Form von abfälligen Bemerkungen über die Frau und ihre – statusniedrigere – Familie, und in der Verachtung die ihr und ihrer Familie entgegengebracht wird.¹⁹ Höhepunkt der Schikane sind immer noch höhere nachträgliche *dowry*-Forderungen, die dann in extremen Fällen mit Mord an der Frau oder ihrem Selbstmord enden. *Dowry* macht Mädchen unerwünscht, zur wirtschaftlichen Last für ihre Eltern, was wiederum zu anderen Formen von Gewalt gegen Frauen führt. Diesmal ist die Gewalt gegen Töchter gerichtet, die als weibliche Föten abgetrieben werden oder denen mit anderen, subtileren Formen der Gewalt begegnet wird. *Dowry* gilt also schon lange als der soziale Mißstand schlechthin, gegen den die Frauenbewegung auf vielfache Weise vorgeht.²⁰

Die Berichterstattung über *dowry*-Morde und die polizeilichen Ermittlungen waren zunächst ebenso Gegenstand der Frauenbewegung wie die Mitgiftmorde selbst. Gemäß den polizeilichen Ermittlungen und auch in den Medien galten *dowry*-Morde entweder als sogenannte Küchenunfälle, bei denen sich der Sari der Braut am Kerosin entzündete, oder als tragischer Selbstmord einer unglücklich verheirateten jungen Frau. Frauengruppen in Delhi, wie Ankur, Saheli und Manushi, führten eigene Untersuchungen durch, wenn über solche Unfälle oder Selbstmorde berichtet wurde, und kamen zu einem ganz anderen Ergebnis. So zum Beispiel im Fall Janak Kumaris, die 1980 gemäß dem *Dowry*

Prohibition Act (Anti-Mitgift-Gesetz) Anzeige gegen ihren Mann erstattete wegen Nötigung für immer noch mehr Mitgift.²¹ Ihr Ehemann wollte sich daraufhin scheiden lassen und wurde vom Gericht verurteilt, Unterhalt an seine Frau zu zahlen. Er sah von der Scheidung ab und bat seine Frau, zu ihm zurückzukommen. Sie leistete seiner Bitte Folge, und drei Monate später kam es zur Selbstverbrennung. Das ergaben jedenfalls die polizeilichen Ermittlungen.

Die Ermittlungen der Frauengruppen ergaben indes ein anderes Bild. Janak Kumari wurde mit schweren Brandverletzungen in ein Krankenhaus eingeliefert und gab in den letzten Stunden ihres Lebens mehrere Erklärungen ab (unter anderem an einen Arzt und an ihren Bruder), in denen sie ihren Ehemann, ihre Schwiegermutter und ihre Schwägerin beschuldigte, sie angezündet zu haben. Alle drei Beschuldigten wurden jedoch freigesprochen, mit dem Argument, Janak Kumari hätte Selbstmord begangen und sich mit dieser Anschuldigung für die zugegebenermaßen nicht immer gute Behandlung in ihrer Schwiegerfamilie rächen wollen. Es gibt zahlreiche ähnlich geartete Fälle, gegen die Frauengruppen Protest-Demonstrationen organisiert haben; so haben sie zunächst einmal für Gegendarstellungen und Sensibilisierung der Öffentlichkeit gesorgt.

Darüber hinaus wurden Kampagnen und Demonstrationen gegen *dowry*-Hochzeiten organisiert, und es wurden von den Frauengruppen strengere *Anti-dowry*-Gesetze gefordert. Schließlich riefen die Frauengruppen zum Boykott von *dowry*-Hochzeiten auf.²² Es fanden öffentliche Gelöbnisse mit Unterschriftensammlungen statt, in denen Frauen bekundeten, sie würden jegliche Hochzeit von Verwandten oder Freunden, in der *dowry* gegeben wurde, boykottieren. Im Lauf der Jahre zeigte sich, daß diese Kampagnen nicht die erhoffte Wirkung hatten. Der Aufruf zum Boykott von *dowry*-Hochzeiten zeigte wenig Resonanz. Auch die Aktivistinnen der Frauenbewegung nahmen an den *dowry*-Hochzeiten ihrer Verwandten und Freunde teil. In der städtischen Mittelschicht, die am ehesten von den Kampagnen der Frauenbewegung Kenntnis nahm und auch beeinflusst war, wurde nach wie vor *dowry* gefordert und gegeben. Die geforderten strengeren *Anti-dowry*-Gesetze existieren inzwischen, kommen aber (hauptsächlich wegen der Bestechlichkeit der indischen Polizei) nicht zur Anwendung.

Am meisten betroffen zeigte sich jedoch Madhu Kishwar, eine der Vordenkerinnen und Aktivistinnen der indischen Frauenbewegung, von der Tatsache, daß gerade junge Frauen auf *dowry* bestehen.²³ Diese Tatsachen führten in der Frauenbewegung zu einem Prozeß der selbstkritischen Reflexion. Es mußte darüber nachgedacht werden, warum junge Frauen selbst *dowry* möchten, die doch als Ausdruck patriarchaler Demütigung gilt. Madhu Kishwar kam zu der Einsicht, daß es nicht das fehlende feministische Bewußtsein ist, das Frauen

selbst *dowry* fordern läßt, sondern es sind die fehlenden Alternativen. Die Alternative zu *dowry* hieß bisher 'ohne *dowry*' (*dowryless wedding*) und war gleichbedeutend mit 'gar nichts'. Auf die Frage, was gewinnen Frauen, wenn sie auf *dowry* verzichten, lautete die Antwort, sie gewinnen nichts und verlieren noch dazu an Ansehen und Status. Beides könnten sie durch eine großzügige *dowry* bestätigen, wenn nicht gar erhöhen. Kommt die Frau jedoch ohne *dowry*, also mit leeren Händen, wird sie in der neuen Familie noch verletzlicher. Andererseits gilt ein Heiratsangebot ohne *dowry*-Forderungen von Seiten der Familie des Mannes (zum Beispiel in Heiratsanzeigen) als suspekt. Man vermutet irgendeinen körperlichen Defekt beim Bräutigam oder andere Defizite.

Dies führte Madhu Kishwar zu der Einsicht, daß die Alternative zu *dowry* nicht darin bestehen kann, nichts zu geben, sondern anders zu geben. Sie fordert, daß das Erbrecht so geändert werden müsse, daß Frauen per Gesetz gleichermaßen am elterlichen Erbe beteiligt werden.²⁴ Laut dem derzeitigen Hindu Erbrecht (*Hindu Succession Act*) haben Töchter kein garantiertes Erbrecht. Sie können testamentarisch berücksichtigt werden oder auch nicht. In der Regel erhalten Töchter eine *dowry*, während das Eigentum des Vaters an die Söhne vererbt wird. Die Frauenbewegung fordert, daß das Erbrecht dahingehend geändert wird, daß Frauen dieselben Eigentumsrechte an Land und Immobilien beanspruchen können wie ihre Brüder, daß Dokumente, in denen Frauen auf ihre Eigentumsansprüche verzichten, für ungültig erklärt werden, daß Frauen ihre Eigentumsansprüche aus ihrer Geburtsfamilie nicht an den Ehemann oder seine Verwandten abtreten dürfen, sondern daß diese Ansprüche direkt auf die Kinder der Frau übergehen beziehungsweise zurückfallen an die Geburtsfamilie. Diese Bestimmungen sollen dem Mißbrauch nominell existierender Gesetze vorbeugen. Der Slogan der Frauenbewegung „gibt keine *dowry*, nehmt keine *dowry*“, muß ersetzt werden durch „gibt Töchtern Eigentumsrecht; Töchter, nehmt Euch das Eigentumsrecht“.²⁵

Die Ursache der Gewalt gegen Frauen sehen Feministinnen wie Madhu Kishwar nicht in der *dowry* per se, sondern vielmehr in der machtlosen Position der Frauen, bedingt durch die derzeitigen Familienstrukturen. Frauen haben keine Kontrolle über ihr Eigentum, sondern sind selbst Teil des Eigentums, als der sie bestimmte Funktionen erfüllen müssen, wie zum Beispiel männliche Erben produzieren und diverse Dienstleistungen erbringen. Die wirtschaftliche Macht und die Entscheidungsgewalt liegt in den Händen der Männer, so daß die Forderung von Madhu Kishwar lautet, die Machtstrukturen, die Familienstrukturen müssen verändert werden und ein neues Erbrecht muß geschaffen werden.

Im Moment gilt nach dem Hindu Erbrecht *dowry* als *stridhan*, als Eigentum der Frau, das von der Mutter auf die Tochter vererbt wird und das im Falle eines Scheiterns der Ehe an sie zurückgegeben werden muß. Aus diesem

Grunde wird *dowry* häufig als vorgezogenes Erbe betrachtet. Genaue Dokumentationen von *dowry*-Gaben zeigen jedoch, daß nur ein kleiner Teil (insbesondere ihr Goldschmuck) tatsächlich Eigentum der Frau ist, von dem aber erwartet wird, daß sie ihn bei Bedarf zum Wohle der Familie ihres Mannes verpfändet. Der größere Teil besteht ausdrücklich aus Gaben an den Ehemann und andere Mitglieder seiner Familie.²⁶

Andererseits ist auch die umfangreichste *dowry* häufig nur ein Bruchteil des Erbteils, der den Brüdern einer Frau zusteht (sie umfaßt nicht Landbesitz, Immobilien, das väterliche Unternehmen). Diese Überlegungen führen Kishwar zu dem Schluß, daß sich die indische Frauenbewegung im Zusammenhang mit den Anti-*dowry*-Kampagnen ausschließlich auf die Rechte der Frauen als Ehefrauen konzentriert hat, und die Rechte der Frauen als Töchter nicht in Betracht zog. Es war lange Zeit die Schwiegerfamilie, die der Frau als Ehefrau Gewalt antat, jetzt steht die Geburtsfamilie im Zentrum der Anschuldigungen, die Rechte der Töchter zu mißachten (indem sie vom Erbe ausgeschlossen werden). Es kann keine Gleichheit zwischen den Ehepartnern geben, wenn Frauen als abhängige und enterbte Töchter in das Haus ihrer Schwiegereltern kommen. Frauen können keine starke Position einnehmen, wenn sie von den Eltern lebenslang als Last (auf Grund der *dowry*) gesehen werden. Nur ein gesicherter Anspruch auf ihren Anteil am Erbe läßt sie zur gleichberechtigten Partnerin werden. Ein Verzicht auf *dowry* beziehungsweise ein Verbot von *dowry* ohne die Sicherung der Erbrechte macht Frauen noch verletzlicher.²⁷

Ein anderes Beispiel, das innerhalb der Frauenbewegung zur kritischen Reflexion geführt hat, und das zeigt, welche Komplexität die Arbeit indischer Frauenorganisationen aufweisen muß, ist das der jung verheirateten Roop Kanwar, die sich 1987 auf dem Scheiterhaufen ihres verstorbenen Ehemannes mitverbrennen ließ. *Sati*, Witwenselbstverbrennung, wurde im nördlichen Indien in den letzten Jahrhunderten von einer gewissen (immer kleinen) Anzahl von Frauen aus den höheren Gesellschaftsschichten praktiziert.²⁸ Seit der Kolonialzeit ist *sati* in Indien gesetzlich verboten.

In neuerer Zeit gab es immer wieder spektakuläre Einzelfälle von Witwenselbstverbrennung, der letzte Fall war der Roop Kanwars im Jahre 1987. Roop Kanwar war zum Zeitpunkt ihres Todes achtzehn Jahre alt und hatte einen College-Abschluß. Ihr Ehemann war nur wenige Tage krank und starb überraschend. Nach der Hindu-Tradition muß der Leichnam am selben Tag verbrannt werden. Laut Gesetz ist *sati* verboten. Eine Frau darf nicht gezwungen werden, *sati* zu begehen, sie muß darüber hinaus auch an einer freiwilligen *sati* gehindert werden. Wie konnte es dann trotzdem zur Selbstverbrennung Roop Kanwars kommen? Die Erklärungen der Verwandten bei den Ermittlungen erfolgten nach einem bestimmten Muster. Männliche Verwandte wurden plötzlich ohnmächtig, und konnten so die junge Frau nicht von ihrem Vorhaben

abbringen. Die Polizei wurde zwar benachrichtigt, kam aber zu spät, um das Geschehen zu verhindern.

Die Reaktion der Frauenorganisationen auf diesen Fall von *sati* entsprach zunächst der üblichen Vorgehensweise gegen soziale Unterdrückung und Gewalt gegen Frauen. Es wurde eine verschärfte Anwendung der existierenden Gesetze gefordert sowie neue, noch strengere Gesetze und eine härtere Bestrafung derjenigen, die *sati* zulassen. Unter dem Druck der Frauenorganisationen wurde tatsächlich ein neues Anti-*sati*-Gesetz verabschiedet, das nicht nur die verantwortlichen Verwandten, sondern auch jegliche Zuschauer bestraft. Außerdem wurde die Errichtung des *sati-sthal*, des Tempels für die *sati*, verhindert.

Die strengeren Gesetze konnten der Praxis der Verehrung am Ort der *sati* jedoch keinen Einhalt gebieten. Die Feindseligkeit der ländlichen Bevölkerung (sowohl Männer wie Frauen) gegenüber den Vertreterinnen von Frauenorganisationen aus Delhi ließ diese über ihr Handeln reflektieren. Für die ländliche Bevölkerung ist Roop Kanwar eine Heilige, die über eine außerordentliche göttliche Kraft verfügt und ihrem Mann freiwillig in den Tod gefolgt ist. Durch Verehrung dieser Heiligen kann man von ihrer göttlichen Kraft profitieren. Somit handelt es sich um eine kulturelle Tradition. Sie zu verbieten, würde dem eingangs erwähnten kulturellen Hegemonialismus gleichkommen. Für Vertreterinnen der Frauenbewegung handelte Roop Kanwar hingegen unter dem Zwang ihrer Schwiegerfamilie, die sie als Witwe nicht unterhalten wollte, sondern von den Einnahmen aus dem *sati-sthal* wirtschaftlich profitieren wollte. Weiterhin handelte sie unter gesellschaftlichem Zwang und als Opfer patriarchaler Repression, denn das Dasein einer indischen Witwe ist keine tolerierbare Alternative. Aus dieser Perspektive handelt es sich hier um Kriminalität beziehungsweise um gesellschaftliche Repression, gegen die vorgegangen werden muß. Gesetze gegen *sati* existieren inzwischen, die kulturelle Tradition der Verehrung einer *sati* (die dann auch immer wieder vereinzelt zu Fällen von Witwenselbstverbrennung führen wird) kann nicht so einfach unterbunden werden. Hier muß die Frauenbewegung die sehr viel langwierigere Arbeit des gesellschaftlichen Dialogs beginnen, um herauszufinden, warum Frauen in bestimmten gesellschaftlichen Gruppen denken, daß ihr Leben wertlos sei nach dem Tod ihres Mannes, daß der Wert nur darin bestehen kann, ihm im Tod nachzufolgen.²⁹

Das dritte Beispiel von Gewalt gegen Frauen im familiären Bereich, das ich hier anführen möchte, ist die pränatale Geschlechtsbestimmung und die damit verbundene Abtreibung weiblicher Föten. Hier zeigen sich in besonderer Weise die Widersprüchlichkeiten des westlichen und des indischen Feminismus. Die

Frauenbewegungen in westlichen Industrienationen mußten sich lange das Recht auf straffreie Abtreibung erkämpfen.

Was im Westen als fundamentales Recht auf Selbstbestimmung gilt, mußte in Indien nicht mühsam erkämpft werden. Das Recht auf straffreie Abtreibung gehört zum Maßnahmenkatalog zur Geburtenkontrolle und wird in Indien (ohne das Zutun der Frauenbewegung) seit 1971 praktiziert.³⁰ Erst durch die selektive Abtreibung weiblicher Föten traten Widersprüchlichkeiten zutage bezüglich der Abtreibung als universalem Recht der Frauen, Kontrolle über ihren Körper auszuüben, und des Rechtes der Frau, selektiv weibliche Föten abzutreiben. Wie sollte das eine Recht gewährleistet bleiben ohne das andere Recht abzuschaffen? Noch provozierender formuliert es Menon, wenn sie fragt,

wenn das Recht auf Abtreibung ein universales Recht über den eigenen Körper ist, wie wollen Feministinnen dann dieses Recht Frauen verweigern, wenn es sich um selektive Abtreibung weiblicher Föten handelt?³¹

Weiter fragt sie,

wenn man von einer Hierarchie menschlicher Lebewesen ausgeht, wonach kranke, mißgebildete Föten abgetrieben werden dürfen, warum dürfen dann nicht auch weibliche, weil kulturell minderwertige Föten abgetrieben werden?³²

Das Dilemma des indischen Feminismus zeigt Menon in aller Deutlichkeit, wenn sie schreibt:

It is essential that feminists avoid being forced to counterpose the rights of (future) women to be born against the rights of (present) women to control over their bodies.³³

Ultraschall-Diagnostik und Amniozentese ermöglichen in Indien seit den achtziger Jahren auch außerhalb der großen Städte die vorgeburtliche Geschlechtsbestimmung in großem Stile. Auch die nachfolgende Abtreibung weiblicher Föten scheint ohne allzu großes gesundheitliches Risiko für die Frauen von statten zu gehen.³⁴ Volkszählungen in Indien zeigen, daß das Geschlechterverhältnis in Nordindien schon seit langem nicht ausgeglichen ist. Im Zensus von 1901 kommen 972 Frauen auf 1000 Männer. Als Ursache hierfür gilt die Vernachlässigung und mangelnde medizinische Versorgung von Mädchen. 1991 waren es nur noch 929 Frauen pro 1000 Männer.³⁵ Der dramatische Höhepunkt dieser Entwicklung wird im Jahre 2001 erwartet. Dann dürfte sich die derzeitige Praxis pränataler Geschlechtsbestimmung noch negativer auf das Verhältnis Frauen – Männer ausgewirkt haben.³⁶

In einer einzigen Privatklinik in Bombay wurden zwischen 1984 und 1985 ca. 16 000 weibliche Föten abgetrieben. Ein Arzt in New Delhi bekannte öffentlich in einem BBC-Interview, er habe ca. 60 000 Amniozentesen zur Bestimmung des Geschlechts durchgeführt. Mit Slogans wie „Bezahle 500 Rupien jetzt, und spare 500 000 später“³⁷ priesen Privatkliniken offen ihre Dienste an. Folgende Argumente für die pränatale Geschlechtsbestimmung werden in der Regel von behandelnden Ärzten angeführt: Die pränatale Geschlechtsbestimmung sei ein effektives Mittel zur Geburtenkontrolle. Da unerwünschte Töchter abgetrieben würden, würde daraus die ideale Familie resultieren, was die Zusammensetzung und Größe betrifft. Man muß also nicht viele unerwünschte Mädchen in Kauf nehmen, um den erwünschten Sohn zu erhalten. Wenn nach pränataler Geschlechtsbestimmung Töchter zur Welt kämen, dann seien diese erwünscht, was wiederum die Gewalt gegen Frauen reduziere und der gesellschaftlichen Abwertung von Frauen entgegenwirke. Bei dieser Argumentation werden Frauen zu Gütern, deren Wert dadurch steigt, daß sie rar sind.³⁸

Als Reaktion auf die massenhafte Abtreibung weiblicher Föten forderten die Frauengruppen ein gesetzliches Verbot der Geschlechtsbestimmungstests. 1988 wurde in einer Reihe von Bundesstaaten (Maharashtra, Punjab, Haryana und Gujarat) der *Prenatal Diagnostic Techniques Act* eingeführt, ein Gesetz, das Tests zur pränatalen Geschlechtsbestimmung gesetzlich untersagt. 1994 trat dasselbe Gesetz auf gesamtindischer Ebene in Kraft. Nach diesem Gesetz darf eine Amniozentese nur bei medizinischer Indikation (mütterliches Alter, familiäre Häufung genetischer Erkrankungen, vermehrte Fehlgeburten) durchgeführt werden, das Geschlecht darf nicht mitgeteilt werden, weder durch Worte noch durch Zeichen noch auf irgendeine andere Art und Weise. Verstöße gegen dieses Gesetz werden mit Freiheitsstrafen bis zu drei Jahren oder 10 000 Rupien geahndet, im Falle einer Wiederholung bis zu fünf Jahren bzw. 50 000 Rupien.

Die Einführung dieses Gesetzes hatte jedoch eine andere als die erhoffte Wirkung. Pränatale Geschlechtsbestimmungstests werden weiterhin durchgeführt, es wurden nicht einmal weniger, lediglich die Werbung änderte sich,³⁹ und der Eingriff wurde wesentlich teurer, da er jetzt illegal ist. Während vor dem Inkrafttreten des Gesetzes ein Eingriff zwischen 100 und 600 Rupien kostete, kostet er heute 500 – 8000 Rupien. Ein Teil dieser Summe geht als Bestechungsgeld an die Polizei.⁴⁰ Es hat sich eine Art Untergrund-Medizin entwickelt, in der Ärzte mit tragbaren Ultraschallgeräten überall mobil praktizieren können. Es wurden jedoch auch legale Wege zur selektiven Abtreibung weiblicher Föten gefunden. ‘Medizinische Gründe’ schließen in der Argumentation mancher Ärzte die psychischen Traumata ein, die Frauen erleiden

würden, wenn sie ein Mädchen zur Welt bringen. Auf dieser Basis kann dann die Abtreibung legal erfolgen.⁴¹

Untersuchungen zur Praxis der pränatalen Diagnostik zeigen, daß diese hauptsächlich dann durchgeführt wurde, wenn es sich beim ersten Kind oder beim ersten *und* zweiten Kind, um ein Mädchen handelte. In zunehmendem Maße wird die Geschlechtsbestimmung inzwischen auch schon beim ersten Kind durchgeführt.

Sozialwissenschaftlerinnen, die diese Untersuchungen durchgeführt haben, stellten sich die Frage, ob und warum auch Frauen keine Töchter wollen und ob und warum sie sich dieser Prozedur ohne Widerstand unterziehen. Die Mehrzahl der befragten Frauen hat die herrschende Ideologie übernommen und ihre eigene Diskriminierung, sowie die ihrer Mütter internalisiert. Die Frauen sehen keine bessere Perspektive für ihre Töchter als für sich selbst. Sie sehen, daß ihr eigener Status in der Schwiegerfamilie mit jeder Tochter sinkt, während die wirtschaftliche Last in Form von *dowry* mit jeder Tochter steigt.⁴² Nur wenige Frauen leisten Widerstand oder haben psychische oder medizinische Probleme nach einer Abtreibung im oder nach dem vierten Schwangerschaftsmonat. Es herrscht eher die Einstellung, die eine der befragten Frauen zum Ausdruck brachte, als sie sagte, als Frau müsse man auch ohne Abtreibung leiden, und das Leiden würde erst mit einem Sohn ein Ende nehmen, so daß sie dafür einiges in Kauf nehmen würde.⁴³

Der Kampf der Frauenbewegung für strengere Gesetze, die eingeführt wurden, aber so wenig Wirkung zeigten, vor allem aber das Argument der Befürworter von pränataler Geschlechtsbestimmung, „wenn Frauen rar werden, werden sie wertvoller“, ließ die Frauenbewegung über ihre Kampagne nachdenken. Öffentliche Proteste, Demonstrationen, Aufstellen von Streikposten vor den entsprechenden Privatkliniken gehören weiterhin zu den wichtigen Aufgaben der Frauenbewegung, aber statt der Forderung nach Gesetzen, die im Grunde unwirksam sind, muß ein wichtiges Ziel der Kampagne sein, zu erreichen, daß Töchter erwünscht werden. Kulturelle Normen bezüglich der Wertschätzung von Töchtern müssen verändert werden, und zwar im Dialog, nicht durch Zwang. Die Menschen müssen freiwillig und aus Überzeugung andere kulturelle Werte annehmen.

Der indische Feminismus

Die Beispiele *dowry*, pränatale Geschlechtsbestimmung und *sati* zeigen, daß die gesellschaftliche Situation in Indien von der gesellschaftlichen Situation im Westen so sehr verschieden ist, daß im Kampf gegen Gewalt gegen Frauen

andere Methoden und andere Denkansätze vonnöten sind. Sexistische Gewalt gegen Frauen ist zwar universal, manifestiert sich aber in verschiedenen Gesellschaften so unterschiedlich, daß die indische Frauenbewegung andere, eigene Methoden entwickeln muß, um gegen die Gewalt gegen Frauen in Indien anzukämpfen. Es sind aber nicht nur die empirischen Tatsachen, die zu solchen Überlegungen geführt haben, sondern seit Anfang der neunziger Jahre findet darüber hinaus eine theoretische Debatte statt, in der sich der indische Feminismus vom Feminismus westlicher Prägung distanziert.

Eine Institution, die in der westlichen Frauenbewegung zentral war, und daher als universales Muß im Kampf gegen Gewalt gegen Frauen gesehen wurde, ist das Frauenhaus. Madhu Kishwar beschreibt wie ihr in den siebziger und achtziger Jahren immer wieder von westlichen Feministinnen die Frage gestellt wurde, „Habt Ihr Frauenhäuser?“ und ihr „Nein“, beziehungsweise ihre ablehnende Haltung, als absolut rückständig und defizitär angesehen wurde.⁴⁴ Eine Frauenbewegung ohne Frauenhäuser war westlichen Feministinnen lange Zeit nicht vorstellbar.

Tatsächlich hat die indische Frauenbewegung diese Institution, die ja von so zentraler Bedeutung im Westen war, zunächst übernommen, und Frauenhäuser eingerichtet. Während in westlichen Gesellschaften Frauenhäuser hilfreich sind bei der Transformation der abhängigen Frau zur unabhängigen, selbstbestimmten Frau, haben sich Frauenhäuser in Indien als unpraktikabel und wenig hilfreich erwiesen. Während westliche Frauen durch ein soziales Netz mit Sozialhilfe, Arbeitslosengeld, staatliche Betreuung und Schulen für die Kinder, unterstützt werden, gibt es für eine indische Frau nur das familiäre Netz, das ihrer Geburtsfamilie, deren Unterstützung mit der Heirat im großen und ganzen endet, und das ihrer Schwiegerfamilie. Eine gescheiterte Ehe gilt als Schande für die Geburtsfamilie, die die Tochter nicht zurücknehmen möchte, sondern sie dazu überredet, zurück zum Ehemann zu gehen. Eine andere Beschäftigungs- und Ausbildungssituation in westlichen Gesellschaften ermöglicht Frauen ein gewisses Spektrum an bezahlter Arbeit, während für indische Mittelschichtsfrauen bestimmte Tätigkeiten (Haushaltshilfe oder Putzfrau) nicht ihrem Kastenstatus entsprechen und dadurch indiskutabel sind. (Diese Tätigkeiten sind überdies so schlecht bezahlt, daß eine unabhängige Existenz nicht möglich ist). Dazu kommt, daß viele indische Mittelschichtsfrauen zum Zeitpunkt ihrer Heirat lediglich einen Schulabschluß, aber keinerlei Berufsausbildung oder berufliche Praxis aufweisen können.

Somit ist die Voraussetzung für wirtschaftliche Unabhängigkeit nicht gegeben. Allein lebende Frauen im Westen sind gesellschaftlich akzeptiert, in Indien sind sie immer noch weitgehend stigmatisiert. So konnte im indischen Frauenhaus äußerst selten den Frauen zu einem selbstbestimmten Leben und einer unabhängigen Existenz verholfen werden. Vielmehr kam den Frauen-

gruppen eine Vermittlerfunktion zu. Sie ebneten für die Frauen den Weg zurück in die Schwiegerfamilie unter leicht verbesserten Bedingungen. Diese eher unbefriedigende Tätigkeit führte zu der grundlegenden Überlegung, was kann eine Frauenorganisation unter den entsprechenden gesellschaftlichen Bedingungen tun? Nur wenige Frauen können von der moralischen Unterstützung eines Frauenhauses profitieren. Lediglich Frauen, die über eine Berufsausbildung und die Unterstützung durch ihre Geburtsfamilie verfügen, kann vom Frauenhaus zu einem unabhängigen Leben verholfen werden. Die große Mehrheit der Frauen kann der ehelichen Gewalt nur temporär entfliehen. Enorme Probleme bezüglich Wohnen, Kinderbetreuung sowie die Feindseligkeit und die fehlende Unterstützung beider Familien zwingen sie letztendlich zur Rückkehr zu ihrem Ehemann.

Damit erwies sich das Frauenhaus als eine aus dem Westen importierte Lösung des Problems der ehelichen beziehungsweise familiären Gewalt gegen Frauen und für Indien unpraktikabel. Frauenorganisationen in Indien müssen auf andere Art und Weise kämpfen. Sie müssen erreichen, daß die Nachbarschaft und die dörflichen Organisationen (Ältestenrat, Dorfversammlung) dafür sorgen, daß eheliche Gewalt nicht toleriert wird, sondern daß mit sozialem Druck dagegen angegangen wird. Protestdemonstrationen der Frauenorganisationen gegen die Familie von *dowry*-Mördern sind wichtig, aber man darf nicht vergessen, daß sie lediglich temporär wirken. Die Frauenbewegung muß darüber hinaus bewirken, daß solche Morde von der Gesellschaft nicht vergessen werden, sondern daß *dowry*-Mörder von der Nachbarschaft und der Kaste sozial geächtet und boykottiert werden. Es ist zum Beispiel bekannt, daß *dowry*-Mörder trotz aller Protestdemonstrationen in der Regel ein zweites Mal heiraten.

Die Situation südasiatischer Immigrantinnen in den USA und in Großbritannien soll hier als weiteres Beispiel dafür dienen, daß der Umgang mit dem Problem Gewalt gegen Frauen kulturspezifisch sein muß, auch wenn es sich dabei um ein universales gesellschaftliches Problem handelt. *Manavi*, die erste indische Frauenorganisation in den USA wurde 1985 in New Jersey gegründet. Ihre hauptsächliche Aktivität besteht seither darin, indischen Frauen, die Opfer ehelicher Gewalt wurden (150 – 200 Frauen pro Jahr), zu helfen, in Form von Beratung, rechtlichem Beistand, Dolmetscherdiensten, zinslosen Darlehen und Hilfe bei der Arbeitssuche.

Shamita Das Dasgupta, eine der Gründerinnen von *Manavi*, schildert ganz eindrücklich, daß sie und andere zunächst in den Jahren von 1972 bis 1981 in der amerikanischen Frauenbewegung mitgearbeitet haben und daß viele der Themen der amerikanischen Feministinnen (zum Beispiel gleiche Bezahlung für gleiche Arbeit, reproduktive Selbstbestimmung) nicht die der Immigrantinnen waren. Gewalt gegen Frauen hätte zwar ein gemeinsames Thema sein

können, der Umgang mit diesem Problem war jedoch ein völlig anderer, und die indischen Frauen hätten sich an den herrschenden feministischen Diskurs anpassen müssen.⁴⁵ Die Lösung des Problems für Immigrantinnen besteht nicht darin, Anzeige zu erstatten oder den Ehemann zu verlassen. Indische Frauen haben Angst, ihre Kinder zu verlieren, und Angst vor einer Scheidung, weil sie befürchten, daß es ihnen danach noch schlechter gehen würde. Die Mehrzahl der Frauen will nicht den Ehemann verlassen, sondern erwartet, daß *Manavi* eingreift und den Ehemann zur Besserung veranlaßt.

Der Umgang mit ehelicher Gewalt bei *Manavi* (und inzwischen zahllosen anderen indischen Frauenorganisationen in den USA) unterscheidet sich vom Umgang amerikanischer Frauengruppen dadurch, daß *Manavi* häufig in der Position der Schlichterin ist (die Frau möchte wieder zurück zu ihrem Ehemann unter besseren Bedingungen), und daß *Manavi* Druck auf die Gemeinschaft und deren Ehrbegriff ausübt, nicht auf das Individuum (die Gemeinschaft soll wiederum den Ehemann unter Druck setzen). Diese Haltung hat bei amerikanischen Feministinnen dazu geführt, daß indische Frauen als unterwürfig, stumm, rückständig und wenig emanzipiert betrachtet wurden. Indische Mitglieder der Frauenbewegung wurden immer wieder darauf angesprochen, und die arrangierte Heirat, *dowry* und der Sari galten als exotisches Symbol dieser Rückständigkeit und Unterwürfigkeit. Indische Frauen in den USA fühlten sich nicht nur gesamtgesellschaftlich, sondern auch innerhalb der amerikanischen Frauenbewegung diskriminiert und zum Exotikum abgestempelt. Sie fühlten sich nicht repräsentiert oder auch nur verstanden in ihren Problemen, sie hätten sich unterordnen müssen unter den dominanten Diskurs, der nicht ihrer war.⁴⁶

Der derzeitige Stand der Debatte der indischen Frauenbewegung bezüglich Gewalt gegen Frauen in der Familie läßt sich folgendermaßen zusammenfassen:

1. Die unkritische Übernahme von westlichen Wertvorstellungen und Institutionen (*dowry* muß abgeschafft werden, Frauenhäuser sind wichtig) hat zu kurzsichtigen Aktionen geführt.
2. Die Forderung nach strengen Gesetzen führt lediglich zu einer nominellen Verbesserung der Situation der Frau. Nichtsdestotrotz kommt es zu selektiven Abtreibungen weiblicher Föten oder zu Mitgift-Morden.
3. Frauenorganisationen kämpften bisher für die Rechte der Frauen als Ehefrauen, weil hier die Gewalt gegen Frauen besonders evident ist (und auch, weil dies dem Modell aus dem Westen entspricht). Diese Ausrichtung hat sich jedoch als zu eng erwiesen: die Frauenbewegung muß vermehrt für die Rechte der Frauen als Töchter, Schwestern und Mütter kämpfen, denn die Gewalt der Familie richtet sich auch gegen die eigene Tochter, nicht nur gegen die einheiratende Schwiegertochter.

Die Kritik aus nicht-westlichen feministischen Bewegungen, wie zum Beispiel des indischen Feminismus, hat auch zu selbstkritischen Reflexionen innerhalb des westlichen Feminismus geführt. Erst seit kurzem, so Chilla Bulbeck, können weiße Feministinnen eingestehen, daß sie lange Zeit, wenn sie von 'Frauen' redeten, lediglich sich selbst vor Augen hatten.⁴⁷ Aber selbst wenn weiße Feministinnen nun ihre Beschränktheit erkennen, ist dies noch keine Garantie dafür, daß sie sich angemessen über andere Frauen äußern. Die Betonung der Differenz wurde auch in der feministischen Forschung lange Zeit dazu benutzt, die Anderen als noch unterdrückter und rückständiger darzustellen, und um die Distanz zwischen den Anderen und sich selbst noch zu vergrößern.⁴⁸ Statt dessen, so Bulbeck, könnte das Wissen über die Anderen dazu benutzt werden, eigene kulturelle Praktiken mit dem Blick des Fremden zu sehen und entsprechend zu hinterfragen.⁴⁹

Anmerkungen:

- 1 Christa Wichterich: *Stree Shakti. Frauen in Indien: Von der Stärke der Schwachen*, Bornheim-Merten 1986, S. 86.
- 2 Madhu Kishwar: „Why do I not Call Myself a Feminist“, in: *Manushi*, 1990 (61), S. 2-8.
- 3 Maria Mies: „Wer das Land besitzt, besitzt die Frauen des Landes. Klassenkämpfe und Frauenkämpfe auf dem Land. Das Beispiel Indien“, in: Claudia v. Werlhof, Maria Mies, Veronika Bennholdt-Thomson (Hrsg.): *Frauen, die letzte Kolonie*, Reinbek bei Hamburg 1988, S. 24.
- 4 Ebd., S. 29.
- 5 Ebd., S. 30.
- 6 Chilla Bulbeck: *Re-Orienting Western Feminisms. Women's Diversity in a Post-colonial World*, Cambridge 1998, S. 202.
- 7 Von Hindi *chipakna*, 'sich an etwas festhalten, etwas umklammern'.
- 8 *satya graha*, wörtlich 'Festhalten an der Wahrheit'. Mahatma Gandhi hat diesen Begriff geprägt für den von ihm praktizierten gewaltlosen Widerstand.
- 9 Vandana Shiva: *Das Geschlecht des Lebens. Frauen, Ökologie und Dritte Welt*, Berlin 1989, S. 79ff.
- 10 Ebd., S. 80.
- 11 Ebd., S. 87.
- 12 Ebd., S. 88.
- 13 Ebd., S. 37.
- 14 Siehe hierzu auch Maria Mies und Vandana Shiva: *Ecofeminism*, London and New Jersey 1993.
- 15 Meera Kosambi: „Child Brides and Child Mothers: The Age of Consent Controversy in Maharashtra as a Conflict of Perspectives on Women“, in: Anne Feldhaus (Hrsg.): *Images of Women in Maharashtra Society*, Albany 1998, S. 135.
- 16 Vidyut Bhagwat: „Pandita Ramabai's Stri-Dharma Niti and Tarabai Shinde's Stri Purus Tulana: The Inner Unity of the Texts“, in: ebd., S. 201 ff.
- 17 Meera Kosambi: „Child Brides and Child Mothers: The Age of Consent Controversy in Maharashtra as a Conflict of Perspectives on Women“, in: ebd., S. 156ff.
- 18 Der englische Begriff *dowry* für 'Mitgift, Aussteuer' wird in Indien häufig auch im alltäglichen Sprachgebrauch verwendet, neben dem Hindi-Wort *dahej*. Da es sich bei 'dowry' im indischen Kontext nicht um eine Mitgift oder Aussteuer im üblichen Sinne handelt, sondern um eine spezielle Form des Tributes an die Familie des Ehemannes, wird hier der in Indien gebräuchliche Begriff 'dowry' unübersetzt verwendet werden.
- 19 Madhu Kishwar: „Rethinking Dowry Boycott“ in: *Manushi*, 1988 (48), S. 12.
- 20 Allerdings darf *dowry* auch nicht ganz undifferenziert als grundsätzlich schlecht betrachtet werden. Während in wohlhabenden Familien *dowry* als Transfer von Wohlstand betrachtet werden muß, bei dem die Frau reich beschenkt wird und ihre Familie mit einer großzügigen *dowry* ihr Prestige beträchtlich erhöhen kann, wird *dowry* für ärmere Familien mit vielleicht sogar mehreren Töchtern zum Alptraum. Um *dowry*-Forderungen erfüllen zu können, müssen sich solche Familien oft hoch verschulden.
- 21 Manushi: „Is it Normal for Women to Commit Suicide?“ in: *Manushi*, 1985 (27), S. 13-20.
- 22 Madhu Kishwar: „Rethinking Dowry Boycott“, in: *Manushi*, 1988 (48), S. 10-13.
- 23 Ebd., S. 10.
- 24 Dies.: „Dowry – To Ensure Her Happiness Or To Disinherit Her?“, in: *Manushi*, 1986 (34), S. 2-13.
- 25 Dies.: „Rethinking Dowry Boycott“, in: *Manushi*, 1988 (48), S. 13.
- 26 Dies.: „Dowry – To Ensure Her Happiness Or To Disinherit Her?“, in: *Manushi*, 1986 (34), S. 6.
- 27 Dies.: „Dowry Calculations. Daughter's Rights in Her Parental Family“, in: *Manushi*, 1993 (78), S. 8-17.

- 28 *Sati* wird abgeleitet vom Sanskrit *sat*, 'Wahrheit, Wahrhaftigkeit, Stärke'. Der Begriff bezieht sich einerseits auf die Göttin *Sati*, die sich als Ehefrau Shivas selbst verbrannte, um dagegen zu protestieren, daß Shiva von ihrem Vater von einer wichtigen Opferzeremonie ausgeschlossen wurde. Andererseits wird mit diesem Begriff nicht nur die Ehefrau bezeichnet, die sich auf dem Scheiterhaufen ihres Ehemannes mitverbrennen läßt, sondern *sati* bezeichnet auch die tugendhafte, sitzsame verheiratete Frau.
- 29 Madhu Kishwar and Ruth Vanita: „The Burning of Roop Kanwar“, in: *Manushi*, 1987 (42/43), S. 15-25.
- 30 Nivedita Menon: „The impossibility of 'justice': Female foeticide and feminist discourse on abortion“, in: *Contributions to Indian Sociology* (n. s.), 1995 (29), S. 375.
- 31 Ebd., S. 380.
- 32 Ebd., S. 382.
- 33 Ebd., 1995 (29), S. 374.
- 34 Diesen Eindruck gewinnt man jedenfalls, wenn man die enormen Zahlen betrachtet (Sunil K. Khanna: „Prenatal Sex Determination. A New Family-Building Strategy“, in: *Manushi*, 1995 (86), S. 23-29; Madhu Kishwar: „When Daughters Are Unwanted. Sex Determination Tests in India“, in: *Manushi*, 1995 (86), S. 15-29).
- 35 Interessant sind die geographischen und sozialen Unterschiede in den Zensi. Während bei landbesitzenden Kasten in Nordindien der Anteil der Frauen am niedrigsten ist, ist das Geschlechterverhältnis bei landlosen Armen überall in Indien und bei landbesitzenden Gruppen in Süd- und Nordwestindien relativ ausgeglichen.
- 36 Madhu Kishwar: „When Daughters Are Unwanted. Sex Determination Tests in India“, in: *Manushi*, 1995 (86), S. 15-29.
- 37 Gemeint sind hier 500 000 Rupien für die *dowry* (Ebd., S. 16).
- 38 Ebd., S. 17-18.
- 39 Während früher mit der Einsparung der Kosten für die *dowry* geworben wurde, wird jetzt mit einem 'gesunden Baby' geworben.
- 40 Ebd., S. 17.
- 41 Nivedita Menon: „The impossibility of 'justice': Female foeticide and feminist discourse on abortion“, in: *Contributions to Indian Sociology* (n. s.), 1995 (29), S. 379.
- 42 Sunil K. Khanna: „Prenatal Sex Determination. A New Family-Building Strategy“, in: *Manushi*, 1995 (86), S. 23-29.
- 43 Sunil K. Khanna: „Prenatal Sex Determination. A New Family-Building Strategy“, in: *Manushi*, 1995 (86), S. 28.
- 44 Madhu Kishwar: „Why I do not Call Myself a Feminist“, in: *Manushi*, 1990 (61), S. 5-8.
- 45 Paige Passano: „Taking Care of One's Own. A Conversation with Shamita Das Dasgupta“, in: *Manushi*, 1995 (89), S. 17-26.
- 46 Zwar haben Immigrantinnen spezifische Probleme, die die Einwanderungsgesetze betreffen (vor allem in Großbritannien gab es restriktive und sexistische Gesetze gegen Immigrantinnen). Es zeigte sich aber, daß auch das gemeinsame Problem, Gewalt in der Ehe, nicht entsprechend universaler Vorstellungen angegangen werden konnte.
- 47 Chilla Bulbeck: *Re-Orienting Western Feminisms. Women's Diversity in a Post-colonial World*, Cambridge 1998, S. 220.
- 48 Ebd., S. 221.
- 49 Ebd., S. 221.

Literatur:

- Bhagwat, Vidyut:** „Pandita Ramabai's Stri-Dharma Niti and Tarabai Shinde's Stri Purus Tulana: The Inner Unity of the Texts“, in: Anne Feldhaus (Hrsg.): *Images of Women in Maharashtrian Society*, New York 1998, S. 192-214.
- Bulbeck, Chilla:** *Re-Orienting Western Feminisms. Women's Diversity in a Post-colonial World*, Cambridge 1998.
- Khanna, Sunil K.:** „Prenatal Sex Determination. A New Family-Building Strategy“, in: *Manushi* 1995 (86), S. 23-29.
- Kishwar, Madhu:** „Dowry – To Ensure Her Happiness Or To Disinherit Her?“ in: *Manushi* 1986 (34), S. 2-13.
- „Rethinking Dowry Boycott.“ in: *Manushi* 1988 (48), S. 10-13.
- „Why I do not Call Myself a Feminist.“ in: *Manushi* 1990 (61), S. 2-8.
- „Dowry Calculations. Daughter's Rights in Her Parental Family.“ in: *Manushi* 1993 (78), S. 8-17.
- „When Daughters Are Unwanted. Sex Determination Tests in India.“ in: *Manushi* 1995 (86), S. 15-29.
- /Ruth Vanita: „The Burning of Roop Kanwar.“ in: *Manushi* 1987 (42/43), S. 15-25.
- Kosambi, Meera:** „Child Brides and Child Mothers: The Age of Consent Controversy in Maharashtra as a Conflict of Perspectives on Women“, in: Anne Feldhaus (Hrsg.): *Images of Women in Maharashtrian Society*, New York 1998, S. 135-162.
- Manushi:** „Is it Normal for Women to Commit Suicide?“ in: *Manushi* 1985 (27), S. 13-20.
- Menon, Nivedita:** „The impossibility of 'justice': Female foeticide and feminist discourse on abortion“, in: *Contributions to Indian sociology* (n.s.) 1995 (29), S. 369-392.
- Mies, Maria:** „Wer das Land besitzt, besitzt die Frauen des Landes. Klassenkämpfe und Frauenkämpfe auf dem Land. Das Beispiel Indien“, in: Claudia v. Werlhof, Maria Mies, Veronika Bennholdt-Thomsen (Hrsg.): *Frauen, die letzte Kolonie.*, Hamburg 1988.
- /Vandana Shiva: *Ecofeminism. London and New Jersey*, 1993.
- Passano, Paige:** „Taking Care of One's Own. A Conversation with Shamita Das Dasgupta.“ in: *Manushi* 1995 (89), S. 17-26.
- Shiva, Vandana:** *Das Geschlecht des Lebens. Frauen, Ökologie und Dritte Welt*, Berlin 1989.

Die urbane Frauenbewegung in Mexiko – Interventionen gegen sexistische Gewalt

Mexiko gilt gemeinhin als die Wiege des *machismo*. Obwohl verlässliche Statistiken bis heute nicht zur Verfügung stehen, scheinen dort, glaubt man der Medienberichterstattung der letzten Jahre, Gewalt und Erniedrigung vielleicht noch mehr als anderswo zum Alltag mexikanischer Frauen zu gehören. Doch Teile von ihnen haben sich genau dagegen zusammengeschlossen und organisiert: Ein Frauenhaus, vier Sonderkommissariate für Sexualdelikte, ein Zentrum für die Behandlung der Opfer innerfamiliärer Gewalt und eine stattliche Reihe geänderter oder neu verabschiedeter Gesetze im Straf- und Zivilrecht sind die greifbaren Ergebnisse der Interaktion zwischen Feministinnen und einem krisengeschüttelten mexikanischen Staat, die hier nachgezeichnet werden sollen. Fokus der Analyse ist dabei die Hauptstadt Mexiko-City, denn die dortigen Entwicklungen im politischen und gesetzgeberischen Bereich haben Vorreiterfunktion für die anderen mexikanischen Bundesstaaten.

Historischer Überblick: Frauenbewegung in Mexiko

Die Frauenbewegung, die als neue soziale Akteurin im Zentrum dieses Beitrags stehen wird, stellt in Mexiko wie in den meisten europäischen Ländern den zweiten Aufschwung feministischer Strömungen in der Geschichte des Landes dar. Ein kurzer historischer Rückblick soll die Bedingungen ihrer Entstehung verdeutlichen.

Die erste Frauenbewegung entstand in Mexiko um die Jahrhundertwende, während der Diktatur von Porfirio Díaz, der 1910 durch die mexikanische Revolution gestürzt wurde. Triebkraft dieser ersten Frauenbewegung waren vor allem Lehrerinnen. Der Beruf der Lehrerin stellte neben dem der Näherin oder Fabrikarbeiterin eine der wenigen entlohnten Tätigkeiten dar, die Frauen offenstanden.¹

Während der mexikanischen Revolution – einem Bürgerkrieg mit zahlreichen Fronten, der ein ganzes Jahrzehnt, von 1910 bis ca. 1920, andauerte – folgten viele Frauen, besonders aus den unteren Gesellschaftsschichten, ihren Männern auf die Schlachtfelder. Im Troß der verschiedenen Revolutionsarmeen

verrichteten sie weiterhin ihre Reproduktionsaufgaben, kochten, wuschen und gebaren,² kämpften aber teilweise auch mit der Waffe in der Hand.

Die Realität des Kampfgeschehens erforderte oft, daß Frauen nicht nur im Troß für Verpflegung, Wäsche und Verwundete sorgten, sondern Informationen und Waffen übermittelten, ihren Männern die Gewehre luden und auch selbst schossen. So übernahmen die *soldaderas* oft Männerrollen und kleideten sich wie Männer, denn im sozialen und geschlechtsspezifischen Chaos des Krieges konnten sie nur als Männer überleben.³

Nachdem 1920 der Frieden wiederhergestellt war, ermutigte Erziehungsminister José Vasconcelos die Lehrerinnen, durch Alphabetisierungskampagnen auf dem Land zum Aufbau der neuen mexikanischen Nation beizutragen, und gab weiblichem Tun damit erstmals nationale Bedeutung.⁴ Die Verfassung von 1917, die bis heute mit Abstrichen gültig ist, sah zwar Arbeitsschutzmaßnahmen für Frauen und Kinder vor, nicht aber das Frauenwahlrecht.⁵

Der Forderung nach dem Wahlrecht wurde in den 30er Jahren zum Anlaß für eine breite Mobilisierung und Organisation von Frauen in den Städten. Die Regierung reagierte auf diesen Protest mit der Schaffung eines 'Frausektors' in der Regierungspartei PRI, der die Frauen zwar in die offizielle Politik einband, ihnen aber ausschließlich die Beteiligung an parteiinternen Wahlen gestattete. Die Gründung des Frausektors innerhalb der Partei erfolgte gerade rechtzeitig, um der im Aufschwung befindlichen unabhängigen Frauenbewegung, die sich 1935 in Mexiko-Stadt den Namen *Frente único pro derecho de la mujer* (FUPDM) gegeben hatte, die Spitze zu brechen. Die FUPDM organisierte zwischen 1935 und 1938 ca. 50 000 Frauen, Arbeiterinnen ebenso wie Mittel- und Oberschichtsfrauen, Gebildete wie auch Analphabetinnen, Katholikinnen und Kommunistinnen. 1936 und 1937 formulierten sie im Rahmen großer Mobilisierungen allgemeinpolitische ebenso wie frauenspezifische Forderungen. Im Mittelpunkt ihres Kampfes stand die Wahlrechtsforderung.⁶

Hintergrund dieser Verweigerung des Frauenwahlrechts war die Befürchtung der streng laizistischen Revolutionspartei, die Frauen würden im jungen Mexiko nur die reaktionären Kräfte stärken, da sie traditionell stark von der verhassten katholischen Kirche beeinflusst waren.⁷ Als Präsident Ruiz Cortinez dann 1953 den mexikanischen Frauen das Wahlrecht schließlich zugestand, geschah das nicht als Antwort auf den Druck der Straße – die feministischen Mobilisierungen waren längst abgeebbt –, sondern als Vorbedingung für den bevorstehenden Beitritt Mexikos zu den Vereinten Nationen.⁸

Nachdem die politischen Verhältnisse sich in den 40er und 50er Jahren stabilisiert hatten, wurden die ökonomischen Fundamente des modernen Mexiko gelegt. Die Wirtschaft boomte, der Sozialstaat wurde ausgebaut, und auch Frauen wurden vom wachsenden Dienstleistungssektor immer mehr in die

Arbeitswelt integriert.⁹ Gleichzeitig aber wurden die ehemaligen *soldaderas*, jene Soldatinnen, die zum Mythos der mexikanischen Revolution geworden waren, durch Kinofilme, populäre Lieder und eine Reihe philosophischer und psychologischer Schriften wieder auf ihren angestammten Platz in der Geschlechterhierarchie verwiesen: ins Haus, in die Familie und in die Unterordnung unter den Mann, der in den populären Darstellungen der 40er und 50er Jahre durchaus auch das Recht hatte, seine 'widerspenstige' Gattin durch körperliche Strafen wieder fügsam zu machen.¹⁰

Die Keimzellen der neuen Frauenbewegung entstanden Anfang der 70er Jahre aus der Studentenbewegung der 60er Jahre, die in Mexiko in dem blutigen Massaker von Tlatelolco am 2. Oktober 1968 ein abruptes Ende fand.¹¹ Ihre Protagonistinnen kamen ausschließlich aus der Mittel- und Oberschicht und orientierten sich stark an den US-amerikanischen und westeuropäischen Schwestern. Sie organisierten Selbsterfahrungsgruppen und Diskussionen, in denen die Privatsphäre zu einem politischen und damit neuerdings auch hinterfragbaren Lebensbereich deklariert wurde. Die erste öffentliche Aktion richtete sich am 10. Mai 1971 gegen den Muttertag, der die mexikanischen Frauen auf die Mutterrolle festlegte und ihnen nur über diese Rolle eine eigene Würde zugestand.¹²

Das von der UNO für 1975 verkündete internationale Jahr der Frau und die Entscheidung, die erste Weltfrauenkonferenz in Mexiko-City durchzuführen, beschleunigten und intensivierten die Auseinandersetzung. Während einige feministische Gruppen sich in die offiziellen Vorbereitungen einbinden ließen, gestaltete die Mehrzahl das Programm eines parallel abgehaltenen Gegenkongresses, von dessen Podien aus der UNO Opportunismus und die Verwässerung feministischer Ziele vorgeworfen wurde.¹³

Bis heute ist die 'neue Frauenbewegung' in Mexiko vornehmlich eine urbane Bewegung – die Forderungen der Frauen auf dem Land, die oft indianischen Ethnien und Kulturen angehören, hat sie sich zum großen Teil erst seit dem Aufstand der EZLN in Chiapas 1994 zu eigen gemacht.¹⁴ Die Bewegung ist zahlenmäßig relativ klein, es hat in Mexiko mit seinen 93 Millionen Einwohnerinnen und Einwohnern nie mehr als wenige tausend aktiver Feministinnen gegeben. 1988 existierten in 11 von insgesamt 32 mexikanischen Bundesstaaten Gruppen oder Organisationen, die sich speziell mit dem Thema sexistische Gewalt befaßten.¹⁵ In Lateinamerika ist die mexikanische Frauenbewegung dennoch nach der brasilianischen die zweitgrößte des Kontinents.

Feministische Interventionen gegen sexistische Gewalt

Sexistische Gewalt oder Gewalt gegen Frauen war für die neue mexikanische Frauenbewegung im Rahmen der Forderung nach Selbstbestimmung über den eigenen Körper von Anfang an ein zentrales Thema.

Die Bewegung konstituiert sich (1971-1976)

In ihren ersten Jahren hatte sich die neue Frauenbewegung in Anlehnung an die Schwestern in der westlichen Welt den Slogan: „Das Private ist politisch“ zu eigen gemacht. Der theoretische Fokus auf den privaten Raum und insbesondere auf die Geschlechtsorgane als 'Differenzmarker' zwischen Männern und Frauen im Patriarchat, hatte zur Folge, daß speziell Vergewaltigung und die sogenannte innerfamiliäre Gewalt ins Blickfeld gerieten. Ein umfassenderer Blick auf die strukturellen und soziokulturellen Bedingungen, die sexistische Gewalt jenseits vom konkreten (männlichen) Individuum produzierten, legiti- mierten und reproduzierten, blieb hingegen versperrt.¹⁶

Mit der öffentlichen Thematisierung von Vergewaltigungen rührte die mexi- kanische Frauenbewegung an ein Tabu. Wenn auch, wie bereits erwähnt, die körperliche Züchtigung von Frauen in der nachrevolutionären Zeit in populär- kulturellen Darstellungen gesellschaftlich legitimiert worden war, galt dies nicht für Vergewaltigungen. Sie unterlagen der Tabuisierung des Sexuellen und wurden in Filmen und anderen populären Darstellungen allegorisch umschrie- ben oder nur angedeutet.¹⁷ Wo Vergewaltigung dennoch zur Sprache kam, wurde sie als monströse Ausnahme von der Regel skandalisiert, als patholo- gisch begründete Einzeltat, und damit auf eine andere Legitimitätsstufe gestellt als die körperliche Züchtigung der 'eigenen' Frau.

Die Interventionen der neuen Frauenbewegung waren während ihrer Konsti- tuierungsphase in der ersten Hälfte der 70er Jahre vor allem diskursiver Natur: Ab 1974 wurden Diskussionsveranstaltungen in den Stadtteilen organisiert, erste feministische Veröffentlichungen in Umlauf gebracht und medienwirk- same Aktionen durchgeführt. Sexistische Gewalt wurde in diesen feministi- schen Diskursen als einer der Aspekte weiblichen Alltags unter patriarchalen Bedingungen immer thematisiert.

Der Kampf gegen Vergewaltigung (1977-1984)

Gegen Ende der 70er Jahre war die Bewegung zahlenmäßig bereits angewachsen und hatte sich auf verschiedene Provinzstädte ausgedehnt. Ihre Interventionen wurden zielgerichteter und praktischer. Inhaltlich konzentrierten sie sich zunächst auf das Thema Vergewaltigung. Da eine Vergewaltigung selbst einer katholischen Öffentlichkeit als Unrecht vermittelt werden konnte, schien das Thema ein vielversprechendes Vehikel zur Sensibilisierung der Gesellschaft zu sein. Zudem galt Vergewaltigung als offensichtlichster und extremer Ausdruck patriarchaler Herrschaft.

Ab 1977 wurden einzelne Vergewaltigungsfälle in Kampagnenform offensiv in die Öffentlichkeit getragen. Während die ersten Versuche von den Medien noch weitgehend ignoriert wurden, sorgte der Fall von Cecilia González Baldera im Dezember 1977 erstmals für Aufsehen und wurde zum ersten großen feministischen Erfolg. Der jungen Frau war es gelungen, ihren Vergewaltiger, der sich nachts Zutritt zu ihrer Wohnung verschafft hatte, in Notwehr zu erschießen. Die Boulevardpresse stempelte sie zwar zunächst als Mörderin ab, doch die Frauenbewegung sorgte für eine kurzfristige solidarische Mobilisierung und erreichte eine beachtliche Medienresonanz zugunsten der Angeklagten. González Baldera wurde schließlich unter Anerkennung der Notwehr freigesprochen.

In den späten 70er Jahren dominierte außerdem eine Diskussion die feministische Bewegung Mexikos, die sich am besten mit dem Begriffspaar 'Sozialismus' versus 'feministische Autonomie' zusammenfassen läßt. Das 1979 ins Leben gerufene Bündnis *Frente Nacional de Lucha por la Liberación y los Derechos de las Mujeres* (FNALIDM), von dem die Bewegung sich mehr politische Schlagkraft versprach, vereinte linkskommunistische Parteien, Gewerkschaftsfrauen, Basisbewegungen und Feministinnen, und stand so von Anfang an unter sozialistischen Vorzeichen. Über die am Bündnis beteiligten Linksparteien hatte die Frauenbewegung erstmals Zugang zur offiziellen und parlamentarischen Politik. Gleichzeitig besiegelte dieser Umstand die Niederlage einer Strömung innerhalb der Bewegung, die für eine vollständige Autonomie des Feminismus von jeglicher Parteipolitik eingetreten war.

Die Feministinnen nutzten den neuen Draht zum Parlament, um die bestehende Gesetzgebung in Sachen Gewalt gegen Frauen unter die Lupe zu nehmen – und deckten auf, daß sie immer noch Konzepte und Begriffe aus dem 19. Jahrhundert enthielt.¹⁷ Erste Änderungsvorschläge in Sachen Vergewaltigung wurden ausgearbeitet und von den linken ParlamentarierInnen eingebracht – sie wurden jedoch allesamt von der Regierungspartei ignoriert. Im April 1984 schließlich, im Zuge einer recht erfolgreichen Anti-Vergewaltigungs-Medienkampagne feministischer Journalistinnen, brachte die Exeku-

tive selbst eine einfache Strafverschärfung für Vergewaltiger durchs Parlament, ohne jedoch die inhaltliche Kritik der Frauen am Gesetzwortlaut zu berücksichtigen.

Ein Teil der Frauenbewegung eröffnete 1979 in der mexikanischen Hauptstadt das erste selbstorganisierte feministische Zentrum für die Unterstützung vergewaltigter Frauen, das *Centro de Atención a Mujeres Violadas*, CAMVAC, und spezialisierte sich damit auf die praktische und personalisierte Begleitung von Einzelfällen. In der Praxis kamen allerdings nicht nur Vergewaltigungsopfer ins Zentrum, sondern auch Frauen, die in Gewaltbeziehungen lebten – was sich in der feministischen Öffentlichkeitsarbeit aber nicht niederschlug. Die Frauen fanden hier solidarische Unterstützung und psychischen Beistand, auch juristische Beratung wurde angeboten. Teilweise wurden die Fälle veröffentlicht, um politischen Druck auszuüben. Die Arbeit war ehrenamtlich und blieb entsprechend unsystematisch. Die Fälle wurden vor Gericht häufig verloren, was einerseits an der mangelnden Professionalität der juristischen BegleiterInnen lag, andererseits aber auch an den Strukturen und der Korruptionsanfälligkeit des mexikanischen Justizsystems.²⁰

Die urbane Massenbewegung (1982-1988)

Ab Anfang der 80er Jahre entstanden im urbanen Mexiko im Kontext der sich verschärfenden Wirtschaftskrise soziale Massenbewegungen. Sie kämpften für bessere Lebensbedingungen, Wohnungen, für den Anschluß neuer Stadtviertel an die städtische Infrastruktur, und allgemein gegen politische Repression im Alltag. Da es sich dabei vornehmlich um Fragen der Alltagsorganisation und des 'privaten Lebensbereiches' handelte, waren ihre AkteurInnen hauptsächlich Frauen. Diese Frauen – ich werde sie im folgenden als 'soziale Frauenbewegung' bezeichnen – grenzten sich zwar zunächst weder inhaltlich noch in ihren Aktionsformen von den männlich dominierten linken Traditionen ab, gerieten aber mehr und mehr ins Blickfeld der organisierten Feministinnen, von denen einige auch in den Basisbewegungen mitarbeiteten.

Das Erdbeben von September 1985, das Teile von Mexico-City verwüstete, verschaffte diesen Basisbewegungen noch einmal massenhaften Zulauf. Da der Staat nichts unternahm, wurden die Wiederaufbauarbeiten in den Stadtteilen selbst organisiert und solidarisch von unten durchgeführt, nachbarschaftliche Interessenvertretungen wurden ins Leben gerufen, die als neue soziale AkteurInnen politische Forderungen formulierten. Die urbane Massenbewegung stellte ihre Organisationskapazität eindrucksvoll unter Beweis. Allmählich begannen die Frauen, sich auch abseits von ihren männlichen Mitkämpfern zu

organisieren. Bisher war die Basis der Bewegung weiblich gewesen, während Männer traditionsgemäß Entscheidungen fällten und die Bewegung öffentlich repräsentierten. Nun stellten die Frauen die Autorität dieser männlichen Repräsentanten einer mehrheitlich weiblichen Bewegung mehr und mehr in Frage.

Die Frauen aus der Basisbewegung interessierten sich meist aufgrund persönlicher Erfahrungen in diesem Bereich für Themen wie sexistische Gewalt und Geschlechterunterdrückung, die oft von Feministinnen eingebracht wurden. So fand 1986 beispielsweise der Kongreß *Jornadas contra la violencia* der Frauenorganisation innerhalb des Bundesverbands der Stadtteilbewegungen (CONAMUP) statt. Am 25. November, der durch einen gemeinsamen Beschluß lateinamerikanischer Feministinnen von 1981 zum internationalen Tag gegen Gewalt gegen Frauen erklärt worden war, ging die soziale Frauenbewegung erstmals massenhaft für ein feministisches Anliegen auf die Straße.

In diesem Zusammenhang kam das Thema häusliche Gewalt, das von den Feministinnen in den vorherigen Jahren zugunsten der Aktivitäten gegen Vergewaltigung in den Hintergrund gedrängt worden war, wieder auf die Tagesordnung. Die soziale Frauenbewegung griff das häufig am eigenen Leib erlebte Problem auf, leistete innerhalb ihrer eigenen Strukturen Bewußtseinsarbeit und trug so zur Stärkung des Selbstwertgefühls zahlreicher Frauen bei. Konkrete politische oder auch juristische Strategien zur Bekämpfung häuslicher Gewalt wurden jedoch nicht erarbeitet, so daß die Auseinandersetzung mit den Ursachen häuslicher Gewalt zwar zu einer individuellen Rückwirkung auf die Akteurinnen selbst führte, nicht jedoch zu einer gesamtgesellschaftlichen feministischen Intervention.²¹

Das einzige Modellprojekt, das über diese Grenzen hinauswies, war die Ausbildung sogenannter *Defensoras Populares* ab 1987. Es handelte sich um einen mehrmonatigen Kurs für Frauen, die in den sozialen Basisbewegungen bereits Verantwortungspositionen innehatten. Sie wurden auf diesem Weg zu Laienjuristinnen ausgebildet, die zwar über keine formale Qualifikation verfügten, dafür aber über das nötige Fachwissen, um in ihrem Stadtteil oder sozialen Bereich Frauen juristisch zu beraten und sie bei Prozessen, z.B. in Fällen von Mißhandlung durch den Ehegatten oder Lebenspartner, vor Gericht zu unterstützen. Auch die Sammlung von Daten über sexistische Gewalt in den jeweiligen Stadtvierteln sowie die Vernetzung verschiedener Stadtteile, um den eigenen Forderungen mehr Gewicht zu verleihen, war Teil des *Defensoras*-Konzeptes. Das Projekt entwickelt seine Stärke aus der Kombination von wissenschaftlichem Interesse und direkter Aktion. Viele *Defensoras* verließen nach der Ausbildung ihre Basisorganisationen, teilweise nach Konflikten mit deren männlichen Anführern, um sich ganz auf die Frauenarbeit in ihrem Stadtteil zu konzentrieren.²²

Die zweite Hälfte der 80er Jahre stand im Zeichen der Institutionalisierung der feministischen Bewegung: Ehemals unabhängige Gruppen gründeten Vereine und fremdfinanzierte NGOs und gaben sich damit einen formellen Rahmen. Immer mehr Feministinnen verwandelten ihren Aktivismus in eine bezahlte Tätigkeit, und auch einzelne Frauen aus den Basisbewegungen vollzogen den Schritt in die Institutionalisierung. Diese zog allerdings einen Verlust an Spontaneität und Mobilisierungsfähigkeit der Bewegung nach sich. Andererseits begann feministisches Gedankengut in derselben Zeit, den Alltag zu durchdringen: Immer mehr Frauen eroberten sich den öffentlichen Raum und wurden in Universitäten, Parteien, Gewerkschaften, Kirchengemeinden und Vereinen aktiv, zunehmend auch mit eigenen Positionen. Sie verstanden sich zwar nicht als Feministinnen, doch ihre Anwesenheit in männlich dominierten Räumen kann durchaus als indirekte Konsequenz des Feminismus interpretiert werden.²³

Die Feministinnen und der Staat (1988-1997)

Das Jahr 1988 markiert einen entscheidenden Einschnitt in der Geschichte der mexikanischen Frauenbewegung. Der Wahl von Carlos Salinas de Gortari ins Präsidentenamt haftete der dringende Verdacht eines großangelegten Wahlbetrugs an. In der Folgezeit war Salinas darauf angewiesen, diesen massiven Legitimationsverlust durch integrative Maßnahmen abzumildern. Eine der gesellschaftlichen Gruppen, die er durch politische Zugeständnisse wieder an seine Regierung zu binden suchte, waren die Frauen. Nicht, daß die feministische Bewegung als solche zahlenmäßig wirklich von Gewicht gewesen wäre – doch sie verstand es, ihre geringen Ressourcen geschickt und öffentlichkeitswirksam einzusetzen, unter anderem auch aufgrund ihres Einflusses in der städtischen Massenbewegung.

Die erste semi-staatliche Institution

Mit dem Jahr 1988 begann also eine außergewöhnliche politische Konjunktur, in der der mexikanische Staat sich plötzlich für feministische Anliegen – insbesondere gegen Gewalt – unerwartet aufgeschlossen zeigte, damit aber auch der feministischen Bewegung den Wind aus den Segeln nahm. Bereits im September, zwei Monate nach den Wahlen, wurde das *Centro de Orientación y Apoyo a Personas Violadas* (COAPEVI) ins Leben gerufen, das erste staatlich mitgetragene Behandlungszentrum für Opfer von sexueller Gewalt. Innerhalb der feministischen Bewegung war diese Kooperation mit dem Staat durchaus umstritten. Den COAPEVI-Initiatorinnen vom *Movimiento Nacional de*

Mujeres (MNM) wurde vorgeworfen, sie würden durch die Zusammenarbeit mit dem Staat nur den Paternalismus der PRI bedienen. Sie argumentierten dagegen, es sei notwendig, verbreitete Mythen über sexuelle Gewalt durch offizielle Statistiken und eine transparente Praxis zu widerlegen. Sie entschieden sich dazu, ganz bewußt einen Präzedenzfall für die Zusammenarbeit mit dem Staat zu schaffen. COAPEVI unterstand der *Secretaría de Protección y Validad* und war damit ein polizeiliches Projekt, das von weiblichen Polizeikräften getragen wurde. Dieser Umstand trug schnell zum Niedergang des Zentrums bei. Die *Secretaría* verlor nach und nach das Interesse, was sich auch in der Zuverlässigkeit und Motivation des eingesetzten Personals niederschlug.²⁴ Das Zentrum, dessen Einrichtung staatlicherseits eindeutig der spezifischen politischen Konjunktur nach dem Wahlskandal zuzuschreiben war, funktionierte immerhin zwei Jahre, bevor die beteiligten Feministinnen sich aufgrund der genannten Mängel für die Schließung entschieden.

Der Gesetzesentwurf der Parlamentarierinnen

Am 25. November 1988 brachte die sozialistische Abgeordnete Amalia García (PMS) – die erste Feministin im mexikanischen Bundesparlament – einen Gesetzesentwurf gegen sexistische Gewalt ein. Zuvor hatte sie sich der parteiübergreifenden Unterstützung aller 61 weiblichen Abgeordneten versichert. Selbst die Frauen der katholisch-konservativen PAN erklärten sich mittlerweile zur frauenpolitischen Zusammenarbeit bereit, solange ideologische Bastionen wie die Abtreibungsfrage nicht berührt wurden.²⁵

Beim Thema Vergewaltigung gelang Amalia García also ein bündnispolitisches Meisterwerk. Im Mittelpunkt der angestrebten Strafrechtsreform stand eine Verschiebung der juristischen Aufmerksamkeit vom Täter auf das Opfer. Es ging um eine Schutzgarantie, eine juristische Anerkennung des Opfers anstelle der traditionellen Stigmatisierung der vergewaltigten Frau als Hure und Provokateurin, sowie um die Wiedergutmachung psychischer und physischer Schäden, für die künftig das staatliche Gesundheitswesen aufkommen sollte. Auch sollte das Strafmaß für Vergewaltiger soweit erhöht werden, daß deren Freilassung gegen Kautions nicht mehr in Frage kam. Ferner wurde die juristische Definition von Penetration um orales und anales Eindringen in den Körper erweitert, sowie um Penetration durch Gegenstände. Erstmals wurde sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz als Straftatbestand eingestuft.

Doch dieser Gesetzesentwurf kam vorerst nicht zur Abstimmung. Statt dessen legte Carlos Salinas persönlich – als eine seiner ersten Handlungen im Präsidentenamt – am 27. Dezember eine Strafrechtsreform vor, die drastische Strafmaßerhöhungen für Mord- und Raubdelikte und auch in Sachen Verge-

waltigung vorsah. Hier sollte die Strafe auf acht bis vierzehn Jahre Haft erhöht werden, was eine Freilassung gegen Kaution ausschloß. Die Reform wurde mit den Stimmen der PRI-Mehrheit angenommen, die gesamte Opposition im Parlament stimmte geschlossen dagegen. Sie lehnte die Änderungen aufgrund ihres rein repressiven und populistischen Charakters ab und forderte statt dessen mehr Prävention in der Verbrechensbekämpfung.²⁶

Um ihren eigenen, umfassenderen Gesetzesentwurf zu untermauern, setzten die Parlamentarierinnen daraufhin im Februar/März 1989 ein offizielles ExpertInnenhearing zum Thema Sexualdelikte durch. Dieses Hearing war aus zwei Gründen ein für Mexiko sehr unübliches Ereignis: erstens, weil es durch den hochoffiziellen Rahmen eine staatliche Legitimation feministischen Handelns bedeutete, und zweitens, weil es eine direkte demokratische und öffentliche Beteiligung der Zivilgesellschaft am Gesetzgebungsprozeß darstellte. Außerdem traten dort u.a. auch verschiedene Vertreter von Homosexuellengruppen als RednerInnen in einem Parlamentsgebäude auf – für Mexiko eine absolute Premiere. Obwohl das Hearing auf feministische Initiative zustande gekommen war, gab die Frauenbewegung dort letztlich nicht den Ton an: Nur 15% der insgesamt 101 Vorträge kamen aus der feministischen Bewegung.²⁷

Üblicherweise gehen Gesetzesinitiativen in Mexiko vom Präsidenten aus, und werden vor der Abstimmung nur PRI-intern abgesprochen bzw. mit Vertretern der betroffenen gesellschaftlichen Gruppen unter Ausschluß der Öffentlichkeit ausgehandelt.²⁸ Auch in dieser Hinsicht war das Gesetz, das auf Initiative aller weiblichen Parlamentarierinnen und nicht vom Staatspräsidenten eingebracht worden war, eine wichtige Ausnahme. Allerdings bedurfte es bis zu seiner endgültigen Verabschiedung noch eineinhalb Jahre erbitterter Diskussion in verschiedenen Parlamentskommissionen, in deren Verlauf der Entwurf inhaltlich stark verwässert wurde. Die weiblichen Abgeordneten mußten wegen ihres politischen Vorstoßes eine regelrechte frauenfeindliche Schmutzkampagne über sich ergehen lassen:

[...] las diputadas, no teniendo mejor cosa que hacer, claman porque las penas a cualquiera de los llamados delitos sexuales sean incrementadas sustancialmente. Para las diputadas, la mujer [...] debe ser algo sagrado, aún cuando ande por la calle encuerada, con todas las tetas al aire y moviendo impúdicamente la corva. [...] Sólo quieren imponer su feminismo al odiado macho, convirtiendo en delito el tan sólo contemplar una mujer, piropearla o intentar siquiera tocarla. Actitud comprensible en las señoras diputadas, la mayor parte de las cuales hace mucho que no son objeto de acoso sexual alguno [...].²⁹

Nichtsdestotrotz stellt dieses Gesetz aufgrund seiner speziellen Entstehungsgeschichte einen Meilenstein im mexikanischen Demokratisierungsprozeß der letzten Jahre dar.

Die Sonderkommissariate

Bereits im April, wenige Wochen nach dem Hearing, weihte die Generalstaatsanwaltschaft der Bundeshauptstadt die erste *Agencia Especializada en Delitos Sexuales* (AEDS) ein. Das mit weiblichen Fachkräften besetzte Sonderkommissariat sollte Vergewaltigungsoffern Hilfe leisten und ihnen in medizinischer, polizeilicher und juristischer Hinsicht eine würdige Behandlung garantieren. Das Personal sollte speziell geschult und sensibilisiert werden, die erste Schulung fand noch vor der Eröffnung unter Mitwirkung verschiedener Persönlichkeiten aus der Frauenbewegung statt. Der neue Generalstaatsanwalt Ignacio Morales Lechuga bot den Teilen der feministischen Bewegung, die bereits Erfahrung im Umgang mit Opfern sexueller Gewalt hatten, sogar die Schaffung einer *comisión de vigilancia* an, die das sachgerechte Funktionieren des Sonderkommissariats überwachen sollte. Diese Supervisionsgruppe wurde jedoch in der Praxis schnell in die Bedeutungslosigkeit abgedrängt. In den folgenden zwei Jahren wurden noch 3 weitere derartige Sonderkommissariate in Mexiko-Stadt eröffnet, was tatsächlich einen drastischen Anstieg des Strafanzeigen-Aufkommens nach sich zog. Im Verlauf des Jahres 1992 stieg das tägliche Durchschnittsaufkommen von Vergewaltigungs-Strafanzeigen um 75 Prozent.³⁰

Mujeres del Sur – eine Serienvergewaltigung als Mobilisierungsfaktor

In den Jahren 1989 und 1990 sorgte nicht nur die institutionelle Entwicklung dafür, daß das ehemals tabuisierte Thema Vergewaltigung in der mexikanischen Öffentlichkeit und sogar im Parlament breit diskutiert wurde. Genau parallel zu den Auseinandersetzungen um das Strafgesetz gegen Sexualdelikte ereignete sich eine Serie von Vergewaltigungen, die ein breites Medienecho fand: Die Leibgarde eines hochgestellten Drogenfahnders paßte insgesamt 18 Liebespaare auf dem Rückweg von Stundenhotels im Süden der Stadt ab und vergewaltigte jedesmal die Frau, nachdem sie den Mann kampfunfähig gemacht hatte. Ein feministisches Journalistinnennetzwerk begleitete den Vorfall mit hartnäckiger Berichterstattung und brachte die verschiedenen Opfer und ihre Familien miteinander in Verbindung. Schließlich ging die Mehrzahl der 18 Opfer gemeinsam vor Gericht und erreichte tatsächlich eine rechtswirksame Verurteilung der Täter. Die Familien der Opfer, meist aus der gehobenen

Mittelschicht, bewerteten die Verurteilung der Straftäter höher als die Wahrung des Ehrenkodex, der das öffentliche Bekenntnis, vergewaltigt worden zu sein, verbietet. Diese ungewöhnliche Prioritätensetzung wurde auch dadurch begünstigt, daß in mehreren Fällen ein männlicher Zeuge der Vergewaltigung vor Gericht die Aussage des weiblichen Opfers bestätigen konnte und deshalb die üblichen Vorurteile gegen vergewaltigte Frauen nicht Fuß fassen konnten. Der öffentliche Skandal um die Verwicklung von beim Staat angestellten Leibwächtern in diese Serienvergewaltigung stärkte die Position der Frauenbewegung gegenüber dem Staat bei der Forderungen nach wirksamen Schutzmaßnahmen und Institutionen gegen Gewalt in den entscheidenden Jahren 1990 und 1991.³¹

Maßnahmen gegen häusliche Gewalt

Nachdem die öffentliche Auseinandersetzung mit dem Thema Vergewaltigung schon 1977 eingesetzt hatte und in den späten 80er Jahren auch die Bestrafung von sexueller Belästigung am Arbeitsplatz in den feministischen Forderungskatalog mitaufgenommen worden war, kam das Thema der häuslichen oder innerfamiliären Gewalt erst in den 90er Jahren wirklich auf die politische Tagesordnung. Die Entweihung der Institution Familie war die schwerste und letzte Hürde, die die mexikanischen Feministinnen in Angriff nahmen.

Zwar wurde 1990, also fast gleichzeitig mit den anderen Institutionen und aus derselben Konjunktur heraus, das *Centro de Atención a Víctimas de Violencia Intrafamiliar* (CAVI) gegründet, eine staatliche Stelle zur Beratung und Behandlung von Opfern von Gewalt in der Familie. Mißhandelte Frauen und Kinder können sich dort medizinisch untersuchen oder psychologisch und juristisch beraten lassen. Es werden auch geschlechtergetrennte Therapiegruppen für mißhandelte Frauen und männliche Täter angeboten.³²

Doch Gesetzesinitiativen im Bereich häuslicher Gewalt wurden erst in der zweiten Hälfte der 90er Jahre eingebracht:

- Das erste, im Sommer 1996 verabschiedete Gesetz ist ein Verwaltungsgesetz und hat eher den Charakter eines Leitfadens, der lediglich behördliche Zuständigkeiten klärt. Ferner sieht es anstatt wirksamer Schutzmaßnahmen für die Frau und einer Bestrafung für den Mann die Versöhnung des betroffenen Paares vor, dürfte geschlagenen Frauen in der Praxis also kaum weiterhelfen.³³
- Das zweite Gesetz, das Präsident Ernesto Zedillo persönlich auf Bitten eines feministischen Bündnisses im Dezember 1997 ins Bundesparlament einbrachte (hier wurde also wieder der traditionelle Weg der Legislative

eingeschlagen, ein Anzeichen für neue Kräfteverhältnisse), umfaßt Strafrecht und Zivilrecht gleichermaßen. Wiederholte Gewaltanwendungen gegen Familienangehörige oder LebenspartnerInnen werden ebenso wie Vergewaltigung in der Ehe unter Strafe gestellt. Die Staatsanwaltschaft wird angehalten, dem Täter den Aufenthalt in der Nähe des Opfers aus Schutzgründen zu verbieten. Auch Kindesentführung durch Familienangehörige, eine in Mexiko gängige Praxis zur Erpressung mißhandelter Frauen, die ihren Partner verlassen, stellt nun einen eigenen Straftatbestand dar.³⁴

In den Jahren ab 1988 wurden im Kampf gegen sexistische Gewalt in Mexiko also große Erfolge erzielt. Die Gesetzgebung wurde modernisiert und erweitert, Institutionen zugunsten der Opfer sexistischer Gewalt wurden ins Leben gerufen, der Staat erkannte sexistische Gewalt offiziell als gesellschaftliches Problem an. Menschenrechtsverletzungen an Frauen wurden als solche in der Öffentlichkeit angeprangert und damit nicht mehr als nachgeordnetes Frauenproblem, sondern als Menschheitsproblem anerkannt. Frauen können heute öffentlich über ihre Gewalterfahrungen sprechen und haben gute Chancen, zumindest bei den Medien Unterstützung zu finden.

Der mexikanische Staat und die Frauen

Auch der mexikanische Staat hat aus der Zusammenarbeit mit den Feministinnen Nutzen ziehen können. Frauenpolitische Regierungsbroschüren entsprechen heute in Wortlaut und Stil exakt den Anforderungen internationaler Institutionen wie UNO oder Weltbank.³⁵ Durch die Gesetzesänderungen der letzten Jahre wurden die internationalen Verträge und Konventionen, z.B. die Lateinamerikanische Konvention gegen Gewalt gegen Frauen von Belém do Pará und verschiedene UNO-Konventionen, von Mexiko vorbildlich umgesetzt – zumindest auf dem Papier.

Auch auf die seit 1988 geschaffenen staatlichen Stellen wird in diesem Zusammenhang gerne verwiesen. Allerdings bieten die staatlichen Institutionen gegen sexistische Gewalt in Mexiko heutzutage einen sehr unzureichenden Service. Es existieren beispielsweise insgesamt lediglich vier Sonderkommissariate für Sexualdelikte in der ganzen Metropole, d.h. für 20 Millionen Menschen. Nicht nur wurde die ursprünglich geplante flächendeckende Ausweitung derartiger Stellen nie umgesetzt, zudem hat sich auch die Leistung der bestehenden Kommissariate in den letzten Jahren drastisch verschlechtert. Das Interesse der Behörden ließ nach der erfolgreich abgefeierten Eröffnung schnell nach, Mittel und Personal wurden gekürzt: Die ursprünglich eingeplanten Sozialarbeiterinnen wurden komplett wegrationalisiert, die Gynäkologinnen

arbeiten ohne medizinische Grundausstattung, und Polizeistreifen zur Ergreifung von Tätern stehen nicht zur Verfügung. Auch die anfängliche Supervision oder Begleitung durch Feministinnen gibt es nicht mehr, und das Personal ist weder spezifisch für den Umgang mit weiblichen Gewaltopfern geschult, noch hat es rein zeitlich die Möglichkeit, an Fortbildungen teilzunehmen. Innerhalb des Justizapparates haben die Frauenkommissariate einen so schlechten Ruf, daß Angestellte bereits dorthin strafversetzt worden sein sollen.³⁶

Um die anderen staatlichen Institutionen steht es nicht besser. Das einzige Zentrum für die Opfer innerfamiliärer Gewalt ist notorisch überlaufen und kann nicht mehr leisten als eine fließbandartige Abfertigung der KlientInnen. Beratungssuchende müssen oft mehrere Tage warten, bis sie vorgelassen werden. Da die Räumlichkeiten sehr beengt sind, warten die hilfeschuchenden Opfer mit den vorgeladenen Tätern im selben Gang des Gebäudes auf ihren Termin. Auch in diesem Zentrum wurde das Personal, das bei der Gründung an speziellen, von mexikanischen Feministinnen mitgestalteten Schulungen teilgenommen hatte, nach und nach an andere Stellen der Justizbürokratie versetzt oder entlassen und durch Personen ohne gesondertes Training in Sachen sexistischer Gewalt ersetzt.³⁷

Seit Juli 1997 existiert auch ein städtisches Frauenhaus in Mexiko-Stadt. Allerdings sind auch hier die Kapazitäten eng begrenzt. Das Haus verfügt über insgesamt maximal 25 Plätze, die sich die schutzsuchenden Frauen mit ihren Kindern teilen müssen. Aufgrund der großen Nachfrage ist der Aufenthalt im Frauenhaus regulär auf eine, in Ausnahmefällen auf zwei Wochen begrenzt – ein Zeitraum, in dem die wenigsten Frauen es schaffen dürften, sich eine Existenz unabhängig vom mißhandelnden Ehe- oder Lebenspartner zu organisieren.³⁸

Regierungs- oder PRI-VertreterInnen stellen die Zusammenarbeit zwischen Frauenbewegung und Staat in der Öffentlichkeit sehr positiv dar. Ohne auf die weitreichenden Mängel der bisher geschaffenen Institutionen Bezug zu nehmen, beziehen sie sich gerne lobend auf die Vorreiterfunktion feministischer NGOs wie des *Kollektivs für den Kampf gegen Gewalt gegen Frauen* (CO-VAC), dessen Veröffentlichungen häufig von offizieller Seite zitiert werden.³⁹ Durch diese äußerst positive Bezugnahme auf die Arbeit der wenigen existierenden feministischen NGOs kann der Staat das Problem als weitgehend 'zivilgesellschaftlich' gelöst darstellen. Diese NGOs kämpfen allerdings Großteils um das finanzielle Überleben, manche mußten bereits schließen.⁴⁰ Zudem bewältigen sie höchstens wenige hundert Fälle im Jahr, was den Bedarf in Mexiko bei weitem nicht deckt.

Angesichts der staatlichen Umarmungsstrategie ab 1988 gelang es der feministischen Bewegung nur teilweise, die Initiative zu behalten und ihre

Unabhängigkeit zu wahren. Aus den neugegründeten Institutionen wurde sie nach einer kurzen Übergangsphase schnell wieder verdrängt. Einzelne Feministinnen ließen sich auf einer professionellen Ebene für bestimmte Ämter kooptieren und sind nun in die Staatsbürokratie eingebunden. Eine andere Fraktion artikulierte im Gegenzug das Bedürfnis, sich gerade im Kontext der politischen Öffnung und der Formierung einer oppositionellen Parteienalternative eindeutig vom PRI-Staat abzugrenzen. So gelang es der Bewegung als Ganzes nicht, ihre Beziehung zur PRI auf einen gemeinsamen politischen Nenner zu bringen. Das hatte in den letzten Jahren eine Spaltung in 'institutionelle' und 'autonome' Feministinnen zur Folge, die sich politisch z.T. behindern.⁴¹

Zusammenfassung und Ausblick

Die mexikanischen Feministinnen haben im Demokratisierungsprozeß, der Mitte der 80er Jahre mit der Krise der Staatspartei PRI einsetzte, eine wichtige Rolle gespielt. Sie artikulierten gemeinsam mit den Frauen der urbanen Massenbewegung einen weiblichen Sektor der Zivilgesellschaft, brachten neue Themen in die öffentliche Diskussion und bewiesen großes Geschick in der Bündnispolitik. Mit ihrem parteiübergreifenden Frauenblock im Parlament durchbrachen sie traditionelle mexikanische Politikformen. Sie zeigten auf, wie ein demokratischer Gesetzgebungsprozeß aussehen könnte und öffneten kurzfristig die parlamentarische Institution für bislang marginalisierte Sektoren der Gesellschaft.

Durch ihre Priorität auf die Gesetzgebung haben die mexikanischen Feministinnen in den Jahren der günstigen Konjunktur zwischen 1988 und 1991 eine Gesetzeslage in Sachen sexistischer Gewalt geschaffen, die sich im lateinamerikanischen und auch im internationalen Vergleich durchaus sehen lassen kann. Von der Aufbruchstimmung jener Jahre ist heute allerdings nur noch wenig zu spüren. Die Frauenbewegung hat, u.a. auch aufgrund ihrer institutionellen Einbindung, stark an Mobilisierungsfähigkeit eingebüßt. Sie ist heute nicht mehr in der Lage, als Bewegung Druck oder inhaltlichen Einfluß auf die staatlichen Institutionen gegen sexistische Gewalt auszuüben, damit diese, wie ursprünglich geplant, flächendeckend eingerichtet werden und den betroffenen Frauen einen qualitativ hochwertigen, frauenparteilichen und sensiblen Service anbieten. Statt dessen sind auch Feministinnen heute darauf angewiesen, auf die traditionell mexikanische, tendenziell undemokratische Kultur des Aushandelns zurückzugreifen, wie am Gesetz gegen innerfamiliäre Gewalt von 1997 deutlich wurde.

Auch setzen alle neugeschaffenen Institutionen – sowohl die Sonderkommissariate für Vergewaltigungsopfer als auch das Frauenhaus und die

Beratungsstelle für innerfamiliäre Gewalt – an einem Punkt an, wo die sexistische Gewalthandlung sich bereits ereignet hat. In dem gesamten hier beschriebenen Prozeß der feministischen Auseinandersetzung mit Gewalt im Geschlechterverhältnis lag das Hauptaugenmerk – und das ist wohl ein Erbe der 70er Jahre – auf dem öffentlichen und juristischen Umgang damit. Ziel war die Anprangerung eines gesellschaftlichen Mißstands, die Bestrafung der Täter und, soweit möglich, eine Wiedergutmachung für die Opfer. Der Aspekt der Prävention und Verhinderung sexistischer Gewalt, im Sinne einer genauen Analyse der Ursachen bzw. der sozialen Entstehungsbedingungen sexistischer Gewalt, wurde im Vergleich dazu vernachlässigt. Nur wenige AutorInnen setzten sich z.B. mit denjenigen Komponenten der politischen und der Alltagskultur Mexikos auseinander, die Gewalt im Geschlechterverhältnis auf einer symbolischen Ebene zur Norm mannhaften und auch fraulichen Verhaltens erheben und sie so immer wieder reproduzieren.⁴² Eine Demontage spezifisch mexikanischer Geschlechtsidentitäten wäre jedoch einer der Ausgangspunkte für wirkungsvolle Präventionsarbeit.

Die Reichweite der feministischen Interventionen im legislativen Bereich bleibt begrenzt, solange das mexikanische Strafverfolgungssystem unverändert fortbesteht. Dieses System ist in der Praxis nicht nur klientelistisch, korrupt und undemokratisch – die meisten Frauen scheitern meist schon in den Vorzimmern an den Vorurteilen einzelner männlicher Funktionäre.⁴³ Die daraus resultierende Diskrepanz zwischen neuen, fortschrittlichen Gesetzen einerseits und dem alten Apparat, in dem auch die alten Diskriminierungen zum Tragen kommen, kann sich sogar kontraproduktiv auswirken: Sie disqualifiziert in der Erfahrung der betroffenen Frauen die feministischen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte und führt, was demokratische Forderungen anbelangt, in die Resignation. Die mexikanischen Feministinnen haben also nicht nur einen wichtigen Beitrag zum Demokratisierungsprozeß geleistet, sondern ihre eigene Zukunft als Bewegung hängt heute zu einem großen Teil von der Weiterführung dieses Demokratisierungsprozesses ab.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. Ana Macías: *Against all odds. The feminist movement in Mexico to 1940*, Westport (Connecticut), London 1982, S. 68ff und Graciela Hierro: *De la domesticación a la educación de las mexicanas*, México 1993, S. 75.
- 2 Dies lag zum großen Teil an der schlechten Organisation innerhalb der Revolutionsarmeen, die auf die traditionellen weiblichen Dienstleistungen angewiesen waren. Vgl. Julia Tuñon Pablos: *Mujeres en México. Una historia olvidada*, México 1987, S. 136.
- 3 Die Historikerin Carmen Ramos stellt die These auf, das Tragen von Männerkleidung könne auch als eine Schutzmaßnahme der Frauen gegen sexuelle Gewalt interpretiert werden. Einige Frauen erreichten sogar den Offiziersstatus, insbesondere in der südlichen, bäuerlich geprägten Revolutionsarmee von Emiliano Zapata, wie z.B. der coronel Amalia Robles. Vgl. Ana Lau und Carmen Ramos: *Mujeres y Revolución. 1900-1917*, México 1993, S. 35ff.
- 4 Vasconcelos begründete sein Tun nicht im Widerspruch zum traditionellen Frauenbild, sondern gerade mit den höheren moralischen Qualitäten, der Sensibilität und Selbstlosigkeit der Frauen, die dadurch für den Unterricht besonders geeignet seien. Für Vasconcelos war die Schule eine natürliche Erweiterung der mütterlichen Aufgaben, der Lehrberuf war der Archetyp aller weiblichen Berufe. Vgl. Graciela Hierro 1993 a.a.O., S. 77 und Marianne Braig: *Sehnsucht nach Legitimation. Zum Wandel populistischer Politik in Mexiko*. Habilitationsschrift am Fachbereich Politik und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin, 1999, S. 147ff.
- 5 In der Verfassung von 1917 wurden Frauen und Männer auf dem Papier juristisch gleichgestellt, Frauen wurden als juristische Personen anerkannt und ihnen wurde im Haushalt dieselbe Autorität wie dem Mann zugesprochen. Ferner wurde die Ehescheidung erleichtert und die Voraussetzungen dafür waren nunmehr für beide Geschlechter dieselben. Alle politischen Rechte blieben jedoch weiterhin Männern vorbehalten. Vgl. Julia Tuñon Pablos 1987, a.a.O., S. 151.
- 6 Vgl. Julia Tuñon Pablos 1987, a.a.O., S. 156
- 7 Vgl. Graciela Hierro 1993, a.a.O., S. 73 und Maria Eugenia d' Aubeterre: „Feministas o femeniles: La presencia de las mujeres en el partido oficial del Estado Mexicano“, in: *Revista Mexicana de Estudios Antropológicos*, Bd. XXXIX, México 1993, S. 151. Zum Verhältnis von Kirche und Staat in Mexiko siehe Gerhard Krup: „Religion, Kirche und Staat“, in: Dietrich Briesemeister, Klaus Zimmermann (Hrsg.): *Mexiko, Politik, Wirtschaft, Kultur*, Frankfurt/M. 1996, S. 292-310.
- 8 Zum Frauenwahlrecht in Lateinamerika vergleiche auch Renate Rott: „Zur Stellung der Frauen: Eine fesselnde Tradition?“, in: Detlef Junker, Dieter Nohlen und Hartmut Sangmeister (Hrsg.): *Lateinamerika am Ende des 20. Jahrhunderts*, München 1994, S. 149-169.
- 9 Einerseits fanden viele junge, unverheiratete Frauen in den Dörfern keine Einkommensmöglichkeiten mehr und suchten in den schnell wuchernden Städten Arbeit, meist als private Hausangestellte. Im staatlichen Sektor entstanden sozialstaatliche Einrichtungen, wie z.B. die Sozialversicherung IMSS, und mit ihnen moderne Frauenberufe im Gesundheits-, Erziehungs- und Verwaltungsbereich. Allerdings wurde Frauenarbeit entgegen den Verfassungsvorschriften in der Regel weiterhin schlechter bezahlt als die von Männern. Vgl. Marianne Braig: *Mexiko: Ein anderer Weg der Moderne. Weibliche Erwerbsarbeit, häusliche Dienste und*

- Organisation des Alltags*, Köln, Weimar, Wien 1992, S. 109 und S. 114f.
- 10 Julia Tuñón Pablos: „Entre lo natural y lo monstruoso: Violencia y violación en el cine mexicano de la Edad de Oro“. In: P. Miranda et al (Hrsg.): *Estudios de género y feminismo I*, México 1989.
- 11 Vgl. Francesca Miller: *Latin American Women and the Search for Social Justice*, New England (Hanover & London) 1991, S. 5ff.
- 12 Die Aktion der Gruppe *Mujeres en Acción Solidaria (MAS)* am 10. Mai 1971 vor dem *Monumento de la madre*, wo gleichzeitig die Kandidatinnen für 'Miss Mexiko' defilierten und deshalb das Fernsehen alles mitschnitt, wurde der erste große Propagandaerfolg der neuen Frauenbewegung. Vgl. Carmen Ramos: „Women's movements, feminism, and mexican politics“, in: Jane Jaquette (Hrsg.): *The women's movement in Latin America*, Boulder 1994, S. 206 und Marta Lamas: „Le nouveau féminisme au Mexique“, in: *Cahiers des Amériques Latines*, Bd. 26, Paris 1982, S. 72.
- 13 Marta Lamas: „Mis diez primeros años: El MAS y el MLM“, in: *Fem*, Nr.163, Año 20, Oktober 1996.
- 14 Zur feministischen Diskussion über Chiapas nach 1994 vgl. Sara Lovera und Nellys Palomo (Hrsg.): *Las Alzadas*, México 1997.
- 15 Irma Saucedo González: „La situación de la violencia domestica en México y Centroamérica“, unveröffentlichtes Manuskript, Mexiko 1998.
- 16 Vgl. Ximena Bedregal: „Hilos, nudos y colores en la lucha contra la violencia hacia las mujeres“. In: Ximena Bedregal, Irma Saucedo, Florinda Riqueur (Hrsg.): *Hilos, nudos y colores en la lucha contra la violencia hacia las mujeres*, México 1991, S. 54.
- 17 Vgl. Julia Tuñón Pablos 1989.
- 18 Vgl. Carmen Lugo: „Las mujeres y la justicia“. In: *Fem*, Nr. 5, Vol.II, Oktober-Dezember 1977, S. 48-55.
- 19 Art. 262 des Strafgesetzbuchs von Mexiko-Stadt beispielsweise stellte die „Schändung“ (*estupro*) nur dann unter Strafe, wenn das weibliche Opfer zuvor „keusch und ehrlich“ gewesen war (*casta y honesta*). *Código Penal para el D.F.*, México 1978, S. 98.
- 20 Vgl. Alan Knight: „Corruption in Twentieth Century Mexico“, in: Walter Little und Eduardo Posada-Carbó (Hrsg.): *Political Corruption in Europe and Latin America*, London 1996, S. 219-236; sowie Larissa Lomnitz Adler und Claudio Salazar: „Los efectos de la globalización en la estructura de poder en México“, unveröffentlichtes Manuskript an der Universidad Nacional Autónoma de México, México 1998.
- 21 Vgl. Ximena Bedregal 1991, S. 66.
- 22 Vgl. Ximena Bedregal 1991, S. 67
- 23 Vgl. Carlos Monsiváis: „De resistencias y últimos recursos. Notas para una crónica del feminismo en México“, in: *Casa del Tiempo*, Nr. 71, Bd. VIII. Mai/Juni 1987, México, S. 13-17.
- 24 Interview der Verfasserin mit Rosa María Espiritu Santo im Frühjahr 1998.
- 25 Vgl. Esperanza Tuñón: *Mujeres en escena. De la tramoya al protagonismo (1982-1994)*, México 1997, S. 78.
- 26 Tageszeitung *La Jornada*, México, 28. Dezember 1988.
- 27 Vgl. Ximena Bedregal 1991, S. 41.
- 28 Vgl. Claudio Lomnitz: „Ritual, rumor y corrupción en la formación del espacio nacional en México“, in: *Revista Mexicana de Sociología*, Nr. 2, México 1996, S. 21-52 sowie Larissa Lomnitz Adler und Claudio Salazar: „Los efectos de la globalización en la estructura de poder en México“, unveröffentlichtes Manuskript an der Universidad Nacional Autónoma de México, México 1998.
- 29 „[...] die weiblichen Bundesabgeordneten haben nichts Besseres zu tun, als danach zu schreien, daß die sogenannten Sexualdelikte mit schärferen Strafen belegt werden sollen, obwohl diese bereits hart sind. Für die Abgeordneten ist die Frau

- etwas Heiliges, [...] selbst wenn sie halbnackt durch die Straßen läuft, mit freiliegenden Titten und unzüchtig mit dem Hintern wackelnd. [...] Sie wollen nur dem verhassten Macho ihren Feminismus auferlegen, indem sie das bloße Ansehen oder Komplimentieren einer Frau, den alleinigen Versuch, sie anzufassen, in eine Straftat verwandeln. Eine Haltung, die bei den Damen Abgeordneten verständlich ist, da die allermeisten von ihnen schon seit langem nicht mehr sexuell belästigt wurden [...].“ Guillermo López Portillo: „Penas desproporcionadas por los delitos sexuales“, in: *Quehacer Político*, Nr. 454, México, 4. Juni 1990.
- 30 Patricia Duarte und Gerardo González: *La lucha contra la violencia de género en México. De Nairobi a Beijing 1985-1995*, México 1994, S. 9.
- 31 Carlos Marín: „Estamos bien pertrechados; abundancia de pruebas contra los federales acusados de violación“, in: *Proceso, semanario de información y análisis*, Nr. 693, México, 12. Februar 1990, S. 16-19. Vgl. auch die von *Información y Comunicación de la Mujer A. C. (CIMAC)* herausgegebene Broschüre zum Thema sowie die Artikel von Sara Lovera in der Tageszeitung *La Jornada* im gesamten Jahr 1990.
- 32 Im Jahr 1995 beispielsweise wurden im CAVI insgesamt 10 186 Fälle von innerfamiliärer Gewalt behandelt. 12,5 % der KlientInnen erhielten neben der Beratung durch Sozialarbeiter und juristischer Beratung auch psychologische Beratung. Angaben aus der offiziellen Jahresstatistik der *Subprocuraduría de atención a víctimas y servicios de la comunidad – Dirección general de Atención a víctimas de Delito*. An fortlaufenden Therapiegruppen – üblicherweise 12 auf drei Monate verteilte Gruppensitzungen – nehmen wesentlich mehr Frauen (Opfer) als Männer (Täter) teil. Im Frühjahr 1998 standen beispielsweise 54 Gruppen à 20 Frauen nur 4 Gruppen à 12 Männern gegenüber, wobei die Abbrecherquote bei den Männern wesentlich höher ist. Nach sechs Monaten Pause wird dann noch eine zweite Therapiesequenz angeboten, die von Männern jedoch nie in Anspruch genommen wird. Angaben aus dem Gespräch der Verfasserin mit Rosa María Espíritu Santo, Pressesprecherin des CAVI, im Frühjahr 1998.
- 33 „Ley de asistencia y prevención de la violencia intrafamiliar“, in: *Diario oficial de la Federación*, 9. Juli 1996, S. 593-603. Zur Kritik vgl. Irma Saucedo 1998, (a.a.O) S. 17.
- 34 Gesetzeswortlaut und Parlamentsdebatten sind veröffentlicht in: Programa Nacional de la Mujer – Alianza para la igualdad (Hrsg.): *Ni una vez más!*, México 1998.
- 35 Vgl. Poder Ejecutivo Federal: *Alianza para la Igualdad. Programa Nacional de la Mujer 1995-2000*, México 1996.
- 36 Vgl. Lucia Lagunes: „Desabasto, ineficiencia y burocracia en las Agencias Especializadas en Delitos Sexuales“, in: *Fem*, Nr. 176, México, November 1997, S. 18-20, sowie Yoloxóchitl Casas, „Corrupción en agencias especializadas. Dónde denunciar una violación?“, in: *Filo rojo, derechos humanos, justicia, lo político y lo policiaco*, Nr. 3, México, Mai 1991, S. 21-24. Weitere Informationen aus dem Gespräch der Verfasserin mit Lic. Ivette Méndez Naranjo im Sonderkommissariat (AEDS) Nr. 46, Delegación Miguel Hidalgo, im Frühjahr 1998.
- 37 Diese Angaben basieren z.T. auf persönlichen Eindrücken der Verfasserin, z.T. auf ihrem Gespräch mit Rosa María Espíritu Santo, CAVI-Pressesprecherin, im Frühjahr 1998.
- 38 In den ersten zweieinhalb Monaten seines Bestehens (Juli-September 1997) wurden 32 Frauen mit 74 Kindern im Frauenhaus aufgenommen. Die Mehrzahl der Frauen waren zwischen 21 und 25 Jahren alt. Alle Angaben aus: Departamento del Distrito Federal – Secretaría de educación, salud y desarrollo social – Dirección general de protección social: *Memoria de gestión*

- 1994-1997, *Primer Albergue Temporal Alianza en Favor de la Mujer del D.F.*, México 1997. Auch das Konzept des Frauenhauses wurde durch die neuen Machthaber der PRD im Verlauf des Jahres 1998 tiefgreifend geändert. Beispielsweise können Frauen dort bis zu drei Monaten bleiben und es stehen insgesamt 70 Plätze zur Verfügung.
- 39 Vortrag des CONAPO-Vorsitzenden Rodolfo Tuirán auf dem *Congreso sobre Violencia Social en México*, UNAM, Mexico City im März 1998.
- 40 Das Fortbestehen von COVAC beispielsweise war im Frühjahr 1998 wg. mangelnder Finanzierung ungewiß, AVISE (*Centro de atención a la violencia intrafamiliar y sexual*) hatte bereits geschlossen.
- 41 Eine derartige Entwicklung scheint sich auch in anderen lateinamerikanischen Ländern vollzogen zu haben. Auf dem *VII Encuentro Feminista Latinoamericano y del Caribe* im Jahr 1996 in Chile wurden diese Differenzen erstmals öffentlich ausgetragen. Vgl. Ximena Bedregal (Hrsg.): *Permanencia voluntaria en la utopía. El feminismo autónomo en el VII Encuentro Feminista Latinoamericano y del Caribe, Chile, 1996*, México 1997.
- 42 Ausnahmen sind u.a. die Arbeiten von Marianne Braig, a.a.O., 1999, die auf die gewalttätige Komponente der postrevolutionären mexikanischen Nationalkultur eingeht, und von Marcela Lagarde: „Causas generadoras de la violencia sexual“, in: *Comisión de Justicia de la Cámara de Diputados (Hrsg.): Memoria. Foro de consulta popular sobre delitos sexuales*, México 1989, S. 29-54. Lagarde befaßt sich u.a. mit der Familie als totale Institution.
- 43 Vgl. hierzu Gerardo González: „La antecala de la justicia: la violación en los dominios del ministerio público“, in: *Fem*, Nr. 92, México, August 1990, S. 23-30.
- Literatur:**
- Aubeterre d', Maria Eugenia:** „Feministas o femeniles: La presencia de las mujeres en el partido oficial del Estado Mexicano“, in: *Revista Mexicana de Estudios Antropológicos*, Bd. XXXIX, México 1993, S. 145-154.
- Bedregal Sáez, Ximena:** „Hilos, nudos y colores en la lucha contra la violencia hacia las mujeres“, in: Bedregal Sáez, Ximena; Saucedo González, Irma und Riquier Fernández, Florinda (Hrsg.): *Hilos, nudos y colores en la lucha contra la violencia hacia las mujeres*, México 1991, S. 40-84.
- Bedregal Sáez, Ximena (Hrsg.):** *Permanencia voluntaria en la utopía. El feminismo autónomo en el VII Encuentro Feminista Latinoamericano y del Caribe, Chile, 1996*, México 1997.
- Braig, Marianne:** *Mexiko: Ein anderer Weg der Moderne. Weibliche Erwerbsarbeit, häusliche Dienste und Organisation des Alltags*, Köln, Weimar, Wien 1992.
- Braig, Marianne:** *Sehnsucht nach Legitimation. Zum Wandel populistischer Politik in Mexiko*, Habilitationsschrift am Fachbereich Politik und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin, 1999.
- Braig, Marianne und de Barbieri, Teresita:** „Geschlechterverhältnis zwischen Modernisierung und Krise“, in: Briese-meister, Dietrich; Zimmermann, Klaus (Hrsg.): *Mexiko heute. Politik, Wirtschaft, Kultur*, Frankfurt/M. 1996, S. 388-408.
- Casas, Yoloxóchitl:** „Corrupción en agencias especializadas. Dónde denunciar una violación?“, in: *Filo rojo, derechos humanos, justicia, lo político y lo policiaco*, Nr. 3, México, Mai 1991, S. 21-24.

Código Penal para el D.F., México 1978.

Departamento del Distrito Federal – Secretaría de educación, salud y desarrollo social – Dirección general de protección social: *Memoria de gestión 1994-1997, Primer Albergue Temporal, Alianza en Favor de la Mujer del D.F.*, México 1997.

Duarte, Patricia und González, Gerardo: *La lucha contra la violencia de género en México. De Nairobi a Beijing 1985-1995*, México 1994.

González A., Gerardo: „La antesala de la justicia: la violación en los dominios del ministerio público“, in: *Fem*, Nr.92, México, August 1990, S. 23-30.

Hierro, Graciela: *De la domesticación a la educación de las mexicanas*, México 1993.

Knight, Alan: „Corruption in Twentieth Century Mexico“, in: Little, Walter / Posada-Carbó, Eduardo (Hrsg.): *Political Corruption in Europe and Latin America*, London 1996, S. 219-236.

Kruip, Gerhard: „Religion, Kirche und Staat“, in: Dietrich Briesemeister, Klaus Zimmermann (Hrsg.): *Mexiko, Politik, Wirtschaft, Kultur*, Frankfurt/M. 1996, S. 292-310.

Lagarde, Marcela: „Causas generadoras de la violencia sexual“, in: Comisión de Justicia de la Cámara de Diputados (Hrsg.): *Memoria. Foro de consulta popular sobre delitos sexuales*, México 1989, S. 29-54.

Lagunes, Lucia: „Desabasto, ineficiencia y burocracia en las Agencias Especializadas en Delitos Sexuales“, in: *Fem*, Nr.176, México, November 1997, S. 18-20.

Lamas, Marta: „Le nouveau féminisme au Mexique“, in: *Cahiers des Amériques Latines*, Bd. 26, Paris 1982, S. 71-89.

Lamas, Marta: „Mis diez primeros años: El MAS y el MLM“, in: *Fem*, Nr. 163, México, Oktober 1996.

Lau, Ana und Ramos, Carmen: *Mujeres y Revolución. 1900-1917*, México 1993.

Lomnitz, Claudio: „Ritual, rumor y corrupción en la formación del espacio nacional en México“, in: *Revista Mexicana de Sociología*, Nr. 2, México 1996, S. 21-52.

Lomnitz Adler, Larissa und Salazar, Claudio: „Los efectos de la globalización en la estructura de poder en México“, unveröffentlichtes Manuskript an der Universidad Nacional Autónoma de México, México 1998.

López Portillo, Guillermo: „Penas desproporcionadas por los delitos sexuales“, in: *Quehacer Político*, Nr. 454, México, 4. Juni 1990.

Lovera, Sara und Palomo, Nellys (Hrsg.): *Las Alzadas*, México 1997.

Lugo, Carmen: „Las mujeres y la justicia“. In: *Fem*, Nr. 5, México, Oktober-Dezember 1977, S. 48-55.

Macías, Ana: *Against all odds. The feminist movement in Mexico to 1940*, Westport (Connecticut), London 1982.

Marín, Carlos: „Estamos bien pertrechados; abundancia de pruebas contra los federales acusados de violación“, in: *Proceso, semanario de información y análisis*, Nr. 693, México, 12. Februar 1990, S. 16-19.

Miller, Francesca: *Latin American Women and the Search for Social Justice*, New England/Hanover & London 1991.

Monsiváis, Carlos: „De resistencias y últimos recursos. Notas para una crónica del feminismo en México“, in: *Casa del Tiempo*, Nr. 71, Bd. VIII., México, Mai/Juni 1987, S. 13-17.

Poder Ejecutivo Federal: *Alianza para la Igualdad. Programa Nacional de la Mujer 1995-2000*, México 1996.

Programa Nacional de la Mujer – Alianza para la igualdad (Hrsg.): *Ni una vez más!*, México 1998.

Ramos, Carmen: „Women's movements, feminism, and mexican politics“, in: Jaquette, Jane (Hrsg.): *The women's movement in Latin America*, Boulder 1994, S. 199-221.

Ramos, Carmen: „Quinientos años de olvido: historiografía e historia de la mujer en México“, in: *Secuencia. Revista de historia y ciencias sociales*, Bd. 36, México, September-Dezember 1996, S. 121-149.

Rott, Renate: „Zur Stellung der Frauen: Eine fesselnde Tradition?“, in: Junker, Detlef; Nohlen, Dieter und Sangmeister, Hartmut (Hrsg.): *Lateinamerika am Ende des 20. Jahrhunderts*, München 1994, S. 149-169.

Saucedo González, Irma: „La situación de la violencia domestica en México y Centroamérica“, unveröffentlichtes Manuskript am El Colegio de México, México 1998.

Tuñón Pablos, Julia: *Mujeres en México. Una historia olvidada*, México 1987.

Tuñón Pablos, Julia: „Entre lo natural y lo monstruoso: violencia y violación en el cine mexicano de la Edad de Oro“, in: Miranda, P. u.a. (Hrsg.): *Estudios de género y Feminismo I*, México 1989, S. 57-67.

Tuñón, Esperanza: *Mujeres en escena. De la tramoya al protagonismo* (1982-1994), México 1997.

Nachtrag

Der Überblick über die staatlichen Institutionen gegen Gewalt, den ich in diesem Artikel gebe, basiert auf einem Forschungsaufenthalt in Mexiko im Winter 1997/1998. Die neue Stadtregierung der *Partido de la Revolución Democrática* (PRD), die Anfang 1997 die Amtsgeschäfte aufnahm, hat in den folgenden zwei Jahren eine ganze Reihe ganz neuer Institutionen gegen Gewalt gegen Frauen ins Leben gerufen, die teilweise ganz andere Vorgaben folgen, in diesem Artikel aber noch nicht berücksichtigt werden können. Für einen vollständigen und aktualisierten Überblick kann ich nur auf meine voraussichtlich im Jahr 2001 erscheinende Dissertation zum Thema verweisen.

Auf der Suche nach Authentizität und Autonomie: Feminismen in der islamischen Welt am Beispiel Irans

Vorbemerkungen und Ausgangslage

Wer von Feminismus, ja Feminismen¹ in Iran spricht, läuft Gefahr, auf Unverständnis zu stoßen. Hatte die Revolution vor 20 Jahren im Namen des Islam nicht die schlimmsten Vermutungen über den misogynen Charakter dieser Religion bestätigt? Zu tief hat sich das Bild der uniform wirkenden, verschleierte Frauenmassen, die ihrem religiösen Führer zjubeln, in das Bewußtsein des westlichen Beobachters eingepägt. Der Schleier, signifikantes Symbol der Geschlechtersegregation bzw. der Unterdrückung der Muslimin, ist in der verbreiteten Vorstellung schlecht mit selbstbewußtem Eintreten für Frauenrechte zu verbinden.

Doch der äußere Eindruck trügt. Die islamische Revolution hat unvorgehenermaßen als Katalysator für die Entstehung eines ausgeprägten und schichtübergreifenden Geschlechtsbewußtseins gewirkt.² Unabhängige Frauengruppen und -zeitschriften haben dazu beigetragen, die klerikale Autorität³ herauszufordern und in Frage zu stellen. Entgegen den Befürchtungen säkularer Feministinnen sind Frauen nicht aus der Öffentlichkeit verschwunden, sondern machen sich besonders in der letzten Dekade durch ein außergewöhnliches Maß an intellektueller und kultureller Produktion bemerkbar. Die meisten Aktivistinnen mögen die Verwendung des Terminus 'Feminismus' aus Opportunismus oder Selbstschutz vermeiden; tatsächlich vertreten sie jedoch feministische Interessen. Feminismus ist dabei zu verstehen als breites Interesse an Frauenfragen und als Bewußtsein der Unterdrückung von Frauen am Arbeitsplatz, in der Familie und Gesellschaft, was zu Aktionen zur Verbesserung der Lebensumstände und zur Infragestellung patriarchaler Ordnung und Wertvorstellungen veranlaßt.⁴ Die Ausweitung des *gender*-Bewußtseins wurde in der islamischen Republik durch die sich vergrößemde Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit des islamischen Gesetzes, der Scharia, provoziert.

Bevor wir uns diesen neueren Entwicklungen widmen, ist es für deren Einordnung, Beurteilung und Würdigung unabdingbar, auf zwei Dinge einzugehen: 1. auf die strukturellen Rahmenbedingungen für Frauenbewegungen im muslimischen Orient; 2. auf die Phasen der iranischen Frauenbewegung.

Ersteres soll nicht die zum Teil enormen regionalen und lokalen Unterschiede leugnen, sondern vielmehr den erschwerten Bedingungen Rechnung tragen.

Rahmenbedingungen

Daß Frauenbewegungen meist im Kontext gesellschaftlicher und politischer Umbrüche entstehen und daß ökonomische, sozio-kulturelle und politische Bedingungen Konzeptionen, Ziele und Strategien des Feminismus bestimmen, gilt im selben Maße für die islamische Welt. Der Beginn der Frauenbewegung fällt in den zentralen islamisch geprägten Staaten, wie der heutigen Türkei, Ägypten oder Iran, mit Modernisierungsbemühungen in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft seit Mitte bzw. Ende des vergangenen Jahrhunderts zusammen. Diese führten langfristig nur bedingt und begrenzt zur Transformation der Struktur und der Funktionen der Familie, zur Liberalisierung und Säkularisierung des Staates, der Gesetze und der Bildung, zur Etablierung von Bürgerrechten, Respektierung individueller Freiheiten oder Anerkennung individueller Autonomie. Abgesehen von kurzlebigen Liberalisierungsphasen ist das Herrschaftssystem in den muslimischen Staaten als autoritär und patrimonial zu beschreiben.⁵

Frauenbewegungen unterliegen neben den politischen Beschränkungen weitgehenden gesellschaftlichen Hindernissen. Das Tempo der gleichzeitig initiierten, von mehreren Brüchen gekennzeichneten Modernisierung in verschiedenen Bereichen hatte eine strukturelle Inkohärenz zur Folge, die zur beständigen Anomalie der 'modernen Gesellschaft' wurde.⁶ Daß die Modernisierungsprozesse vornehmlich Folge der Konfrontation mit westlichen Mächten waren, hat die Situation eher erschwert. In allen neuen Gesellschaftsentwürfen, staatlichen wie oppositionellen, stand die 'Frauenfrage' im Mittelpunkt, die Frau war mithin bevorzugte Repräsentantin des neuen Gesellschaftsentwurfs. Diese gesellschaftspolitische Instrumentalisierung hat bei gleichzeitiger Konfrontation mit dem Westen dazu geführt, daß Frauen zum einen zu symbolischen Zeichen und Akteurinnen der widerstreitenden Ideologien des Nationalismus, Sozialismus und islamischen Fundamentalismus, zum anderen zu Garanten der kulturellen Identität erhoben wurden. Solange sich die Frauenbewegung in den Dienst der nationalen Projekte und größeren politischen Ziele stellte, wurde sie gelobt und gefeiert; sobald sie dagegen Fragen der Frauenautonomie und individuellen Rechte aufbrachte, wurde sie ignoriert, des Verrats an der nationalen Vision oder der Imitation westlicher feministischer Ideen gescholten.⁷

Nach Jahrzehnten der abhängigen, staatlich bevormundeten und kontrollierten Frauenbewegung bzw. der Einbindung der 'Frauenfrage' in die politischen Diskurse hat sich der Wunsch nach Autonomie im Sinne einer ideologi-

schen und organisatorischen Unabhängigkeit verfestigt. In mehreren Ländern kam es demzufolge seit den 1980er Jahren verstärkt zur Bildung nicht-regierungsgebundener Frauenorganisationen (NGOs);⁸ deren Aktivitäten sind weiterhin nicht allein staatlicher Repression und Willkür ausgesetzt, sondern ebenso Angriffen traditionalistischer und islamistischer, d.h. islamisch-fundamentalistischer, Kreise.

Seit Beginn der Frauenbewegung war die Schrift das wichtigste Medium feministischer Kritik. Bereits die Nutzung dieses Mediums bedeutete für die Muslimin infolge der Gesetze der räumlichen Geschlechtertrennung einen revolutionären Akt der Grenzüberschreitung, der öffentlichen Entschleierung und Selbstbefreiung. Dieser literarische Feminismus⁹ hat neue Phasen der Frauenbewegung oft eingeleitet oder zumindest mitgeprägt. Daneben erleichtert die in jüngerer Zeit verstärkte Nutzung moderner Medien die Bildung überregionaler Frauenorganisationen und Netzwerke.

Nicht zuletzt wegen der ungleichen Entwicklung war die Frauenbewegung in der islamischen Welt bis in die jüngste Zeit eine vornehmlich urbane Bewegung – zunächst der oberen Mittel- und Oberschicht. Fraueninitiativen auf dem Land sind bisher kaum untersucht, so daß ich mich im folgenden auf die urbane Frauenbewegung beschränke. Auch ethnische und religiöse Minderheiten sind nicht Gegenstand des Artikels.¹⁰

Die Phasen der iranischen Frauenbewegung

Im folgenden werden die Phasen der Entwicklung der iranischen Frauenbewegung¹¹ je nach politischem Kontext, Aktionen, Akteurinnen, Zielen und Ergebnissen dargestellt. Analoge, wenn auch nicht zeitgleiche Etappen sind in anderen islamischen Ländern zu konstatieren. Die Besonderheit der iranischen Erfahrung liegt im Sieg der islamischen Revolution 1979. Zwar hat der islamische Fundamentalismus seit den 1970er Jahren auch in anderen Staaten der Region große Erfolge bei der Mobilisierung unzufriedener Volksmassen, darunter Frauen, verzeichnet; dennoch ist in keinem anderen Staat bisher die Konstellation eingetreten, daß der Islamismus zur staatstragenden Ideologie und die religiöse Elite gleichzeitig zur Staatsautorität wurde. (Die Taleban rechne ich nicht zur 'religiösen Elite'.)

Verheißungsvoller Beginn: 1890er Jahre bis 1932

Die konstitutionelle Revolution 1905-11 wird gemeinhin als Beginn der organisierten Frauenbewegung in Iran angesehen.¹² Im nationalen Kampf für eine konstitutionelle Monarchie traten Frauen, besonders solche aus der gebildeten Oberschicht, erstmals als eigenständige politische Kraft auf. Bereits im 19. Jahrhundert hatten Frauen aus den Unterschichten ihrer Unzufriedenheit in periodischen Aufständen gegen steigende Preise und Steuern Luft gemacht. Im Unterschied zu den Frauen der oberen Schichten, die der strikten Geschlechtersegregation unterlagen, hatten sie eher die Möglichkeit, das Haus zu verlassen. Einzelnen außergewöhnlichen Frauen war es zuvor gelungen, durch spektakuläre Aktionen die patriarchalische Ordnung herauszufordern. Genannt sei die bekannte Babi-Führerin Qurrat al-'Ayn (1815-51),¹³ die dem traditionellen Rollenmodell entflo, im Zuge ihrer Persönlichkeitsentwicklung alle normativen Grenzen (verbal, räumlich, physisch) überschritt und damit für die überwiegende Mehrheit zum Symbol geistiger und moralischer Schwäche wurde. Erinnert sei ferner an Bibi Chanom (Astarabadi/Waziri) (1858/9-1921), eine Pionierin der Frauenbewegung, die durch ihre satirische Schrift aus dem Jahre 1895/6 über die *Laster der Männer*, einer Replik auf ein Pamphlet zur *Disziplinierung der Frau*, (später) Furore machen sollte.¹⁴

Besonders der Ausverkauf des Landes durch großzügige Vergabe von Konzessionen an ausländische Mächte sollte das Ende der Kadscharen-Dynastie einleiten. Der erste Vorgeschmack war die sogenannte Tabakrevolte 1890/91, ausgelöst durch die Vergabe des Monopols über die Tabakindustrie an eine britische Gesellschaft. Selbst die Frauen des königlichen Harems schlossen sich dem allgemeinen Boykott des Tabakgebrauchs an, woraufhin das Abkommen aufgehoben werden mußte. Soziale und ökonomische Probleme führten schließlich zur Konstitutionellen Revolution 1905. 1906 wurde die Nationalversammlung ins Leben gerufen, die erste geschriebene Verfassung proklamiert. Auch wenn die politischen und ökonomischen Grundlagen der Gesellschaft dadurch nicht nachhaltig verändert wurden, führte die konstitutionelle Revolution dennoch zur Ausweitung progressiver Ideen, zur Etablierung bewußtseinsbildender Verbände und Publikationen und zur Förderung der Mädchenschulbildung. Nach 1906 wurden die Aktionen der Frauen vermehrt sichtbar und unabhängiger (Organisation eigener Versammlungen und Geheimgesellschaften).

Die Aktivitäten der Frauenrechterlerinnen, die sich in den urbanen Zentren in der Herausgabe von Frauenzeitschriften, in der Bildung von Frauenorganisationen und der Eröffnung von Mädchenschulen manifestierten, erreichten in den 20er Jahren ihren Höhepunkt. Das vorzeitige Ende sollte 1932 mit dem Verbot der letzten unabhängigen Frauenorganisation erfolgen. Daß die

Frauenbewegung in den 20er Jahren neuen Auftrieb bekam, ist u.a. auf internationale Erfolge der Frauenbewegung zurückzuführen, die in der iranischen Frauenpresse mit Interesse registriert wurden. Die iranischen Frauenorganisationen und -zeitschriften, gleich ob eher nationalistischer oder feministischer Ausrichtung, erkannten und kritisierten die untergeordnete Stellung der Frau in der Gesellschaft. Über Ursachen und Lösungen waren sich die Akteurinnen allerdings uneinig. Betonten die einen den ausländischen Einfluß, so die anderen innenpolitische Faktoren, wie die Macht des Klerus. Mit Kritik am Islam schlechthin hielt man sich jedoch zurück, u.a. um dem Vorwurf zu entgehen, einer häretischen Gruppe anzugehören. Die radikaleren Zeitschriften und Organisationen setzten sich neben der Ausbreitung von Mädchenbildung für ökonomische Unabhängigkeit von Frauen, für die Abschaffung der erzwungenen Kinderheirat, der Segregation und des Schleiers, für die Veränderung des Scheidungsrechts, die Verbesserung der Gesundheitsversorgung von Mutter /Kind oder das Frauenwahlrecht ein.

Vorrangiges Ziel war die Gründung von Mädchenschulen. Die Bildungschancen für Mädchen waren damals auf die herrschende Elite begrenzt; deren Töchter erhielten durch Familienmitglieder oder Hauslehrer eine Grundausbildung.¹⁵ Die erste moderne Mädchenschule war zwar bereits 1874 von US-amerikanischen Missionaren gegründet worden; erst 1896 ließ die Regierung allerdings die Aufnahme muslimischer Mädchen zu. Die erste staatliche Mädchenschule wurde 1918 in Teheran eröffnet. Bis dahin und auch noch Jahre später war die Errichtung von Mädchenschulen in erster Linie dem Engagement einzelner Frauen zu verdanken. Die ersten privaten Mädchenschulen, die seit 1907 in den größeren Städten eröffnet wurden, mußten sich gegen enormen Widerstand durchsetzen; der Klerus warf ihnen vor, sie seien Zentren der Prostitution und Korruption. Häufig kam es zu gewaltsamen Übergriffen auf die Schulen durch von Geistlichen aufgewiegelten Mob.

Obwohl es eine gewisse Kommunikation zwischen den verschiedenen Frauengruppen und Aktivistinnen gab, litt die Bewegung an einem fehlenden langfristigen einheitlichen Ziel. Die meisten Gruppen waren kleine, unabhängige Einheiten – ein Faktor, der schließlich ihre Zerstörung erleichtern sollte.

Staatlich verordnete Frauenbefreiung und Einbindung in politische Visionen

Mit der Stabilisierung der Pahlawi-Monarchie¹⁶ seit 1925 kam es zwar einerseits zur Abschaffung der religiösen Gerichte, zu oberflächlichen Reformen im islamisch geprägten Ehe- und Scheidungsrecht, zur Ausweitung der Bildungsmöglichkeiten für Frauen; andererseits nahmen staatliche Kontrolle und Zensur stetig zu. Mit der Gründung des staatlich geförderten *Frauzentrums (Kanun-e Banuwan)* 1935 wurden alle unabhängigen Fraueninitiativen unterbunden, die Frauenfrage zur Domäne der Staatspolitik. Das *Frauzentrum* setzte sich weniger für gleiche Frauenrechte als für soziale Wohlfahrtsmaßnahmen ein. Viele Pionierinnen der Frauenbewegung schlossen sich mehr oder weniger freiwillig dieser Organisation an. Der mangelnde Widerstand gegen diese Verstaatlichung und Gleichschaltung ist schwer zu erklären: Die Brutalität des neuen Regimes bildete sicherlich einen Grund, die Desillusionierung über die konstitutionelle Bewegung und ihre Anhänger, die sich nicht z.B. zur Anerkennung des Frauenwahlrechts durchgerungen und zur Ablehnung der Frauenrechte immer gern Bezug auf den Islam genommen hatten, aber einen weiteren. Darüber hinaus bewegte sich die allgemeine politische Tendenz eher von der parlamentarischen Demokratie weg zur 'revolutionären Diktatur'. Die Entpolitisierung der Frauenbewegung und die Trennung der Forderung nach Gleichheit der Geschlechter vom Kampf für soziale Gerechtigkeit, Demokratie und Selbstbestimmung sollte die Frauenbewegung allerdings diskreditieren.

Die 'Frauenfrage' wurde in Reza Schahs Vision dem größeren Projekt des Staatsaufbaus untergeordnet. Trotz der Orientierung an Atatürk war in Iran der Bruch mit dem *ancien régime* nicht so eindeutig und radikal wie in der Türkei. So bekämpfte das Schleierverbot von 1936 in Iran nur das Symptom der Frauenunterdrückung, nicht aber die ihr zugrundeliegenden Strukturen und Probleme. Die zudem bis 1941 mit aller Härte erzwungene Herbeiführung des Symbols der Verwestlichung sollte eher fragwürdige Erfolge zeitigen: Die Schleierfrage wurde mit diesem Schritt politisiert; bei den mehrheitlich traditionell erzogenen Frauen führte die gewaltsame Entschleierung oft dazu, daß sie das Haus nicht mehr verließen.

Die Besetzung Irans im II. Weltkrieg durch die Alliierten und die Absetzung und Exilierung Reza Schahs 1941 führten infolge der geschwächten Zentralregierung und des Machtvakuumms zunächst zu einem größeren Freiraum für Meinungsäußerung und Parteibildung. Jedoch kamen nun die Folgen des korporativistischen Staates zum Tragen. Sie fanden ihre oppositionelle Entsprechung in totalitären Parteiprogrammen; die 'Frauenfrage' wurde Teil dieser politischen Utopien. Neu entstehende Frauenorganisationen wurden *de facto* zu Erfüllungsgehilfen der Moskau-treuen KP (Tudeh), der Demokratischen

Partei oder der Nationalen Front. Waren frauenspezifische Ziele unter Reza Schah dem Staatsaufbau untergeordnet, so jetzt den 'höheren' politischen Zielen der Parteien.¹⁷ Wie auch in der Folgezeit galt die Priorität der populistischen Losungen der Bekämpfung ausländischer Aggression und der Erringung nationaler Selbstbestimmung, weniger dem Kampf um demokratische und individuelle Rechte.

Mit dem vom CIA unterstützten Militärputsch und der Wiedereinsetzung Mohammad Reza Schahs im August 1953 begann eine neue Phase der Diktatur und der staatlich gelenkten Frauenförderung. Der Schah, in wachsendem Maße von seinem Volk isoliert, gefangen in seinen Träumen von der 'großen iranischen Zivilisation', konnte sich dank der steigenden Erdöleinnahmen als großer Wohltäter in Szene setzen. Von den seit 1963 forcierten sozialen und ökonomischen Reformen profitierte lediglich eine kleine Zahl urbaner, berufstätiger Frauen der neuen Mittelklasse und der Oberschicht. Die verschiedenen Frauenverbände wurden allmählich von einer zentralen Organisation absorbiert, die der Schwester des Schahs, Aschraf, unterstellt war. Ab 1966 war die *Sazman-e Zanan-e Iran (Frauenorganisation von Iran)* die einzig legitime Frauenorganisation. Sie wurde zu einem bedeutenden Instrument, um den Schah international als den Förderer der Frauenrechte in Iran darzustellen. Die Frauenrechtlerinnen hofften anscheinend, durch Kompromißbereitschaft und Loyalität gegenüber dem Regime zumindest einige Reformen durchsetzen zu können. Auch wenn ihr Beitrag zu Gesetzesreformen u.ä. nicht vollständig zu ignorieren ist, so war doch entscheidend, wie ihre Rolle im System von der Mehrheit beurteilt wurde. Zwar erhielten die Frauen in dieser Zeit einige Rechte, für die sie lange Zeit gekämpft hatten, so 1963 im Zuge der *Weißten Revolution* das aktive und passive Wahlrecht. 1967 und 1975 wurden durch das *Familienschutzgesetz*¹⁸ die Rechte des Mannes auf Scheidung und Polygamie beschränkt, Frauen der Zugang zur Scheidung erleichtert; das Mindestheiratsalter wurde erneut angehoben. 1977 wurde die Abtreibung im Falle der Gefährdung der Gesundheit der Frau legalisiert. Aber auch diese gesetzlichen Verbesserungen hoben die Scharia nicht auf; diskriminierende Regelungen im Erb-, Straf- und Arbeitsrecht blieben intakt. Gesetzesänderungen allein und Ausweitung der Bildung führten bei der Mehrzahl nicht zur Infragestellung der traditionellen Werte – u.a. eine Folge des Wesens des Bildungssystems, des Fehlens bewußtseinsbildender Kampagnen und unabhängiger Frauenorganisationen. Die Gewährung des Wahlrechts überzeugte angesichts fehlender demokratischer Freiheiten ebensowenig.

Seit Mitte der 60er Jahre hatte sich die Opposition im Untergrund neu formiert: Neben die alten Parteien traten die religiös-fundamentalistische Opposition unter Führung Ayatollah Chomeinis, verschiedene andere nationalistische und linksgerichtete, darunter islamisch-marxistische, Gruppierungen. Die Opposi-

tion teilte über politische und ideologische Differenzen hinweg nicht nur den Wunsch nach Beseitigung der Monarchie und auf Reduzierung des übermäßigen Einflusses des Westens in Iran, sondern auch Vorstellungen über den Status der Frau und 'angemessene' Geschlechterrollen. Frauenrechte wurden erneut politischen Zielen und dem Interesse der imaginären gemeinsamen 'anti-imperialistischen Front' geopfert. Zentral für die neue Politik sollte das Konzept des *gharbzadegi* (auf deutsch etwa mit *Euromanie* oder *Westitis* wiederzugeben) werden. Das Konzept, popularisiert von dem ehemaligen Kommunisten und berühmten Essayisten Dschalal Al-e Ahmad (1923-69)¹⁹ in einem Buch mit demselben Titel, wurde von einer ganzen Generation iranischer radikaler Jugendlicher in den 60er/70er Jahren akzeptiert, gleich welcher Ausrichtung. Das Konzept beinhaltete einen klaren Bruch mit allen dagewesenen politischen Tendenzen, auch mit der oppositionellen und Reformpolitik des gesamten Jahrhunderts. Die verwestlichte Gesellschaft fand ihr herausragendes Symbol für Korruption, moralischen Niedergang und kulturelle Malaise der Nation in der verwestlichten Frau. Sie verkörperte sozusagen alle sozialen Übel gleichermaßen. Gerade dieses eindimensionale Freund-Feind-Schema mit seinem spezifisch misogynen Aspekt sollte den Nährboden für die Ereignisse ab 1978 legen.

Ende der 50er/Anfang der 60er Jahre sollte, wie auch in anderen islamischen Ländern, der literarische Feminismus neue Akzente setzen. In Iran ist diese Entwicklung vor allem mit dem Namen der Dichterin Forugh Farrochzad (1935-67) verbunden. Sie wagte es nicht nur, die gesellschaftlich gesetzten Grenzen der sexuellen Beziehungen zwischen Mann und Frau zu übertreten, sondern brachte ihre Sexualität auch offen in ihrer Poesie zum Ausdruck. Selbst ihr männlicher Freundeskreis scheint, trotz Lippenbekenntnissen zu Frauenrechten und Geschlechtergleichheit, nicht in der Lage gewesen zu sein, die Dichterin als gleichberechtigte Partnerin zu sehen. Ein Brief, den Forugh Farrochzad in Europa verfaßte, offenbart den Druck, dem sie ausgesetzt war:

I wanted to be a 'woman', that is to say a 'human being'. I wanted to say that I too have the right to breathe and to cry out. But others wanted to stifle and silence my screams on my lips and my breath in my lungs. They had chosen winning weapons, and I was unable to 'laugh anymore' ... in order to get fresh energy for 'laughing' some more, I suddenly decided to put some distance for a while between myself and this environment.²⁰

Die Mehrzahl der Aktivistinnen unterwarf sich dagegen den Normen und Werten der patriarchalen Gesellschaft. Den meisten entging der tief verwurzelte Widerstand gegen mehr Frauenrechte.

*Seit 1979: Von der Begeisterung zur Ernüchterung
und zum frauenorientierten reformistischen Diskurs im Islam*

Auch im neuen islamistischen Diskurs stand die 'Frauenfrage' im Mittelpunkt, erstens weil die 'imperialistische Beherrschung der muslimischen Welt' vornehmlich auf die erfolgreiche Schwächung von Religion und Kultur zurückgeführt wurde; dementsprechend wurde Frauen eine große Verantwortung für die Moral und das Schicksal des Landes zugesprochen. Zweitens sollten die geschürten Ängste vor zügelloser weiblicher Sexualität den Grundstein für die zukünftigen Gesetze zur Segregation und Verschleierung bilden. Der islamistische Geschlechterdiskurs²¹ geht von der naturgegebenen Komplementarität der Geschlechterrollen aus. Der Betonung von Ehe und Mutterschaft steht die der Verantwortung des Mannes für die Versorgung der Familie gegenüber. Der westliche Feminismus wird als irrelevant für die Muslimin abgelehnt. Er habe die Frau nicht befreit, vielmehr ihre 'erhabene' Rolle als Ehefrau und Mutter abgewertet und sie zum Sexobjekt und Instrument des patriarchalen Kapitalismus und Kolonialismus herabgesetzt. Es bestehe deshalb kein Bedarf nach westlichen Vorbildern; die geeigneten Rollenmodelle entdeckt man demgegenüber in der Umgebung des Propheten Muhammad: Ehefrau Chadidscha, Tochter Fatima und Enkelin Zainab stehen für die 'neuen' Tugenden Frömmigkeit, Liebe und Zuneigung der Ehefrau und Mutter, soziale Verantwortung und Engagement für die 'gerechte Sache'. Die befreiende Kraft des Schleiers wird betont: So würden die Beobachteten zu Beobachterinnen, befreien sich vom Diktat der Mode- und Kosmetikindustrie, erlangten Respekt und vermieden sexuelle Übergriffe. Für zahlreiche Frauen aus den Unter- und Mittelschichten waren Chomeinis Botschaften attraktiv; sie gaben ihnen das Gefühl von Sicherheit und Wichtigkeit. Daß Begriffe wie Freiheit, Würde, Unmoral oder Korruption verschwommen blieben, entging den Anhängern Chomeinis.

Trotz der entscheidenden Mitwirkung von Frauen am Erfolg der Revolution sollten sie ab Februar 1979, abgesehen vom Wahlrecht (das noch 1962/63 vom Klerus angefochten worden war) und einem eingeschränkten Recht auf Bildung, alle Rechte verlieren, für die sie über ein Jahrhundert gekämpft hatten.²² Entsprechend dem späteren Art. 163 der Verfassung²³ der islamischen Republik wurden Richterinnen entlassen und die Rechtsfakultät für Frauen geschlossen; Frauen wurden außerdem aus vielen Positionen und Fächern höherer Bildung verdrängt sowie zunehmend restriktiveren Verschleierungs- und Segregationsregelungen unterworfen. Das *Familienschutzgesetz* wurde ausgesetzt, obgleich infolge bestehender Rechtslücken weitgehende Teile dieses Gesetzes, ebenso des Zivilrechts, intakt blieben; das Rechts- und Justizsystem wurde allmählich islamisiert. Die Benachteiligung wurde besonders im Personenstands-, Arbeits- und Strafrecht sichtbar. Spontane Protestkund-

gebungen von Frauen wurden schnell niedergeschlagen. Das lag zum einen daran, daß die zahlreichen Frauenorganisationen über keine Massenbasis verfügten, sich auf keine einheitliche Linie zur Verteidigung der Frauenrechte einigen konnten und ihnen von seiten der Mutterorganisation entweder die notwendige Unterstützung versagt oder Zurückhaltung auferlegt worden war.²⁴ Büros und Kommunikationsmittel der ehemaligen Pahlawi-Frauenorganisation waren Anfang 1979 von 'revolutionären Kräften' übernommen worden; frühere Aktivistinnen waren gezwungen, das Land zu verlassen oder wurden unter fadenscheinigen Gründen hingerichtet bzw. inhaftiert und gefoltert. Die größte islamistische Frauenorganisation, der *Frauenverband der islamischen Revolution*,²⁵ eine Dachorganisation für westlich gebildete Musliminnen unterschiedlicher politischer Ausrichtung, wurde nicht von staatlicher Seite übernommen, aber auch nicht wie ihre Vorgängerin finanziell und politisch gefördert.

Von Anfang an war die islamische Frauenbewegung grob in zwei Tendenzen gespalten: Die eine identifizierte sich mit der Staatspolitik und leugnete die Existenz der 'Frauenfrage'. Bei der anderen entwickelte sich mit wachsender Vehemenz ideologische und politische Kritik an der Unterdrückung der Frau in der iranischen Gesellschaft, auch wenn diese inkl. Verbesserungsvorschlägen in sorgfältig ausgewählten Worten und innerhalb des islamischen Paradigmas formuliert werden mußten. Der frühe Protest entzündete sich neben den genannten Gesetzesmaßnahmen und staatlicher Willkür an den mehrdeutigen Artikeln der im Dezember 1979 verabschiedeten Verfassung. Alle Rechte, darunter die ausdrücklich den Frauen in Art. 20f. garantierten, unterliegen nämlich der bereits in Art. 4 formulierten islamischen Vorbehaltsklausel, „im Rahmen der islamischen Prinzipien“. Da bereits in der Präambel in expliziter Absetzung zum Pahlawi-Regime die Rolle der Frau als Mutter und Erzieherin „weltanschaulich geprägter Menschen“ hervorgehoben wurde und der Islam auf unterschiedlichste Weise ausgelegt werden kann, fragten schon damals Aktivistinnen, wessen islamische Prinzipien denn gemeint seien. Allerdings wurde die Verfassung nicht revidiert. Mit der Entmachtung des Präsidenten Bani Sadr im Sommer 1981 wurde jede offene Opposition gegen das Regime unmöglich; es herrschte Staatsterror.

Einige der angedeuteten frauenfeindlichen Bestimmungen mußten mittlerweile zurückgenommen werden. Frauen sind entgegen der vorherrschenden Annahme heute eher in der Öffentlichkeit präsent und außerhalb des Hauses ökonomisch aktiver als vor der Revolution; sie sind zudem nicht als marginalisierte politische Kraft anzusehen. Die Gründe für diese Entwicklung sind komplex; zum einen sind allgemeine gesellschaftspolitische Herausforderungen anzuführen, zum anderen der unermüdliche Aktivismus einiger Musliminnen.

Zunächst zu den allgemeinen Ursachen: Der erste ist sozusagen systemimmanent. Da es im Islam weder Kirche noch Dogma gibt, existiert im Grun-

de nur eine Vielzahl an Einzelmeinungen. Ebenso wenig ist der islamische Fundamentalismus ein monolithisches Phänomen. Die Differenzen traten schon bald nach Machtantritt zutage und führten schließlich u.a. 1989 zu Verfassungsänderungen.²⁶ Was die 'Frauenfrage' betraf, so konnte sich die islamische Opposition noch hinter vagen und widersprüchlichen Thesen eines Ali Schariati (1933-77) oder hinter dem praxisfernen, rein traditionell-legalistischen Ansatz eines Ayatollah Mortaza Motahari (1920-1979) verstecken;²⁷ nach 1979 mußten die neuen Machthaber dagegen mit den widersprüchlichen Zielen ihrer eigenen Ideologie fertig werden, die zwar verspricht, der Familie und den Frauen ihren 'hohen und wahren Status' im Islam zurückzugeben, gleichzeitig aber die in der Scharia verankerten Privilegien der Männer rechtlich abzusichern wünscht. Dieser Widerspruch, die ständige Herausforderung durch oppositionelle Kräfte und die tägliche Konfrontation mit den patriarchalen Barrieren machten die Entstehung eines frauenorientierten reformistischen Ansatzes innerhalb des islamischen Diskurses unvermeidbar, der meist vorsichtig 'islamischer bzw. authentischer Feminismus'²⁸ genannt wird.

Das Regime war sich dessen bewußt, daß die Massenunterstützung von Frauen die Revolution erst ermöglicht hatte. Dieses Wähler- und Mobilisierungspotential mußte für den weiteren Bestand der islamischen Republik genutzt werden. Wenn auch die offizielle Mobilisierung keineswegs auf die Befreiung der Frau abzielte, so konnten Proteste der islamischen Feministinnen, deren Loyalität gegenüber dem Regime und deren moralische Integrität nicht anzuzweifeln war, nur schwerlich unterdrückt werden. Sie hatten sich als Träger und Hüter des kulturellen Erbes und der religiösen Werte erwiesen.²⁹ Darüber hinaus war ein Teil der engagierten Frauen mit dem hochrangigen Klerus verwandt oder verschwägert.

Steigende wirtschaftliche Probleme infolge des Krieges gegen den Irak und der Abwanderung von Fachkräften und Kapital erzwangen das Umdenken in der Beschäftigungs- und Bevölkerungspolitik. Der Frauenanteil an der urbanen Arbeiterschaft hat sich deshalb mittlerweile wieder auf das vorrevolutionäre Niveau eingependelt.³⁰ Die Förderung von Heirat und Kinderreichtum und die Einstellung der Familienplanungskampagnen hatten zu einem rasanten Bevölkerungswachstum und entsprechenden sozio-ökonomischen Auswirkungen geführt. Diese veranlaßten 1989 zu einer dramatischen Wende in der Bevölkerungspolitik; in öffentlichen Kampagnen warb das Regime plötzlich für die Kleinfamilie, die Sterilisation wurde legalisiert, die Abtreibung trotz enger Auslegung auch aus sozialen Gründen vorgenommen. Frauenrechtlerinnen nutzten diesen offensichtlichen Widerspruch zur bisherigen Politik dazu, sich erneut für die Abschaffung der Polygamie und der Zeitehe einzusetzen.³¹

Das Jahr 1989 steht für weitere tiefgreifende Veränderungen: der Tod Chomeinis, das Ende des ersten Golfkriegs, die Konsolidierung der Macht in den Händen Präsident Rafsandschanis und der sogenannten 'Pragmatiker', die Lockerung der Sittenvorschriften und das gesteigerte Interesse von Frauen für Anstrengungen auf der *grass roots*-Ebene zur Verbesserung von Bildungs-, Berufs- und sozialen Chancen.³² Alle Faktoren sollten in der zweiten Revolutionsdekade dazu beitragen, daß der einheimische Feminismus mehr Zulauf erhielt, vielfältiger wurde und zunehmend selbstbewußter und eigenwilliger in Erscheinung trat.

Feministisches Bewußtsein und Aktivität manifestieren sich je nach Akteurin und gegebenen Möglichkeiten auf der staatlichen und nicht-staatlichen, öffentlichen wie privaten Ebene sehr unterschiedlich.

Es ist nicht zu bestreiten, daß Frauen in den politischen Entscheidungsgremien weiterhin in der 'zweiten Reihe' sitzen und daß einige diskriminierende Praktiken von Frauen der neuen politischen Elite legitimiert wurden und werden. Im Parlament sind sie zwar inzwischen stärker vertreten, aber weiter unterrepräsentiert, in die wichtigsten Ausschüsse werden sie nicht gewählt und die Hoffnungen, unter Präsident Chatami einen Ministerposten zu ergattern, erfüllten sich bisher nicht. Dennoch haben es die wenigen, aber lautstarken weiblichen Abgeordneten nach zähen Diskussionen geschafft, einige Revisionen im Ehe-, Familien- und Strafrecht herbeizuführen.³³ Gleichzeitig wurden Frauen zumindest wieder als Beraterinnen der Richter zugelassen,³⁴ mehrere universitäre Beschränkungen für Frauen aufgehoben und arbeitsrechtliche Erfolge verbucht. Dazu bedienten sich die Parlamentarierinnen u.a. folgender Methoden: der ausführlichen Dokumentation der Folgen der ungerechten Gesetzgebung und ihres Widerspruchs zu früheren Versprechen; der Warnung an die Regierung, durch die Diskriminierungen die weitgehende Unterstützung von Frauen für das Regime zu erodieren; des Hinweises auf islamische Ideale wie soziale Gerechtigkeit und Komplementarität der Geschlechterrollen; eigenständiger Interpretationen der Scharia und der Verfassung.

Auf dem Gebiet der literarischen Produktion und Publikation und in zahlreichen anderen Bereichen des künstlerischen Schaffens haben sich Frauen in bislang nicht dagewesenem Maße etabliert. Als Beispiele für die überaus aktive Literatur-³⁵ und Kunstszene mögen die Bestsellerautorin Schahrnusch Parsipur und die Filmindustrie dienen. In einer Erzählung aus dem Jahre 1989 mit dem damals schon provokanten Titel *Frauen ohne Männer (Zanan bedun-e mardan)* schildert Parsipur (Jg. 1946) sarkastisch, zuweilen surrealistisch, zudem überaus mutig, die Lebensgeschichte von vier Frauen aus unterschiedlichen Milieus; der Bruch mit ihrem früheren Leben führt diese an einem Ort, einer Art Utopia, zusammen, an dem sie – jede auf ihre Weise – ihr Glück finden.

Die Erzählung ist eine harsche Kritik an der herrschenden Sexualmoral, am Jungfräulichkeitskult, an der Doppelmoral, an der Gewalt gegen Frauen. Ihre Freimütigkeit mußte Parsipur mit Haft und Exil bezahlen. Die zweite Auflage des genannten Werkes mußte in Schweden erscheinen.

Trotz ideologischer Zensur und strenger Auflagen für Filmemacher, die besonders Szenen mit Frauen betreffen, gibt es ermutigende Anzeichen im jüngeren iranischen Kino.³⁶ Vor der Revolution war das Image der Frauen im Film oft negativ, eindimensional und auf traditionelle Rollen (Mutter, passive Geliebte oder 'Verführerin') begrenzt; in jüngeren populären Filmen wird dagegen das Bild der positiven, selbstbewußten und aktiven Frau vermittelt, die verschiedene Rollen in der Gesellschaft wahrnimmt und eine einheimisch verwurzelte, aber individuelle Identität auszeichnet. Die Zahl der Regisseurinnen ist angestiegen.

Die Förderung des Geschlechtsbewußtseins und die Aufdeckung der Nachteile, mit denen Frauen täglich konfrontiert sind, ist in erster Linie den zahlreichen Frauenzeitschriften³⁷ zu verdanken, die sich am Reform-Diskurs auf unterschiedliche Weise beteiligen. Neben der halboffiziellen Frauenpresse existiert eine Reihe von Zeitschriften, von Mitte 1998 bis Mitte 1999 sogar die erste Frauenzeitung, die, auch wenn sie sich im Rahmen des Islam bewegen müssen, die zunehmende Abweichung vom früheren Diskurs der Republik offenbaren. Sie stellen die islamisch-rechtliche Legitimität der Gesetze in Frage und übernehmen eine Art 'Advokatenfunktion', indem sie Mißstände durch Berichte Betroffener und Kommentare anprangern und Verbesserungsvorschläge vorlegen.

Besonders hervorzuheben ist die seit 1992 erscheinende Zeitschrift *Zanan (Frauen)*.³⁸ Sie wird von der 41-jährigen Psychologin Schahla Scherkat herausgegeben, die von 1982 bis 1991 Chefredakteurin der halbamtlichen Frauenzeitschrift *Zan-e Ruz (Die Frau von heute)* war; wegen ihrer eigenwilligen Vorstellungen wurde sie entlassen. Für *Zanan* schreiben nicht nur engagierte Frauen wie die Rechtsanwältin Mehrangiz Kar,³⁹ sondern auch reformerische Kleriker, zum Teil – und das ist eine weitere Neuerung – unter weiblichem Pseudonym. Die Zeitschrift zeichnet sich durch folgende Charakteristika aus:

1. durch ihre *politisch-ideologische Unabhängigkeit*: Sie ist keiner politischen Fraktion zuzuordnen und läßt sich und ihre feministischen Interessen in keine staatliche oder parteipolitische Ideologie einbinden; die Redaktionsmitglieder sind weder miteinander noch mit der politischen Elite verwandt oder verschwägert.

2. Durch ihre *freiheitlich-liberale und offene Grundhaltung*: Die Zeitschrift pocht auf individuelle Souveränität und Autonomie als Pfeilern der

Freiheit im islamischen Diskurs. *Zanan* zeigt sich offen gegenüber zeitgenössischen Denkrichtungen unterschiedlicher Art. Sie bekennt sich zum islamisch verwurzelten Feminismus, schlägt aber gleichzeitig eine Brücke zu anderen Feminismen, indem sie Werke Virginia Woolfs oder Simone de Beauvoirs in Übersetzung präsentiert oder für Beiträge iranischer säkularer, auch nicht-muslimischer Feministinnen und anderer islamischer Frauenrechtlerinnen offen ist. Zudem hat sie die Tradition säkularer Literatinnen und Dichterinnen vergangener Dekaden wiederbelebt. Es finden sich z.B. wohlwollende Artikel über Forugh Farrochzad, deren Poesie Scherkat in ihre Artikel einbaut.

3. Die Zeitschrift hat durch ihre eigenständigen und *frauenorientierten Islam-Interpretationen* ähnlich wie Bemühungen nicht-iranischer Musliminnen um eine feministische Exegese und Befreiungstheologie⁴⁰ den Weg für eine 'post-fundamentalistische' Betrachtungsweise geebnet. Diese definiert sich in Frauenzeitschriften nicht mehr primär in Abgrenzung zum Westen, sondern im Gegensatz zur patriarchalen 'orthodoxen' Scharia-Interpretation. Die Vorherrschaft und Legitimität derartiger Auslegungen wird angezweifelt, und es werden neue Perspektiven für die Behandlung der 'Frauenfrage' innerhalb des islamischen Rechts eröffnet. Die iranischen Feministinnen sehen wie auch Islamistinnen in der Türkei⁴¹ keine inhärente oder logische Beziehung zwischen Patriarchat und islamischen Idealen, sondern betrachten patriarchale Unterdrückung als ein systemübergreifendes Phänomen, das in allen Gesellschaften vorherrscht. Sie teilen nicht die abfälligen Meinungen anderer Fundamentalisten über westlichen Feminismus, sondern lassen sich auch von diesem inspirieren. Sie entdecken keinen Widerspruch darin, eine gute Muslimin/ein guter Muslim zu sein und gleichzeitig für Frauenrechte einzutreten. Den individuellen Gefühlen und Neigungen der Frauen wird Rechnung getragen, die vielfältigen verantwortungsvollen Tätigkeitsfelder der Frauen werden gewürdigt und auf dieser Basis alle Formen der geschlechterspezifischen Instrumentalisierung und Ausbeutung abgelehnt. Diese Form des islamischen Feminismus eröffnet eine autonome Sphäre für individuelle Selbstdefinition.

Die Rechtsmethodik,⁴² mit deren Hilfe *Zanan* zu reformistischen und frauenorientierten Vorstellungen gelangt, sind im Prinzip nichts Neues und greifen auf erprobte reformerische Ansätze zurück. Nach einem Überblick über die diversen Positionen muslimischer Rechtsgelehrter zu einem bestimmten Problem werden diese im Lichte von Koran, Tradition, Konsens, Vernunft und der Praxis ihrer Zeit untersucht. Schließlich werden die Meinungen, die derjenigen des Autors entgegenstehen, zurückgewiesen, die anderen ausgeführt und weiterentwickelt. Die Kontextualisierung und Historisierung *scharia*-rechtlicher Bestimmungen unterbinden den Versuch, normative, zeitlose rechtliche und ethische Aussagen aus dem Koran zu extrahieren. In der Scharia verankerte geschlechtsspezifische Ungleichheiten werden im Unter-

schied zu den Apologeten weder unterschlagen noch rationalisiert, sondern in den sozio-historischen Kontext der Scharia gestellt. Die Unterscheidung zwischen göttlichem und weltlichem Gesetzgeber und die Hierarchisierung der Rechtsquellen ermöglichen die innovative Interpretation der primären Rechtsquellen (Koran, 'authentische Tradition'). Zeit und Politik entscheiden über die Beibehaltung oder Modifizierung von Scharia-Regelungen; das gilt auch für explizite koranische Bestimmungen, bei denen zwischen bindenden und anleitenden differenziert wird. Recht und Moral seien voneinander zu trennen, alle zur radikalen eigenständigen Rechtsfindung aufgerufen.

Die *Zanan*-Autoren beanspruchen zwar die Position von Korankommentatoren, sie sprechen jedoch nicht als Theologen und Lehrer, sondern als 'öffentliche Intellektuelle'; sie richten sich an alle Bürger, nicht an Theologiestudenten, und zwar mit dem Ziel der Bewußtseinsweckung, nicht des Gehorsams.

Nicht zu unterschätzen ist die Rückwirkung der Zeitschrift. Andere Periodika brandmarken nun ebenso die Ungleichbehandlung von Frauen und die tief verankerte Misogynie; sie gehen davon aus, daß ohne eine aktive Partizipation der Frauen keine nachhaltige Entwicklung möglich sei. Zunächst eher als indifferent bzw. ignorant gegenüber Frauenfragen geltende Vertreterinnen der neuen Elite engagieren sich jetzt für eine frauenzentrierte Reinterpretation des Korans, organisieren internationale Frauenkonferenzen und setzten sich zusammen mit der Frauenuniversität für die Etablierung eines Zentrums für Frauenstudien ein.⁴³

Das gewachsene Geschlechtsbewußtsein und der Wunsch nach Individualität zeigt sich an weiteren, für den äußeren Betrachter selten erkennbaren Dingen: an dem gefährlichen Unterlaufen strikter Gesetze; an der Entstehung einer Gegenkultur als Ausdruck der Zivilgesellschaft;⁴⁴ an der Tatsache, daß heute Begriffe wie männliche Dominanz und Patriarchat⁴⁵ in stärkerem Maße von ganz gewöhnlichen Frauen benutzt werden, um die täglichen Erfahrungen zu deuten; daran, daß der Unzufriedenheit bei jeder nur möglichen Gelegenheit Luft gemacht wird. Das Auftreten von Frauen bei Scheidungsverfahren vor dem Zivilgericht legt davon beredtes Zeugnis ab.⁴⁶ Traditionelle soziale und religiös-rituelle Versammlungen werden teilweise zu politischen Frauenforen umgewandelt.⁴⁷ Obwohl seit 1983 das unverschleierte Auftreten in der Öffentlichkeit mit der Züchtigungsstrafe von 74 Hieben geahndet wird und keine Unverschleierte mehr anzutreffen ist, hat das neue Regime es genausowenig wie ehemals Reza Schah geschafft, sein Bekleidungsideal umzusetzen. Das beweist die Ausbreitung des sogenannten *bad-hedschabi* (nicht-korrektes Verschleiern).⁴⁸ Die Verschleierung ist eine mächtige Metapher, die verschiedene Bedeutungsvarianten annehmen und viele Funktionen erfüllen kann. Heute ist sie vor allem ein Instrument zur Ermächtigung von Frauen, da sie ihre

Präsenz und Akzeptanz in der Öffentlichkeit ermöglicht. Zudem dienen die verschiedenen Formen der Verschleierung, die der Situation gemäß geschickt eingesetzt werden, sowie das Spiel mit Farben, Fabrikaten und Designs dem Ausdruck der Individualität und dem Grad der Akzeptanz des Regimes.⁴⁹

Dieser authentische Feminismus ist gleichermaßen in den iranischen Familienstrukturen verwurzelt wie in der Interaktion islamischer und westlicher Ideale von 'Frausein'. Er hätte sicherlich auch anders und weniger leidvoll entstehen können. Angesichts der Tatsache, daß viele Kenner des iranischen Systems die einzige Chance der Umgestaltung in einer von innen ausgehenden Reform sehen, gibt der neue Akzente setzende Feminismus Anlaß zu Hoffnung. Dennoch ist Skepsis angebracht: Das Monopol der Auslegung islamischer Quellen liegt unverändert in den Händen der männlichen religiösen Elite; die vermehrte Ausbildung von Frauen zu hochrangigen islamischen Gelehrten kann nur bedingt Abhilfe schaffen.⁵⁰ Trotz gewisser Ansätze zur Liberalisierung im Staat ist der Sieg der pragmatischen Richtung nicht gesichert. Die Möglichkeiten der Interpretation der islamischen Quellen ist zwar groß; ob deren dynamische Umdeutung allerdings die absolute Gleichstellung der Geschlechter begründen kann, scheint eher fraglich.

Exkurs : Aktivitäten iranischer Exilantinnen

Zudem zeigt gerade der Beitrag iranischer Exilantinnen,⁵¹ welche kreativen Energien freigesetzt werden können, wenn nicht das Damoklesschwert staatlicher Zensur und Repression über ihnen schwebt. Es handelt sich um Akademikerinnen, Literatinnen oder politische Aktivistinnen, die, obwohl sie ihr Land oft kurz nach der Revolution verlassen mußten und nie zurückgekehrt sind, die postrevolutionären Entwicklungen mit Interesse verfolgt und kommentiert haben. Sie vertreten meist einen säkularen, von den universalen Menschenrechten aus argumentierenden Feminismus. Sie gruppieren sich u.a. um persisch-sprachige feministische Zeitschriften, wie die in den USA und Großbritannien erscheinende *Nime-ye digar* (*Die andere Hälfte*), und betreiben Frauenforschung; in ihren literarischen Werken hat sich das Repertoire weiblicher Protagonisten erweitert. Iranische Wissenschaftlerinnen im Exil konzentrieren sich auf zwei Aufgaben:

1. auf eine kritische Aufarbeitung der Geschichte der iranischen Frauenbewegung, darunter der eigenen Erfahrungen in Oppositionsparteien, und der bisherigen Ansätze in der Nahost-Frauenforschung. Allen bisherigen Ansätzen, ob nun der Modernisierungsthese, Dependenztheorie, fundamentalistischen oder feministischen Ansätzen, wird eine verkürzte und generalisierende Sicht vorgeworfen. Im allgemeinen wird eine Marginalisierung der 'Frauenfrage' konstatiert. Kulturrelativismus und übermäßige Furcht vor Kulturimperialis-

mus, die in einen Ethno-Feminismus mündeten, werden gleichermaßen zurückgewiesen. Unterdrückung dürfe nicht mit zweierlei Maß gemessen werden, wenn auch – situationsbedingt – Konzeptionen, Strategien und Ziele des Feminismus eine dynamische Konzeption erforderten. Die Aufarbeitung der eigenen Erfahrungen hat dazu geführt, daß einige ihre früheren politischen Bindungen aufgegeben und sich dem Feminismus verschrieben haben.⁵²

2. Ähnlich wie Fatima Mernissi in Marokko versuchen Historikerinnen, die androzentrische Geschichtsschreibung zurechtzurücken und deren weitreichende gesellschaftliche Folgen aufzuzeigen, in Vergessenheit geratene Frauengeschichte in Erinnerung zu rufen oder bisher namenlosen Frauengestalten zu dem ihnen zustehenden Rang zu verhelfen bzw. sie zu rehabilitieren. Es ist bezeichnend, daß die Partizipation von Frauen an der konstitutionellen Revolution noch weitgehend unerforscht ist.⁵³ Die Gedichte der Qurrat al-'Ayn wurden erst etwa 100 Jahre nach ihrer Ermordung veröffentlicht, ebenso die Schriften der Bibi Chanom oder die aufschlußreiche Autobiographie der Kadscharen-Prinzessin Tadsch as-Saltaneh,⁵⁴ einer Pionierin der Frauenbewegung. Die Literatin Simin Daneschwar, die erst nach dem Tod ihres Ehemannes Al-e Ahmad aus dessen Schatten heraustreten sollte, hat diese tragische Komponente weiblicher Lebensläufe in ihrem Bestsellerroman *Sawuschun* verarbeitet.⁵⁵ Die Anti-Heldin, Frau Fotuhi, die den blinden Gehorsam gegenüber patriarchalen Normen zurückweist und ihrem Wunsch sich auszudrücken, schließlich in einem Akt der physischen und literarischen Entschleierung nachgibt, wird für verrückt erklärt. Ihre Autobiographie übergibt sie der Heldin des Romans; diese wiederum vertraut sie dem Bruder des Opfers an, der die Handschrift in einem Schließfach verwahrt, zu dem allein er, d.h. derjenige, der seine Schwester ins Irrenhaus eingeliefert hat, den Schlüssel besitzt. – Eine vielsagende Parabel!

Anmerkungen:

- 1 Zu den verschiedenen Feminismen, u.a. den Tendenzen innerhalb des islamischen Feminismus, in Iran, Nayereh Tohidi: *Feminism, demokrasi wa eslam-gerayi*, Los Angeles 1996, bes. S. 65ff.; der Titel der neuen Studie von Haleh Afshar (*Islam and feminisms: an Iranian case-study*, Basingstoke/London 1998) ist eher irreführend.
- 2 Ziba Mir-Hosseini: „Women and politics in post-Khomeini Iran: divorce, veiling and emerging feminist voices“, in: Haleh Afshar (ed.): *Women and politics in the third world*, London/New York 1996, S. 143, 162.
- 3 Einfachheitshalber werde ich bei der religiösen Elite in Iran von 'Klerus' sprechen. Obwohl es im Islam weder die Institution der Kirche noch die der Priesterschaft gibt, hat gerade die Zwölferschia im Laufe ihrer jüngeren Geschichte Strukturen ausgebildet, die es erlauben, den Terminus 'Klerus' zu verwenden.
- 4 Vgl. Mir-Hosseini: „Women and politics in post-Khomeini Iran“, S. 143; Haideh Moghissi: *Populism and feminism in Iran*, Basingstoke/London 1996, S. 5ff.
- 5 Zum (Neo-)Patrimonialismus vgl. Peter Pawelka: *Herrschaft und Entwicklung im Nahen Osten: Ägypten*, Heidelberg 1985, v.a. S. 22ff.; Hisham Sharabi: *Neopatriarchy. A theory of distorted change in Arab society*, New York/Oxford 1988.
- 6 Diese Begriffe benutzt z.B. Nayereh Tohidi („Modernity, Islamization, and women in Iran“, in: Valentine M. Moghadam (ed.): *Gender and national identity*, London u.a. 1994, bes. S. 112ff.) mit Bezug auf Iran.
- 7 Zu den Rahmenbedingungen überblicksartig Valentine M. Moghadam: „Introduction and overview: gender dynamics of nationalism, revolution and Islamization“, in: Dies. (ed.): *Gender and national identity*, London u.a. 1994, S. 1-17; Renate Kreile: *Politische Herrschaft, Geschlechterpolitik und Frauenmacht im Vorderen Orient*, Pfaffenweiler 1997, S. 30ff., 208ff. (= Kap. 7ff.).
- 8 Dazu Mervat Hatem: „Toward the development of post-islamist and feminist discourses in the Middle East“, in: Judith E. Tucker (ed.): *Arab women: old boundaries, new frontiers*, Bloomington/Indianapolis 1993, S. 29-48, v.a. S. 30-38.
- 9 Dazu für Iran u.a. Farzaneh Milani: *Veils and words: the emerging voices of Iranian women writers*, London 1992, S. 46ff., bes. S. 58ff.
- 10 Letzteres betrifft in Iran in erster Linie die schwierige Einordnung der Babis und Bahais. Viele frühe Feministinnen werden, besonders von Bahai-Quellen, diesen reformerisch-messianistischen Bewegungen zugeordnet. Zu Babis und Baha'is überblicksartig: OE, I, S. 173-76, 177-182.
- 11 Zu den einzelnen Phasen vgl. neben der speziell zu nennenden Literatur jeweils die relevanten Abschnitte in Parvin Pajdar: *Women and the political process in twentieth-century Iran*, Cambridge 1995; Haideh Moghissi: *Populism and feminism in Iran*, 1996; Eliz Sanasarian: *The women's right's movement in Iran; mutiny, appeasement and repression from 1900 to Khomeini*, New York 1982.
- 12 Zu dieser Phase speziell Mangol Bayat-Philipp: „Women and revolution in Iran, 1905-1911“, in: Lois Beck/Nikki Keddie (eds.): *Women in the Muslim world*, Cambridge, Mass./London 1982, S. 295-308; Badr ol-Muluk Bamdad: *From darkness into light: women's emancipation in Iran*, New York 1977, S. 9ff. (ausführlich, zuweilen allerdings zu unkritisch).
- 13 Zu ihr u.a. Milani: *Veils and words*, S. 77-99.
- 14 Zu ihr und ihrer Tochter sowie anderen Familienmitgliedern Afsaneh Najmabadi/Nardsches Mehrangiz Mallah: *Bibi Chanom Astarabadi wa Chanom-e Afzal*

- Waziri: madar wa dochtari az pischgaman-e ma'aref wa hoquq-e zanan*, Chicago 1996; Najmabadi war es auch, die die Streitschrift der Bibi Chanom erstmals herausgegeben hat (New York 1992); zuvor waren nur Auszüge erschienen.
- 15 Über den damaligen Bildungsgrad bei Frauen sind kaum gesicherte Daten vorhanden; eine Quelle (nach Sanasarian: ebd., S. 13) schätzt die Alphabetisierungsrate bei Mädchen im Jahre 1925 auf 3%.
- 16 Für die Phase seit 1925 v.a. Afsaneh Najmabadi: „Hazards of modernity and morality: women, state and ideology in contemporary Iran“, in: Deniz Kandiyoti (ed.): *Women, Islam and the state*, Basingstoke/London 1991, S. 48ff.; vgl. Bamdad: ebd., S. 91ff.
- 17 Zu dieser Instrumentalisierung der 'Frauenfrage' siehe u.a. Tohidi: *Feminism, demokraci wa eslam-gerayi*, S. 95ff.
- 18 Dazu speziell Behnaz Pakizegi: „Legal and social positions of Iranian women“, in Lois Beck/Nikki Keddie (eds.): *Women in the Muslim world*, S. 216-226; Gholam-Reza Vatandoust: „The status of Iranian women during the Pahlavi regime“, in: Asghar Fathi (ed.): *Women and the family in Iran*, Leiden 1985, S. 107-130; vgl. Bamdad: ebd., S. 122ff.
- 19 Zu Person, Leben und Werk u.a. Hamid Dabashi: *Theology of discontent. The ideological foundations of the Islamic revolution in Iran*, New York/London 1993, S. 39-101. Eine englische Übers. des hier besprochenen Werkes liegt vor: Jalal Al-e Ahmad: *Gharbzadegi (Weststruckness)*. Tr. by John Green und Ahmad Alizadeh, Lexington 1982; zum Konzept des *gharbzadegi* im allgemeinen ebenso u.a. Valentine M. Moghadam: *Modernizing women. Gender and social change in the Middle East*, Boulder/London 1993, S. 141ff.
- 20 Zitiert nach Michael C. Hillmann: *A lonely woman: Forugh Farrokhzad and her poetry*, Washington, DC 1987, S. 31; zur Person auch Milani: *Veils and words*, S. 127-152; Kamran Talatoff: „Iranian Women's literature: from pre-revolutionary social discourse to post-revolutionary feminism“, in: *IJMES* 29/1997, S. 537ff.
- 21 Dazu u.a. (s.a. Anm. 27) Barbara F. Stowasser: „Women's issues in modern Islamic thought“, in: J. E. Tucker (ed.): *Arab women*, S. 3-28; Haleh Afshar: „Khomeini's teaching and their implications for Iranian women“, in: Azar Tabari/Nahid Yeganeh (compilers): *In the shadow of Islam*, London 1982, S. 75-90; Moghadam: *Modernizing Women*, S. 171ff.
- 22 Dazu u.a. Homa Omid: *Islam and the post-revolutionary state in Iran*, Basingstoke/London 1994, S. 182ff.; Paidar: *Women and the political process*, S. 231ff., 271ff., 344ff.; Appendizes in Mahnaz Afkhami/Erika Friedl (eds.): *In the eye of the storm. Women in post-revolutionary Iran*, London/New York 1994, S. 169-187; Afshar: *Islam and feminisms*, Kap. 5ff. (S. 99ff.)
- 23 Zur Verfassung (samt dt. Übers.) z.B. Silvia Tellenbach: *Untersuchungen zur Verfassung der Islamischen Republik Iran vom 15. Nov. 1979*, Berlin 1985 (hier speziell S. 179ff.); Paidar: ebd., S. 256ff.
- 24 Nahid Yeganeh: „Women's struggles in the Islamic Republic of Iran“, in: Tabari/Yeganeh: ebd., S. 26-74, v.a. S. 59ff. (vgl. auch ebd., S. 112ff., 143ff., 203 ff. den Dokumententeil).
- 25 Yeganeh: ebd., S. 54ff.; vgl. auch Dokumententeil in Tabari/Yeganeh: ebd., S. 171ff., 223ff.
- 26 Silvia Tellenbach: „Zur Änderung der Verfassung der Islamischen Republik Iran vom 28. Juli 1989“, in: *Orient* 31/1990, S. 45-66; Udo Steinbach: „Die 'Zweite Islamische Republik'. Der Gottesstaat auf dem Weg in die Normalität“, in: *Außenpolitik* 41/1990, S. 73-90.
- 27 Zu diesen beiden Wegbereitern der islamischen Revolution in Iran und ihren Gedanken zur 'Frauenfrage' Dabashi: *Theology of discontent*, S. 102-146 (bes. S. 122ff.), S. 147-215 (v.a. 204ff.); Ziba Mir-Hosseini: „Stretching the limits: a feminist

- reading of the *sharia* in post-Khomeini Iran“, in: Mai Yamani (ed.): *Feminism and Islam, legal and literary perspectives*, Reading 1997, S. 286-291.
- 28 Zu den Begriffen (*feminism-e tshadori/bumi/eslami*) u.a. Schahla Scherkat in: *Kayhan* (London), Nr. 710 vom 11.06.1998, S. 12 (pers.); allgemein: Afshar: *Islam and feminisms*, S. 18ff.
- 29 Moghadam (*Modernizing women*, S. 165f.) spricht hier im Anschluß an Pierre Bourdieu von 'kulturellem Kapital'.
- 30 Zur Entwicklung auf dem Arbeitsmarkt u.a.: ebd., S. 188ff.; Afshar: *Islam and feminisms*, S. 81-98; Paidar: *Women and the political process*, S. 322-335; Fatemeh E. Moghadam: „Commodialization of sexuality and female labor participation in Islam: implications for Iran, 1960-90“, in: Afkhami/Friedl (eds.): *In the eye of the storm*, S. 80-97, v.a. 92ff. – Zum Bildungssektor u.a. Paidar: ebd., S. 312-322.
- 31 Zur Wende in der Bevölkerungspolitik u.a. Moghadam: *Modernizing women*, S. 182f., 198f.; Roswitha Badry: *Ausweg aus der „demographischen Falle“ oder „Verschwörung gegen den Islam“?*, Hamburg 1999, S. 54 u. Anm. 199. – Zur Zeit- oder Genußhehe (*mu'ta, sighe*), einer zwölfer-schiitischen Besonderheit, die von ihren Gegnern eher als legalisierte Prostitution betrachtet wird, dennoch sich von der herkömmlichen Prostitution in mancherlei Hinsicht unterscheidet, u.a. Shahla Haeri: *The law of desire*, London 1989.
- 32 Zum Wendepunkt 1989: Shahin Gerami: *Women and fundamentalism. Islam and Christianity*, New York/London 1996, S. 127f.; dort auch (v.a. S. 155f.) zu Zielen und Erfolgen des 'islamischen Feminismus'.
- 33 Zur politischen Partizipation und den Parlamentarierinnen: Haleh Esfandiari: „The Majles and women's issues in the Islamic Republic of Iran“, in: Afkhami/Friedl (eds.): *In the eye of the storm*, S. 61-79; Haleh Afshar: „Islam and feminism: an analysis of political strategies“, in: Mai Yamani (ed.): *Feminism and Islam*, v.a. S. 203ff.; Afshar: *Islam and feminisms*, S. 36ff.; Omid: *Islam and the post-revolutionary state in Iran*, S. 197ff.
- 34 Mir-Hosseini: „Women and politics in post-Khomeini Iran“, S. 144.
- 35 Talattof: „Iranian Women's literature“, in: *IJMES* 29/1997, S. 531ff.; dort auch zu Parsipur (S. 544ff.).
- 36 Hamid Naficy: „Veiled vision/Powerful presences: women in post-revolutionary Iranian cinema“, in: Afkhami/Friedl (eds.): *In the eye of the storm*, S. 131-150.
- 37 Siehe u.a. Afsaneh Najmabadi: „Feminism in an Islamic Republic: 'Years of hardship, years of growth'“, in: Yvonne Haddad/John L. Esposito (eds.): *Islam, gender, and social change*, New York/Oxford 1998, S. 61ff.; Moghadam: *Modernizing women*, S. 203f.
- 38 Zu *Zanan* speziell Mir-Hosseini: „Stretching the limits“, S. 292ff.; Najmabadi: „Feminism in an Islamic Republic“, S. 64ff.
- 39 Sie leistet seit Jahren durch Publikationen zur rechtlichen Situation der Frau in Iran Aufklärungsarbeit. Erwähnt sei hier nur ihre Monographie *Hoquq-e siyasi-ye zanan-e Iran* (Politische Rechte der Frauen Irans, pers.), Teheran 1376/1997.
- 40 Zwei weitere Beispiele finden sich in Claudia Schöning-Kalender/Aylâ Neusel/Mechtild M. Jansen (Hrsg.): *Feminismus, Islam, Nation: Frauenbewegungen im Maghreb, in Zentralasien und in der Türkei*, Frankfurt/M., New York 1997 (Beyza Bilgin: „Das emanzipatorische Potential des Islams“, S. 199-216; Riffat Hassan: „Feministische Interpretationen des Islams“, S. 217-233). Im selben Band siehe auch Beispiele für feministische Exegese im Christentum (S. 235ff.).
- 41 Siehe dazu Nilüfer Göle: „Feminismus, Islamismus und Postmodernismus“, in: Schöning-Kalender/Neusel/Jansen (Hrsg.): *Feminismus, Islam, Nation*, S. 33-54, hierzu: S. 48ff.
- 42 Neben Anm. 38 siehe Mir-Hosseini: „Women and politics in post-Khomeini Iran“, S. 158ff. – Allerdings wird hier nir-

- gendwo erwähnt, daß es sich um bewährte reformistische Ansätze und Prinzipien handelt.
- 43 Mir-Hosseini: „Women and politics in post-Khomeini Iran“, S. 160f.
- 44 Vgl. Asghar Schirazi: „Die Debatte über die Zivilgesellschaft in Iran“, in: *Orient* 39/1998, S. 433-458.
- 45 Pers. *Mard/pedar-salari*; dazu: Mir-Hosseini: „Women and politics in post-Khomeini Iran“, S. 162.
- 46 Ebd., S. 151; vgl. auch den Dokumentarfilm „Scheidung auf Persisch“.
- 47 Neben privaten Informationen von Iranerinnen u.a. Zahra Kamalkhani: *Women's Islam: religious practice among women in today's Iran*, London/New York 1998, S. 12ff., v.a. 14, 31; Erika Friedl: „Sources of female power in Iran“, in: Afkhami/Friedl (eds.): *In the eye of the storm*, S. 151-167, hier: S. 163.
- 48 Dazu Mir-Hosseini: „Women and politics in post-Khomeini Iran“, S. 154ff.; Paidar: *Women and the political process*, S. 343f.
- 49 Zu den verschiedenen Verschleierungsformen: Kamalkhani: *Women's Islam*, S. 147f.; Gerami: *Women and fundamentalism*, S. 132ff. Vgl. auch Photos in *Geo* 2/1999: „Iran – ein Volk tanzt aus der Reihe“, S. 84-104.
- 50 Momentan scheint es zwar aktive Predigerinnen, nicht aber aktive hochrangige weibliche Rechtsgelehrte zu geben. (Beispiele dafür sind aus der Vergangenheit durchaus bekannt.) – Kamalkhani: ebd., S. 47ff.; Paidar: ebd., S. 307f., 319; Afshar: *Islam and feminisms*, S. 28f.
- 51 Zu den Exiliranerinnen s.a. Asghar Fathi: *Iranian refugees and exiles since Khomeini*, Costa Mesa, Cal. 1991.
- 52 Siehe u.a. Paidar: ebd., S. 1-24; Moghissi: *Populism and feminism in Iran*, S. 1ff.; Tohidi: *Feminism, demukrasi wa eslamgerayi*, Los Angeles 1996.
- 53 Siehe jetzt jedoch z.B. Afsaneh Najmabadi: *The story of the daughters of Quchan: gender and national memory in Iranian history*, Syracuse, New York 1998. Vgl. auch Anm. 14.
- 54 Abbas Amanat (ed., introd., notes): *Taj al-Saltana. Crowning anguish: memoirs of a Persian princess. From the harem to modernity*, Washington, DC 1993.
- 55 Engl. Übers. von *Sawuschun: A Persian requiem*. A novel by Simin Daneshvar. Transl. by Roxane Zand, London 1991. Zu S. Daneschwar u.a. Farzaneh Milani: „Power, prudence and print: censorship and Simin Daneshwar“, in: *Iranian Studies* 18/1985, S. 325-347 (hier auch aus historischer Sicht zur staatlichen und selbst auferlegten Zensur iranischer Literaten); dies.: *Veils and words*, Index.

Literatur:

- Afkhami, Mahnaz/Friedl, Erika (eds.):** *In the eye of the storm. Women in post-revolutionary Iran*, London/New York 1994.
- Afshar, Haleh:** „Women and the politics of fundamentalism in Iran“, in: Dies. (ed.): *Women and politics in the third world*, London/New York 1996, S. 121-141.
- „Islam and feminism: an analysis of political strategies“, in: Yamani, Mai (ed.): *Feminism and Islam, legal and literary perspectives*, Reading 1997 (†1996), S. 197-216.
- *Islam and feminisms: an Iranian case-study*, Basingstoke/London 1998.
- Amirpur, Katja:** „Islamischer Feminismus in der Islamischen Republik Iran“, in: *Orient*, 40/1999, S. 439-452.
- Bamdad, Badr ol-Moluk:** *From darkness into light: women's emancipation in Iran*, (Ed. & tr. by F.R.C. Bagley), New York 1977.
- Beck, Lois/Keddie, Nikki (eds.):** *Women in the Muslim world*, Cambridge, Mass./London 1982 (1. Aufl. 1978).
- Dabashi, Hamid:** *Theology of discontent. The ideological foundations of the Islamic revolution in Iran*, New York/London 1993.
- Fathi, Asghar (ed.):** *Women and the family in Iran*, Leiden 1985.
- „Feminist Movements“, in: ENCYCLOPAEDIA, ed. by Ehsan Yarshater, vol. IX, New York 1999, S. 489-503 (umfassender Überblick mit zahlreichen Literaturhinweisen).
- Gerami, Shahin:** *Women and fundamentalism. Islam and Christianity*, New York/London 1996.
- Kamalkhani, Zahra:** *Women's Islam: religious practice among women in today's Iran*, London/New York 1998.
- Kreile, Renate:** *Politische Herrschaft, Geschlechterpolitik und Frauenmacht im Vorderen Orient*, Pfaffenweiler 1997.
- Milani, Farzaneh:** *Veils and words: the emerging voices of Iranian women writers*, London 1992.
- Mir-Hosseini, Ziba:** „Women and politics in post-Khomeini Iran: divorce, veiling and emerging feminist voices“, in: Afshar, Haleh (ed.): *Women and politics in the third world*, London/New York 1996, S. 142-170.
- „Stretching the limits: a feminist reading of the sharia in post-Khomeini Iran“, in: Yamani, Mai (ed.): *Feminism and Islam, legal and literary perspectives*, Reading 1997 (†1996), S. 285-319.
- Moghadam, Valentine M.:** *Modernizing women. Gender and social change in the Middle East*, Boulder/London 1993.
- Moghissi, Haideh:** *Populism and feminism in Iran*, Basingstoke/London 1996 (†1994).
- Najmabadi, Afsaneh:** „Hazards of modernity and morality: women, state and ideology in contemporary Iran“, in: Kandiyoti, Deniz (ed.): *Women, Islam and the state*, Basingstoke/London 1991, S. 48-76.
- „Feminism in an Islamic Republic: 'Years of hardship, years of growth'“, in: Had-

- dad, Yvonne Yazbeck/Esposito, John L. (eds.): *Islam, gender, and social change*, New York/Oxford 1998, S. 59-84.
- (Nadschmabadi)/Mallah, Nardsches Mehrangiz: *Bibi Chanom Astarabadi wa Chanom-e Afzal Waziri: madar wa dochtari az pischgaman-e ma'aref wa hoquq-e zanan* (Bibi Chanom Astarabadi und Frau Afzal Waziri: Mutter und Tochter – Pioniere für Frauenbildung und Frauenrechte, pers.), Chicago 1996.
- OE = The Oxford Encyclopedia of the Modern Islamic World**, 4 Bde., ed. by John L. Esposito, New York/Oxford 1995.
- Omid, Homa:** *Islam and the post-revolutionary state in Iran*, Basingstoke/London 1994.
- Paidar, Parvin:** *Women and the political process in twentieth-century Iran*, Cambridge 1995.
- Sanasarian, Eliz:** *The women's right's movement in Iran; mutiny, appeasement, and repression from 1900 to Khomeini*, New York 1982.
- Schöning-Kalender, Claudia/Neusel, Aylâ/Jansen, Mechtild M. (Hrsg.):** *Feminismus, Islam, Nation: Frauenbewegungen im Maghreb, in Zentralasien und in der Türkei*, Frankfurt/M., New York 1997.
- Tabari, Azar/Yeganeh, Nahid (compilers):** *In the shadow of Islam*, London 1982.
- Talattof, Kamran:** „Iranian women's literature: from pre-revolutionary social discourse to post-revolutionary feminism“, in: *International Journal of Middle East Studies* 29/1997, S. 531-558.
- Tohidi, Nayereh:** „Modernity, Islamization, and women in Iran“, in: Moghadam, Valentine M. (ed.): *Gender and national identity*, London u.a. 1994, S. 110-147.
- **(Tawhidi):** *Feminism, demukrasi wa eslam-gerayi* (Feminismus, Demokratie und Islamismus, pers.), Los Angeles 1996.
- Tucker, Judith E. (ed.):** *Arab women: old boundaries, new frontiers*, Bloomington/Indianapolis 1993.

Rechte als Ressourcen? Frauenorganisationen in Südafrika

Mit den ersten demokratischen Wahlen 1994 haben sich die politischen Verhältnisse in Südafrika grundlegend geändert. Die neue Verfassung und die darin verbrieften Grundrechte eröffnen Frauen neue Handlungsspielräume. In diesem Beitrag soll nach den gesellschaftsverändernden Beiträgen von Frauenorganisationen in Südafrika und ihren feministischen Positionen gefragt werden. Der Ausgangspunkt ist die Lebens- und Rechtsrealität von Südafrikanerinnen, die in ihrer historischen Bedingtheit reflektiert wird, denn gegenwärtige Geschlechterungleichheiten sind nur unter Berücksichtigung zeitgeschichtlicher Zusammenhänge zu verstehen. Daher muß sich der Blick zunächst auf die Grundlagen der Apartheid und die gesetzliche Etablierung rassistischer und ethnischer Differenzen richten.¹ Eine Basis dieser Untersuchung ist das von Frauenorganisationen entwickelte Konzept, Rechte als Ressource zu nutzen und Ansätze zur Überwindung von Gewalt als gesellschaftlichem Strukturprinzip und Herrschaftsinstrument im Geschlechterverhältnis zu entwickeln.

Theoretischer Rahmen

In der Geschlechterforschung wird zwar von der sozialen und kulturellen Konstruktion von *gender* als gesellschaftlichem Ordnungsmuster ausgegangen; dennoch wird der Bedeutung der Rechte als Grundlage zur Bestimmung des gesellschaftlichen Status von Frauen sowie zur Definition ihrer wirtschaftlichen Handlungsspielräume und politischen Partizipation kaum Beachtung gezollt.² Zudem gibt es nur wenige wissenschaftliche Arbeiten, die den Blick gezielt auf die Akteurinnen und Akteure in der Gestaltung der Geschlechterbeziehungen richten. Darüber hinaus ist die Rolle von Frauenorganisationen bislang nur unzureichend wahrgenommen worden, obwohl sie Fraueninteressen vertreten und die Kooperation zwischen Frauen fördern.³ Daher will dieser Aufsatz die Beiträge südafrikanischer Frauenorganisationen zur *gender*-Konstruktion untersuchen. Die Geschlechterbeziehungen sollen hier keineswegs nur hinsichtlich des Verhältnisses von Gleichheit oder Differenz zwischen Frauen und Männern ergründet werden. Vielmehr wird gefragt, wie Frauenorganisationen die bestehenden sozio-ökonomischen und ethnischen Differenzen

zwischen Frauen im Kontext anderer gesellschaftlicher Unterschiede reflektieren und auf dieser Basis Ansätze zur gemeinsamen Interessenvertretung entwickeln.

Gesellschaftspolitischer Einfluß und feministisches Selbstverständnis von Frauenorganisationen

Zahlreiche südafrikanische Frauenorganisationen leisten politische Lobbyarbeit und fordern Rechte ein, die Frauen aller ethnischen und sozialen Gruppen betreffen. Zu deren Verwirklichung tragen sie u.a. durch die Vermittlung von Rechtsinformationen bei. In ihrer Vernetzung und der Zusammenarbeit mit anderen Gruppierungen, in der sie sich als Mitgestalterinnen einer sozialen Bewegung betätigen, leisten sie Beiträge zum Aufbau einer demokratischen Zivilgesellschaft. Auf diesem Wege wirken sie auch strukturell an der Veränderung der *gender*-Konstruktionen im neuen Südafrika mit, denn sie betrachten die neue verfassungsrechtliche Gleichstellung von Frauen und die Anstrengungen, diese in die Praxis umzusetzen, als feministischen Beitrag, die multiplen gesellschaftlichen Ungleichheiten aufzuarbeiten. Damit setzen sie auch ausdrücklich frauenpolitische Akzente in den Demokratisierungsprozessen.⁴

Die unterschiedlichen Einflüssebenen der Frauenorganisationen sind im Zusammenhang mit den Umbrüchen in Südafrika zu sehen, denn mit dem Ende der Apartheid änderte sich ihre Ausrichtung: Sie waren bis dahin Teil der nationalen Befreiungsbewegungen und hatten die spezifischen Frauenthemen dem allgemeinen Kampf gegen ein ungerechtes System subordiniert. Die Umorientierung des Staates und seiner Gesetzeslage nach 1994 ergibt jedoch eine gänzlich neue Situation, weil Frauenorganisationen jetzt gezielt mit staatlichen Institutionen und Regierungsvertretern zusammenarbeiten und somit Geschlechterfragen in die nationale politische Arena bringen.⁵ Dabei bewegen sich die Organisationen in unterschiedliche Richtungen, indem sie beispielsweise die wirtschaftspolitische Überwindung des Erbes der Apartheid in den Mittelpunkt ihrer Arbeit stellen und dabei eine dezidiert feministische Position vertreten oder aber vorrangig Probleme aufgreifen, die alle Frauen jenseits sozialer Unterschiede betreffen, etwa Gewalt gegen Frauen. Aus dieser Divergenz der Ausrichtung resultieren organisatorische Herausforderungen, wie die Entwicklung verbindender inhaltlicher Zielsetzungen und konkreter Formen der Zusammenarbeit.

Wichtig für den Aufbau neuer strukturverändernder Netzwerke ist die Debatte über feministische Positionen: Selbstkritisch reflektieren Vertreterinnen von Frauenzusammenschlüssen, daß sie Geschlechterdiskriminierungen während der Apartheitszeit nur punktuell als Problem benannt und sich viel-

mehr auf den politischen Kampf zur Überwindung der Apartheid konzentriert hatten. Grundlegend war das Selbstverständnis, als Ehefrauen und Mütter wesentliche Beiträge für den Widerstandskampf zu leisten. Frauenorganisationen formierten sich gerade dann innerhalb einflußreicher Protestbewegungen, wenn der Apartheidsstaat die wirtschaftliche Basis zur Erfüllung ihrer familiären Aufgaben durch entsprechende Gesetze und Reglementierungen immer weiter einschränkte.⁶ Aufgrund der Tatsache, daß der Apartheidsstaat durch das mit der Homelandpolitik und der Paßgesetzgebung institutionalisierte System der Wanderarbeit von Männern Brüche im Ehe- und Familienleben verursachte, richteten Frauen in den infrastrukturell und sozio-ökonomisch marginalisierten *homelands* ihre Hoffnungen zunächst auf das für sie als Ideal erscheinende Zusammenleben mit ihren Ehepartnern und den Aufbau von Kleinfamilien. Da die jeglicher Ressourcenbasis beraubten Frauen in den *homelands* die Ursachen ihrer Problemlage und die Hindernisse, ihre Visionen zu realisieren, in der Apartheidspolitik erkannten, trug genau dieses Selbstbild als Mütter und die Ausrichtung auf familiäre Werte zur Politisierung der Frauen und zur Stärke ihrer Organisationen bei.⁷

In der gegenwärtigen feministischen Debatte spielt die kritische Aufarbeitung dieser Position als Erbe der Apartheidszeit eine wichtige Rolle. Wie sehr die Reflexion trotz ihrer historischen Kontextualisierung ein frauen- und gesellschaftspolitischer Balanceakt ist, zeigt sich darin, daß männliche Entscheidungsträger und Regierungsvertreter heute reduktionistische Bilder von Mütterlichkeit entwerfen, die den vielfältigen Rollen und der aktiven Einflusnahme von Frauen nicht gerecht werden. Grundlegende Probleme ergeben sich aus der Tatsache, daß einige parteipolitisch ausgerichtete Frauenzusammenschlüsse wie die *Inkatha Women's Brigade* oder die Frauenvereinigung innerhalb der *National Party* noch stark an der Definition von Frauen als Müttern festhalten. Dabei folgen sie eigenen Interpretationen von traditionellen Frauenbildern, die sie mit christlichen Rollenvorstellungen verbinden, ohne die damit einhergehenden Geschlechterhierarchien prinzipiell in Frage zu stellen. Demgegenüber orientieren sich zahlreiche parteipolitisch und religiös unabhängige Frauenzusammenschlüsse an der Vielfalt und Dynamik weiblicher Lebensläufe bzw. -formen und versuchen, die daraus resultierenden unterschiedlichen Interessen von Frauen zu artikulieren.⁸

Dazu agieren sie auf unterschiedlichen Ebenen: Während viele regional übergreifende Frauennetzwerke, wie die *Women's National Coalition*, sowie einige staatliche Instanzen und politische Aktivistinnen derzeit an der Veränderung der strukturellen Rahmenbedingungen arbeiten und damit neue rechtliche, politische und wirtschaftliche Handlungsspielräume eröffnen, gehen andere, eher lokal ausgerichtete Frauenorganisationen von konkreten Alltagsbedürfnissen ihrer Mitglieder aus. So konzentrieren sich die ersten auf die

Ausgestaltung und Umsetzung von Arbeits-, Land- oder Erbrechten für Frauen, sie reformieren die Familiengesetzgebung oder konzipieren Maßnahmen zur Sozialversicherung. Darüber hinaus stärken sie Frauen in Führungspositionen und fordern institutionelle Strukturveränderungen, z.B. in staatlichen Verwaltungsabteilungen oder in Gewerkschaften.⁹ Demgegenüber planen letztgenannte, wie das *Rural Women's Movement*, Bildungsprogramme, entwickeln arbeitserleichternde Technologien und richten Gesundheitsstationen oder Kindergärten ein. Darüber hinaus versuchen sie, neue Einkommens- und Beschäftigungsmöglichkeiten zu schaffen, die der zunehmenden Verantwortung von Frauen als Haushaltsleiterinnen gerecht werden.¹⁰

Die Möglichkeiten und Grenzen, diese diversen strategischen und praktischen Ansätze durch Allianzbildungen zwischen Frauenzusammenschlüssen zu koordinieren, werden kenntlich, wenn man den Blick auf ihre theoretischen Reflexionen und ihre Standortbestimmungen richtet. Verbindend für beide Konzepte ist das als feministische Position verstandene Bestreben, Geschlechterdifferenzen nicht nur als Erklärungsmodell gesellschaftlicher Ungleichheiten zu werten, sondern diese Erkenntnis mit politischen Forderungen zu verbinden, die die gesellschaftlich konstruierte Grenze zwischen privater und öffentlicher Sphäre zu überwinden und damit den multiplen Formen von Frauenunterdrückung entgegenzuwirken streben. Indem sie von den vielfältigen Alltagsinteressen ihrer Mitglieder ausgehen, formulieren Frauenorganisationen auf unterschiedlichen Einflüßebenen politische Forderungen und veranschaulichen, wie Rechte als Ressourcen zur Situationsverbesserung von Frauen genutzt werden können.

Mit dieser auf die unterschiedlichen Lebenswelten und Identitäten von Südafrikanerinnen zugeschnittenen Konzeption grenzen sie sich bewußt von westlichen, feministischen Positionen ab, deren Entstehungszusammenhang in weißen, wirtschaftlich privilegierten US-amerikanischen oder europäischen Bildungsmilieus eine Übertragung auf die afrikanischen Verhältnisse verhindere. Dabei betonen Repräsentantinnen verschiedener Frauenorganisationen, daß gängige Feminismuskonzepte das spezifische Zusammenwirken von Rasse, Klasse und Geschlecht in Südafrika nicht erfassen können und daher auch keinen Rahmen zur Konzeption von Handlungsorientierungen bieten, um diese Differenzen aufzuarbeiten. Diese Unterschiede werden ausdrücklich als gesellschaftlich und historisch geformt verstanden und im Kontext anderer gesellschaftlicher Ungleichheiten reflektiert.¹¹

Die Reichweite dieser Positionen und der daraus resultierenden vielfältigen Handlungsstrategien kann man nur dann adäquat einschätzen, wenn man den Blick zurück auf die Geschichte der Frauenbewegungen richtet und die zentrale Bedeutung ihrer rechtlichen Forderungen in der Apartheitszeit.¹²

Historischer Rückblick: Kampf um Frauenrechte

Während der Apartheidszeit haben Frauenorganisationen den Apartheidstaat bekämpft und mit kreativen Strategien versucht, den sehr begrenzten rechtlichen Rahmen auszuschöpfen. Sie gingen gegen die politischen Formen der Diskriminierung an, wobei sie die gemeinsamen Probleme von Frauen in einer von Männern dominierten Welt jedoch kaum artikulierten. Dennoch war für die Apartheidszeit keineswegs nur die Diskriminierung auf der Grundlage von Rasse und Hautfarbe charakteristisch. Daneben gab es eine nicht staatlich organisierte, aber vom Staat geduldete und indirekt geförderte Diskriminierung innerhalb der Gesellschaft auf der Grundlage des Geschlechts. Einerseits wurde durch die Apartheidsgesetzgebung eine Trennungslinie zwischen Weißen und Schwarzen (sowie weiteren Gruppierungen wie Coloureds und Indern) gezogen, andererseits zwischen Männern und Frauen ohne prinzipielle Einbeziehung von Hautfarbe und Kultur. In der Realität beeinflussten sich beide Bereiche wechselseitig, aber ohne daß sie zur Deckung gekommen wären. Konkret hieß dies: Weiße und schwarze Frauen teilten Gemeinsamkeiten der Benachteiligung, obwohl weiße Frauen gleichzeitig Privilegien aufgrund ihrer Hautfarbe beanspruchen konnten.¹³

Trotz der ab 1948 mit der Apartheidsgesetzgebung hergestellten rechtlichen Ungleichheit formulierten Frauen gemeinsame Ziele wie das Beispiel der 1954 gegründeten *Federation of South African Women* dokumentiert, denn diese verstand sich als Interessenvertretung aller Frauen Südafrikas und forderte eine multiethnische, demokratische Gesellschaft. Ihre 1955 verabschiedete *Women's Charter* umfaßte klar formulierte rechtliche Ziele: das Arbeitsrecht für Frauen, den gleichen Bildungszugang für alle Kinder unabhängig von ihrer Hautfarbe, menschenwürdige Wohnungen, Landrechte und Zugang zu Märkten, das Wahlrecht sowie die Abschaffung der Paßgesetze.¹⁴

Ein wichtiges Moment für die politische Mobilisierung war die Einführung von Pässen für Frauen Mitte der 1950er Jahre. Die *Federation of South African Women* war maßgeblich an der Organisation von Massenprotesten in den Jahren 1956 und 1957 beteiligt. So zogen am 9. August 1956 etwa 20.000 Frauen in einem gewaltfreien Marsch zum Parlamentsgebäude in Pretoria, um die Rücknahme der Paßgesetze zu fordern, da diese ihre Mobilität, ihre Arbeitsmöglichkeiten und damit ihre wirtschaftliche Eigenständigkeit beschränkten. Die Frauenorganisationen verstanden Frauenrechte in diesem Kontext vor allem als wirtschaftliche Rechte, die der Apartheidstaat drastisch reduzierte. Da die *Federation of South African Women* eindeutig die vielfältigen Diskriminierungen und die rechtliche Entmündigung von Frauen als Folge der Apartheid kritisierte und den politischen Wandel verlangte, spielte sie eine nicht zu

unterschätzende Rolle im Befreiungskampf. Während der 1960er Jahre wurde die *Federation of South African Women* durch staatliche Repressionen zerstört.

Neben diesem rassenübergreifenden Zusammenschluß setzten sich auch einzelne auf ethnische Gruppen bezogene Organisationen wie die *Progressive Women's Union* indischer Frauen oder die für die politische Gleichberechtigung weißer Frauen kämpfende *Women's Enfranchisement Association* für Frauenrechte ein.¹⁵ In den 1970er Jahren bildete sich die *Black Women's Federation*, welche als wichtige Kraft der Black Consciousness-Bewegung gegen Diskriminierung eintrat. Darüber hinaus bot sie in den Siedlungen der afrikanischen Bevölkerungsgruppen Programme zur praktischen Situationsverbesserung von Frauen an und half in rechtlichen Problemlagen. Bereits während der Apartheidszeit widmete sich die Frauenorganisation *People Opposing Women's Abuse (POWA)* der Überwindung von Gewalt gegen Frauen und formulierte diesbezüglich eine ausgesprochen feministische Position, indem sie Gewalt als Strukturprinzip in den Geschlechterhierarchien verurteilte. *POWA* setzte die Arbeit auch nach der Abschaffung der Apartheid fort, um den fortdauernden Gewaltübergriffen gegen Frauen entgegenzuwirken und die Grundzüge der Geschlechterungleichheit zu überwinden.¹⁶

Der Widerstand gegen Apartheidsgesetze, die Forderungen nach Wahlrechten für Frauen und die Einflußnahmen auf die Rechtsprechung verdeutlichen, wie wichtig die Gesetzgebung für die Interessenvertretung von Frauen ist. Jedoch ist es den Frauenzusammenschlüssen erst mit der Abschaffung der Apartheid möglich, nicht nur Strategien gegen Beschränkungen zu entwickeln, sondern auch konstruktiv Rechte als Basis für eigenes Handeln zu nutzen. Dies verweist auf das feministische Selbstverständnis der Zusammenschlüsse, Gleichheit und Differenz im gesellschaftlichen Kontext neu zu definieren, als organisierte gesellschaftliche Kräfte die Umsetzung der verbrieften Rechte zu übernehmen und diese nicht allein dem Staat überlassen.¹⁷

Mitgestaltung der Verfassung

Bereits seit 1989, also noch während der letzten Phase der Apartheid, waren nationale Frauennetzwerke damit befaßt, Gesetzesvorschläge zu erarbeiten, die die Geschlechtergleichheit in allen Lebensbereichen garantieren und den rechtlichen Rahmen zur Situationsverbesserung von Frauen gewährleisten sollten.¹⁸ Die von der *Women's National Coalition* im Jahr 1994 veröffentlichte *Women's Charter for Effective Equality* basierte auf einer landesweiten qualitativen Studie über die Probleme und Interessen von Frauen unterschiedlicher Herkunft und bildete ein wesentliches Fundament zur Formulierung der neuen Verfassung und der auf Geschlechteregalität bezogenen Bestimmungen. Dies wurde

zudem durch die Tatsache erreicht, daß die nicht-rassische *Women's National Coalition* über neunzig Organisationen, wie Frauenrechtsgruppen, Gewerkschaften und kirchliche Frauenorganisationen vereinte. Hierdurch wurde ein Forum für das Kennenlernen unterschiedlicher Lebenszusammenhänge und Problemlagen geschaffen, auf dessen Grundlage gemeinsame Lösungsstrategien und verbindende politische Forderungen entwickelt werden konnten. So spiegelte die *Women's National Coalition* das Spektrum der gesellschaftlichen Interessengruppen, welche die Chancen erkannten, die in einem auf größere Geschlechtergerechtigkeit ausgerichteten konstitutionellen Rahmen für staatliches und gesellschaftliches Handeln liegen.

Das seit 1994 demokratische Südafrika und die diesen Staat tragenden politischen Kräfte bekennen sich zu einer nicht-rassischen und gleichzeitig einer nicht-sexistischen Gesellschaftsordnung als programmatischem Ziel. So ist in der Verfassung von 1996, die in ihren Gleichheitsgrundsätzen weltweit als vorbildlich gilt, die Überwindung der vielfältigen Formen von Diskriminierung zum Verfassungsauftrag erhoben und als eine gesellschaftliche Vision von größerer Egalität formuliert.¹⁹ Die Verfassung schreibt die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Dimensionen der Gleichheit von Frauen und Männern im Detail fest. Hieraus ergibt sich die vielschichtige und schwierige Aufgabe, die Rassenschranken in allen Lebensbereichen abzubauen und gleichzeitig die umfassenden Benachteiligung von Frauen zu überwinden. Die Reform der Rechtsgrundlage ist dabei eine wesentliche Basis zur Situationsverbesserung von Frauen. In diesem Zusammenhang mahnen kritische Wissenschaftlerinnen in Südafrika die Frauenorganisationen an, sich nicht für eine nationalistische Politik vereinnahmen zu lassen, sondern als zivilgesellschaftliche Instanzen in kritischer Distanz zur Regierungspartei und zu parteipolitischen Auseinandersetzungen zu bleiben, um Frauenrechte und -interessen vertreten zu können.²⁰ Die entscheidende Frage ist darum, inwieweit der Staat der Aufgabe nachkommt, einen grundlegenden innergesellschaftlichen Wandel in Gang zu setzen, und welche Rolle Frauenorganisationen hierbei übernehmen.

Staatliche Institutionen und Nicht-Regierungsorganisationen

Die Abschaffung der Apartheid ermöglichte grundlegende Gesetzesnovellen, die sich jedoch bislang nur bedingt auf das Alltagsleben der Menschen auswirken. Zahlreiche staatliche Institutionen, wie das *Gender Directorate* im Justizministerium, Vermittlungsstellen zwischen Regierung und Zivilgesellschaft, wie die *Commission on Gender Equality*, und Nicht-Regierungsorganisationen, wie das *National Network on Violence Against Women*, haben die Verbesserung der Rechtswirklichkeit von Frauen zum Ziel.²¹ So soll vor allem ihre persönliche Sicherheit gewährleistet werden, denn diese gilt als

Voraussetzung dafür, neue wirtschaftliche Handlungsspielräume zu eröffnen. Die Gewalt gegen Frauen wird hierbei als gesellschaftliches Problem verstanden und nicht länger als individuelles Einzelschicksal betrachtet. Diesem Vorgehen liegt die Erfahrung zugrunde, daß die Brutalisierung des alltäglichen Lebens u.a. durch die Polizeigewalt und die staatliche Willkür bei Zwangsumsiedlungen während der Apartheidszeit verursacht wurde. Vor allem destabilisierten die Paßgesetze Gemeinschafts- und Familienleben, indem sie die gesamte Arbeitswelt, die Mobilität, die Wohnungssuche und die Alltagsorganisation reglementierten. Diese gravierenden Eingriffe des Apartheidsstaates in die afrikanischen Gesellschaften trugen zum Aufbrechen bis dahin verbindlicher Normen bei und führte beispielsweise zum Respektverlust vor Frauen als wesentlichem Kennzeichen der Geschlechterbeziehungen.²²

Die Lebensrealität von Frauen zeigt, daß die Apartheid sich keineswegs nur in Benachteiligungen im Arbeitsleben und im Zugang zu Bildung, Krediten, Wohnraum oder anderen grundlegenden Ressourcen manifestierte. Darüber hinaus wurden Frauen und Mädchen häufig Opfer von körperlicher, allzu oft auch sexueller Gewalt. Allerdings betrifft dieses Problem keineswegs nur Afrikanerinnen. Heute wird immer deutlicher, daß auch weiße, farbige und indische Frauen unterschiedlicher sozialer Herkunft bereits während der Apartheid Opfer der Übergriffe ihrer Ehemänner und Väter wurden.²³

Frauenorganisationen, in denen Juristinnen, Sozialarbeiterinnen, Psychologinnen und Sozialwissenschaftlerinnen zusammenarbeiten, versuchen durch Rechtsinformation und -beratung dieses Erbe der Apartheid zu bewältigen. Sie arbeiten daran, die Ähnlichkeiten in der Situation von Frauen unterschiedlicher Hautfarbe und sozialer Schichten zu erfassen, um mit ihnen gemeinsam umfassende Gegenstrategien zu entwickeln. In der lokalen und regionalen Zusammenarbeit werden Erfahrungen mit neuen Handlungsorientierungen ausgetauscht und in Programmen konkretisiert.²⁴

Da das *National Network on Violence Against Women*, in dem u.a. der bereits angesprochene Zusammenschluß *POWA* organisiert ist, die Gewaltdreduzierung als wesentliches Kriterium zur Entwicklung der Zukunftsperspektiven junger Frauen und Mädchen betrachten, bemüht es sich, Rechtsinformationen bereits in die Schulausbildung zu integrieren. In Fortbildungen wird versucht, Schuldirektoren als 'Multiplikatoren' zu sensibilisieren, um der weit verbreiteten sexuellen Gewalt von Schülern und Lehrern an Schülerinnen Einhalt zu gebieten.²⁵ Neben den Strukturveränderungen im Erziehungswesen fordern diese Frauenzusammenschlüsse immer wieder in Kampagnen die Medien auf, ihre Frauenbilder zu reflektieren und Stereotypen zu vermeiden. Darüber hinaus zielt insbesondere das *National Network on Violence Against Women* auf den Bewußtseinswandel innerhalb der Polizei, denn nur wenn diese die Gewalt gegen Frauen als Straftat verfolgt, kann der 1994 verabschiedete *Prevention of Family Violence Act* verwirklicht werden.

Die Tatsache, daß Frauenzusammenschlüsse Gewalt gegen Frauen als gesellschaftliches Problem verstehen und dagegen mit politischen und rechtlichen Maßnahmen vorgehen, verdeutlicht die Wichtigkeit der Rechtsgrundlage für den Wandel der Geschlechterbeziehungen in Südafrika. Gemäß des feministischen Selbstverständnisses der Organisationen, Rechte als Ressource in der Konstruktion von *gender* und der konkreten Verbesserung der Lebensrealität von Frauen zu nutzen, wirken sie auch darauf hin, die strukturellen Rahmenbedingungen des Frauenalltags zu verändern. Sie tragen dazu bei, daß die für das *Reconstruction and Development Programme* zuständigen Regierungsstellen gemeinsam mit den Frauen auf regionaler und lokaler Ebene *gendergerechte* Angebote entwickeln, z.B. in der Verbesserung der Wasser- und Gesundheitsversorgung und im Schulwesen.²⁶ Ausgehend von ihren spezifischen Bedürfnissen formulieren lokal verankerte Frauengruppen entsprechende Vorschläge, bei denen sie rechtliche Forderungen mit konkreten Alltagserleichterungen verbinden. Auf diesem Wege erproben sie auch neue Formen der Mitwirkung an politischen Entscheidungsprozessen und der Machtbildung.²⁷

Schluß

Die Gestaltungskraft der Frauenorganisationen zeigt sich daran, daß sie Gleichheit und Differenz im Geschlechterverhältnis als Spiegelbilder innergesellschaftlicher Ungleichheiten aufarbeiten. Ihr Beitrag zur Neuorientierung der Geschlechterdynamik und ihre Rolle im Kräftespiel des gesellschaftlichen Wandels baut darauf auf, daß sie Differenzen zwischen afrikanischen, farbigen, weißen und indischen Frauen als gesellschaftlich konstruiert betrachten und zeithistorisch kontextualisieren.²⁸ Ihrem feministischen Selbstverständnis entsprechend betonen Frauenorganisationen die Wichtigkeit politischer Partizipation auf unterschiedlichen Entscheidungsebenen. Zugleich wird überdeutlich, wie notwendig eine Revision eurozentrischer Projektionen auf Frauen in Südafrika ist. Sie sollten keineswegs länger in eine Opferrolle gedrängt werden, sondern die Herausforderung für hiesige Wissenschaftlerinnen und Entwicklungsexpertinnen besteht darin, südafrikanische Frauen als Akteurinnen zu sehen. Eine derartige Annäherung öffnet den Blick auf die unterschiedlichen Handlungsstrategien der dortigen Frauenzusammenschlüsse, die ausgehend von der Vielfalt weiblicher Lebenswelten und damit verbundener komplexer Probleme Dialogforen schaffen und an der sozio-ökonomischen Transformation der Gesellschaft mitwirken. Indem sie Frauenrechte in einem sehr umfassenden Sinn definieren, formulieren sie feministische Positionen, die für den *gender*-Diskurs über den südafrikanischen Kontext hinaus von Bedeutung sind.

Anmerkungen:

- 1 Amanda Kemp, Noziwe Madlala, Asha Moodley, Elaine Salo: „The dawn of a new day: Redefining South African feminism“, in: Amrita Basu (ed.): *Women's movements in global perspectives*, Boulder, 1995, S. 131-162, S. 131f.
- 2 Margaret Schuler (ed.): *Empowerment and the law, Strategies of third world women*, Washington 1996.
- 3 Ilse Lenz, Anja Szypulski, Beate Molsich (Hrsg.): *Frauenbewegungen international. Eine Auswahlbibliographie*, Opladen 1996.
- 4 David Hirschmann: „Civil society in South Africa: Learning from gender themes“, in: *World Development*, 26, 2, 1998, S. 217-238, S. 219f.
- 5 Shireen Hassim: „Gender, Social location and feminist politics in South Africa“, in: *Transformation*, 15, 1991, S. 65-82, S. 66ff.
- 6 Gay Seidman: „'No freedom without women': Mobilization and gender in South Africa“, 1970-1992, in: *Signs, Journal of Women in Culture and Society*, 18, 3, 1993, S. 291-330, S. 300f.
- 7 Shireen Hassim: „Gender, Social location and feminist politics in South Africa“, in: *Transformation*, 15, 1991, S. 65-82, S. 69f.
- 8 Shireen Hassim: „Gender, Social location and feminist politics in South Africa“, in: *Transformation*, 15, 1991, S. 65-82, S. 72f.
- 9 Suzanne Williams: „From 'mothers of the nation' to women in their own right: South African women in the transition to democracy“, in: Tina Wallace/Candida March (eds.): *Changing perceptions, Writings on gender and development*, Oxford, 1991, S. 118-131, S. 128.
- 10 Y. Sadie/M. van Aardt: „Women's issues in South Africa, 1990-1994“, in: *Africa Insight*, 25, 2, 1995, S. 80-90, S. 87.
- 11 Desiree Lewis: „Feminism in South Africa“, in: *Women's Studies International Forum*, 16, 5, 1993, S. 535-542, S. 537ff. Shireen Hassim/Cherryl Walker: „Women's Studies and the women's movement in the new South Africa“, in: *Women's Studies International Forum*, 21, 1, 1993, S. 523-534, S. 532.
- 12 Gay Seidman: „'No freedom without women': Mobilization and gender in South Africa, 1970-1992“, in: *Signs, Journal of Women in Culture and Society*, 18, 3, 1993, S. 291-330, S. 292ff.
- 13 Suzanne Williams: „From 'mothers of the nation' to women in their own right: South African women in the transition to democracy“, in: Tina Wallace/Candida March (eds.): *Changing perceptions, Writings on gender and development*, Oxford, 1991, S. 118-131, S. 121.
- 14 Cherryl Walker: *Women and resistance in South Africa*, London 1982.
- 15 Julia Wells: *We now demand! The history of women's resistance to pass laws in South Africa*, Johannesburg, 1993.
- 16 Y. Sadie/M. van Aardt: „Women's issues in South Africa, 1990-1994“, in: *Africa Insight*, 25, 2, 1995, S. 80-90, S. 88.
- 17 Linzi Manicom: „Engendering the new South Africa. Women and the ANC“, in: *Southern Africa Report*, 6, 4, 1991, S. 4-9, S. 5f.
- 18 Brigitte Mabandla: „Changes in South Africa, Advances for women?“, in: Joanna Kerr (ed.): *Ours by right, Women's rights as human rights*, London, 1993, S. 19-26, S. 20f.
- 19 Lindiwe Zulu: „Role of women in the reconstruction and development of the new democratic South Africa“, in: *Feminist Studies*, 24, 1, 1998, S. 147-157, S. 155f.
- 20 Teboho Maitse: „The past is the present: Thoughts from the new South Africa“, in: Diane Bell/Renate Klein (eds.): *Radically speaking*, London, 1996, S. 436-440, S. 437ff.
- 21 Catherine Albertyn: „National machinery for ensuring gender equality“, in: Sandra Liebenberg (ed.): *The constitution of South Africa from a gender perspective*,

Literatur:

- Cape Town, 1995, S. 9-22, S.10ff. Michelle Friedman: „Enhancing equality, Translating commitment into policy and practice“, in: *Agenda, Special Issue: Empowering women for gender equality*, 1999, S. 2-17, S.3f.
- 22 Lloyd Vogelman/Gillian Eagle: „Overcoming endemic violence against women in South Africa“, in: *Social Justice*, 18, 1-2, 1991, S. 202-229, S. 207f.
- 23 Tracy Segel/Dana Labe: „Family violence: Wife abuse“, in: Brian McKendrick/Wilma Hoffmann (eds.): *People and violence in South Africa*, Cape Town, 1990, S. 251-287, S. 253ff.
- 24 Mmabatho Ramagoshi: „National network bridging the gap“, in: *Agenda*, 36, 1998, S. 40-44.
- 25 Katherine Wood / Rachel Jewkes: „Violence, rape, and sexual coercion: Everyday love in a South African township“, in: *Gender and Development*, 5, 2, 1997, S. 41-46.
- 26 Lindiwe Zulu: „Role of women in the reconstruction and development of the new democratic South Africa“, in: *Feminist Studies*, 24, 1, 1998, S. 147-157.
- 27 Honor Fagan/Ronaldo Munck/Kathy Nadasen: „Gender, culture and another development: A South African experience“, in: *European Journal of Development Research*, 8, 1996, S. 93-109, S.98f.
- 28 Shamim Meer (ed): *Women speak, Reflections on our struggles 1982-1997*, Roggebaai, 1999. Gertrude Fester: „Closing the gap – Activism and academia in South Africa: Towards a women's movement“, in: Obioma Nnaemeka (ed.): *Sisterhood, feminisms and power, From Africa to the Diaspora*, Trenton, 1999, S. 215-238, S. 223ff.
- Albertyn, Catherine:** „National machinery for ensuring gender equality“, in: Sandra Liebenberg (ed.): *The constitution of South Africa from a gender perspective*, Cape Town, 1995, S. 9-22.
- Fagan, Honor/Munck, Ronaldo/Nadasen, Kathy:** „Gender, culture and another development: A South African experience“, in: *European Journal of Development Research*, 8, 1996, S. 93-109.
- Fester, Gertrude:** „Closing the gap – Activism and academia in South Africa: Towards a women's movement“, in: Obioma Nnaemeka (ed.): *Sisterhood, feminisms and power, From Africa to the Diaspora*, Trenton, 1999, S. 215-238.
- Friedman, Michelle:** „Enhancing equality, Translating commitment into policy and practice“, in: *Agenda, Special Issue: Empowering women for gender equality*, 1999, S. 2-17.
- Hansson, Desiree:** „South African feminism and the patchwork quilt of power relations“, in: *Women's Studies*, 6, 1994, S. 40-54.
- Hassim, Shireen:** „Gender, Social location and feminist politics in South Africa“, in: *Transformation*, 15, 1991, S. 65-82.
- Hassim, Shireen:** „Family, motherhood and Zulu nationalism: The politics of the Inkatha Women's Brigade“, in: *Feminist Review*, 43, 1993, S. 1-25.
- Hassim, Shireen/Walker, Cheryl:** „Women's Studies and the women's movement in the new South Africa“, in: *Women's Studies International Forum*, 21, 1, 1993, S. 523-534.
- Hirschmann, David:** „Civil society in South Africa: Learning from gender the-

- mes", in: *World Development*, 26, 2, 1998, S. 277-238.
- Kemp, Amanda/Madlala, Noziwe/Moodley, Asha/Salo, Elaine:** „The dawn of a new day: 'Redefining South African feminism'“, in: Amrita Basu (ed.): *Women's movements in global perspectives*, Boulder, 1995, S. 131-162.
- Lenz, Ilse/Szypulski, Anja/Molsich, Beate (Hrsg.):** *Frauenbewegungen international. Eine Auswahlbibliographie*, Opladen 1996.
- Lewis, Desiree:** „Feminism in South Africa“, in: *Women's Studies International Forum*, 16, 5, 1993, S. 535-542.
- Mabandla, Brigitte:** „Changes in South Africa, Advances for women?“, in: Joanna Kerr (ed.): *Ours by right, Women's rights as human rights*, London, 1993, S. 19-26.
- Maitse, Teboho:** „The past is the present: Thoughts from the new South Africa“, in: Diane Bell/Renate Klein (eds.): *Radically speaking*, London, 1996, S. 436-440.
- Manicom, Linzi:** „Engendering the new South Africa, Women and the ANC“, in: *Southern Africa Report*, 6, 4, 1991, S. 4-9.
- Meer, Shamim (ed):** *Women speak, Reflections on our struggles 1982-1997*, Roggebaai, 1999.
- Ramagoshi, Mmabatho:** „National network bridging the gap“, in: *Agenda*, 36, 1998, S. 40-44.
- Sadie, Y./Aardt, M. van:** „Women's issues in South Africa“, 1990-1994, in: *Africa Insight*, 25, 2, 1995, S. 80-90.
- Schuler, Margaret (ed.):** *Empowerment and the law, Strategies of third world women*, Washington 1996.
- Segel, Tracy/Labe, Dana:** „Family violence: Wife abuse“, in: Brian McKendrick/Wilma Hoffmann (eds.): *People and violence in South Africa*, Cape Town, 1990, S. 251-287.
- Seidman, Gay:** „'No freedom without women': Mobilization and gender in South Africa, 1970-1992“, in: *Signs. Journal of Women in Culture and Society*, 18, 3, 1993, S. 291-230.
- Steyn, Melissa:** „Restructuring feminism in South Africa“, in: *Women's Studies International Forum*, 21, 1, 1998, S. 41-52.
- Vogelman, Lloyd/Eagle, Gillian:** „Overcoming endemic violence against women in South Africa“, in: *Social Justice*, 18, 1-2, 1991, S.202-229.
- Walker, Cherryl:** *Women and resistance in South Africa*, London 1982.
- Wells, Julia:** *We now demand! The history of women's resistance to pass laws in South Africa*, Johannesburg 1993.
- Williams, Suzanne:** „From 'mothers of the nation' to women in their own right: South African women in the transition to democracy“, in: Tina Wallace/Candida March (eds.): *Changing perceptions, Writings on gender and development*, Oxford, 1991, S. 118-131.
- Wood, Katherine/Jewkes, Rachel:** „Violence, rape, and sexual coercion: Everyday love in a South African township“, in: *Gender and Development*, 5, 2, 1997, S. 41-46.
- Zulu, Lindiwe:** „Role of women in the reconstruction and development of the new democratic South Africa“, in: *Feminist Studies*, 24, 1, 1998, S. 147-157.

Feminismus als staatliche Angelegenheit – das skandinavische Modell und seine Auswirkungen auf die Sprache

1. Einleitung

Skandinavien wird von außen in fast stereotyper Manier als Paradies für Frauen dargestellt. Nach Meinung vieler Skandinavierinnen läßt die Gleichberechtigungssituation jedoch noch viel zu wünschen übrig. Wenngleich die Außenperspektive zu vielen Idealisierungen neigt, so ist aus europäischer und erst recht aus globaler Sicht nicht an der Fortschrittlichkeit und Vorreiterrolle Skandinaviens zu zweifeln. So wurde eine europäische Vergleichsstudie mit dem Titel: „Wie gleichgestellt sind wir?“ von der schwedischen Ombudsfrau selbstbewußt wie folgt kommentiert: „Sverige som förbild“ (dt: „Schweden als Vorbild“).¹ In der Studie heißt es weiter:

Vi föder barn högt över de europeiska genomsnittet, vi förvärvsarbetar i mycket högre utsträckning än våra kollegor i det övriga Europa [...] Vi har med europeiska mått mått betydligt mer jämställda män [sic!]. [...] I Sverige utbildar sig kvinnor i lika hög – om inte högre – grad som män. Sverige utnyttjar alla sina arbetsmässiga resurser och samtidigt har vi en hög nativitet. Den är viktigt inte minst ur demografisk- och välfärdsynpunkt. [...] Särbeskattning, lång betald föräldraledighet för både män och kvinnor och utbyggd barnomsorg är vårt recept för att lyckas.²

Eine solche fast utopisch anmutende Situation, die auch in Norwegen und Dänemark vorliegt, ist weitgehend mit der solidarischen Unterstützung der Frauen durch den traditionell männlich definierten Staat zu erklären. Wenngleich die skandinavische Geschichte etliche Beispiele für eine grundsätzlich frauenfreundlichen Haltung der Männer aufzeigt, so scheint sich der Feminismus als staatliche Angelegenheit jedoch erst nach dem zweiten Weltkrieg etabliert zu haben. Das von den Sozialdemokraten kreierte skandinavische Modell, dem ein unerschütterlicher Glaube an das Gleichheitsprinzip zugrundeliegt, entwickelte sich zu einem Staatsfeminismus, der sich nicht nur im gesellschaftspolitischen und sozialen Bereich, sondern auch auf der sprachpolitischen Ebene um die Gleichstellung der Geschlechter bemüht. Im folgenden Kapitel (2) wird dieser Staatsfeminismus in seinem politisch-sozialen Kontext dargestellt, während Kapitel (3) die Realisierung des Gleichheitsprinzips in der Sprache behandelt. Ein kurzer Ausblick (Kap. 4) beschließt diesen Beitrag.

2. Feminismus als staatliche Angelegenheit

Der sozialdemokratische Staatsfeminismus entwirft ein Staatsmodell, in dem sich die Existenz von Frauen aus der Dunkelheit des privaten Hausfrauenlebens hin zum Licht der öffentlichen, erwerbstätigen Frau entwickelt.³

Die staatlichen Bemühungen um die Integration der Frauen auf den Arbeitsmarkt scheinen ein besonderes Charakteristikum der skandinavischen Länder darzustellen. In diesem Abschnitt soll deswegen die eingangs erwähnte gegenwärtige politische und berufliche Situation der Skandinavierinnen erläutert werden, wobei die staatlich subventionierten Kinderbetreuungsmöglichkeiten besonders berücksichtigt werden (2.1.). Danach wird die Herausbildung des Staatsfeminismus aus dem skandinavischen Modell beleuchtet (2.2.), während die Skizzierung der wichtigsten Entwicklungslinien der staatlichen Gleichstellungspolitik von ca. 1960 bis heute den letzten Teil dieses Abschnitts bildet (2.3.).

2.1. Die aktuelle politische und berufliche Situation am Beispiel der Kinderbetreuung

Ein Indikator dafür, daß sich die Existenz der Skandinavierin "zum Licht der öffentlichen [...] Frau" hin entwickelt hat und einen – im Weltvergleich – erstaunlich hohen Grad an Gleichstellung erreicht hat, dokumentiert ihre Repräsentation in den Parlamenten. Im Moment sieht die Vertretung der Frauen folgendermaßen aus⁴:

Schweden: 42,7 %

Norwegen: 36,4 %

Dänemark: 37,1 %

Dabei handelt es sich um eine Entwicklung, die sich vor allem in den letzten 30 Jahren vollzogen hat. In Norwegen waren 1965 nur 8% der Frauen im Storting vertreten, 1993 waren es 40%!⁵ Das ungewöhnlich hohe Engagement der Frauen für politische Fragen läßt sich zunächst auf die besonders hohe Erwerbstätigkeitsrate zurückführen. Von 1960 bis 1980 stieg der Anteil erwerbstätiger Frauen in Schweden kontinuierlich von ca. 50 auf 74%⁶ und liegt heute – wie auch in Dänemark und Norwegen – bei 75%. In Deutschland sind im Moment ca. 61% der Frauen berufstätig,⁷ ungefähr so viele wie in Skandinavien vor 30 Jahren.

Die hohe Frauenerwerbsrate in Skandinavien ist hauptsächlich auf ein maximal ausgebauten Kinderversorgungssystem zurückzuführen. Ein Vergleich zwischen den Nachbarländern Dänemark und Deutschland weist frappierende Unterschiede auf: Während Krabbelstufenplätze in Deutschland eine Rarität sind (die Deckungsrate in Deutschland liegt bei 2,2%⁸) wird in Dänemark die Kinderbetreuung bereits vom Säuglingsstadium an von staatlicher Seite gewährleistet. Viele Kinder kommen schon mit sechs Monaten, wenn der meistens vollbezahlte Elternurlaub endet, in eine kommunale *vuggestue* (Krabbelstube) oder – wenn kein Platz vorhanden sein sollte – in eine kommunal subventionierte Tagespflege, in der Kinderwagen, Betten und Stühle zur Verfügung gestellt werden.

Während in Deutschland bis Januar 1999 kein Rechtsanspruch auf einen Kindergartenplatz bestand, gilt dieser in Skandinavien bereits seit vielen Jahren. Dabei handelt es sich in Skandinavien ausschließlich um Ganztagskindergärten und nicht wie in Deutschland um Halbtagskindergärten, die im besten Fall eine Teilzeitbeschäftigung ermöglichen. Während in Deutschland immer noch für eine lückenlose Halbtageschule gekämpft wird, existiert in Skandinavien schon seit langem die Ganztageschule. Die öffentlich finanzierte Kinderbetreuung für 6 bis 10-jährige Kinder beträgt somit in Dänemark 80%, während die entsprechende Zahl in Deutschland bei 5%⁹ liegt. Kurzum: Die Aufnahme bzw. Fortsetzung einer Erwerbstätigkeit ist für skandinavische Mütter bzw. Väter eine Selbstverständlichkeit.¹⁰

Damit ist die positive Dynamik der Gleichstellungspolitik in Skandinavien verdeutlicht. Mit der staatlich gesicherten Kinderbetreuung wurde den Skandinavierinnen der Weg auf den Arbeitsmarkt geöffnet. Mit der zunehmenden Erwerbstätigkeit hat sich eine erhöhte Sensibilität für politische Anliegen entwickelt, die sich sowohl auf kommunal- wie auf landespolitischer Ebene bemerkbar macht. Die Frau erfährt sich nicht mehr nur als Frau ihres Mannes und Mutter ihrer Kinder, sondern als volle, gleichberechtigte und vor allem gleichgestellte Bürgerin.

Diese Beispiele verdeutlichen einen ganz entscheidenden Unterschied zwischen der deutschen und der skandinavischen Kultur: Während in Deutschland Frauenerwerbstätigkeit nicht nur als unerwünscht, sondern regelrecht als kontraproduktiv betrachtet wurde und wird, ist in Skandinavien die Position der Frau auf dem Arbeitsmarkt in der staatlichen Ideologie abgesichert.¹¹ Auffällig ist z.B., daß die Skandinavierinnen in den neunziger Jahren während der ersten großen Arbeitslosigkeitsphase der Nachkriegszeit nicht an den Herd zurückgeschickt wurden und sogar in manchen Bereichen eine niedrigere Arbeitslosigkeitsrate als die Männer aufwiesen: In Schweden lag 1996 die Arbeitslosenrate für Männer bei 10,6%, für Frauen bei 8,7%.¹² Die Entwicklung verläuft damit markant anders als in Deutschland: Während die Frauen

während des Krieges durchaus als Arbeitskraftreserve eingesetzt wurden, mußten sie in der unmittelbaren Nachkriegszeit, als der Markt durch den Andrang der Männer wieder enger wurde, als erste ihre Arbeitsplätze verlassen.¹³ Daß heute noch in Deutschland ähnliche Mechanismen wirksam sind, zeigt das Beispiel Ostdeutschland.¹⁴

Im folgenden Kapitel soll der Frage nachgegangen werden, welche Kräfte diese frauenfreundliche staatliche Ideologie Skandinaviens geprägt haben, die sich so grundlegend von der vorherrschenden politischen und kulturellen Einstellung in Deutschland und einigen anderen europäischen Ländern unterscheidet.

2.2. Das skandinavische Modell als Basis des Staatsfeminismus

Ein Blick auf die Geschichte der skandinavischen Länder läßt auf einen in diesem Kulturraum fest verankerten Respekt vor der Frau schließen.¹⁵ Die Tradition der eigenständigen, selbstbewußten und entscheidungsstarken Frau geht bis in die Wikingerzeit zurück¹⁶ und setzt sich u.a. in den vielen weiblichen Staatsoberhäupten Skandinaviens fort, z.B. die dänische Königin Margrethe die 1. (1353-1412), die einzige königliche Hoheit, die es vermochte, 1397 Dänemark, Norwegen und Schweden in der sogenannten Kalmarer Union zu vereinen, oder die schwedische Königin Kristina (1632-1654), eine außerordentlich gebildete Frau, die sich zeitlebens weigerte, ihre Eigenständigkeit durch eine Eheschließung aufzugeben. Aus der Neuzeit wäre die norwegische Ex-Ministerpräsidentin Gro Harlem Brundtland oder die isländische Ex-Präsidentin Vigdís Finnbogadóttir zu erwähnen, die beide international bekannt sind. Interessanterweise lassen sich auch immer wieder Männer aufzeigen, die sich aktiv für eine Stärkung der Position der Frau einsetzen. Ein außerordentlich frisches, seiner Zeit weit vorauseilendes Beispiel dafür liefert der norwegisch-dänische Schriftsteller Ludvig Holberg (1684-1754). In seinem satirisch-utopischen Roman *Niels Klims Underjordiske Rejse (Die unterirdische Reise des Niels Klim)* von 1741 entwirft er einen echten Frauenstaat.¹⁷ In diesem Zusammenhang ist auch auf das weltbekannte Drama von Henrik Ibsen (1828-1906) *Et Dukkehjem (Nora oder Ein Puppenheim)* von 1879 hinzuweisen, in dem die Rolle der Frau in der Ehe in einer für die damaligen Verhältnisse radikalen und provokativen Weise hinterfragt wird. Die modernen Vorstellungen zur Emanzipation der Frau werden in dem Theaterstück in aller Konsequenz verwirklicht: Die Hauptperson Nora verläßt ihr Puppenheim, um sich selbst zu verwirklichen.¹⁸

Das beste Beispiel für die starke nordische Frau stammt aus der Neuzeit: Die literarische Figur der *Pippi Langstrumpf* ist weltweit Symbol des selbst-

bewußten, eigensinnigen und fröhlichen Mädchens geworden. Auffällig ist, daß die Figur der Pippi Langstrumpf ausgerechnet in dem Jahr kreiert wurde (1945), in dem die in 2.1. beschriebene Entwicklung der skandinavischen Frauen erst richtig ihren Lauf nahm. Während sich die politische Gleichstellung in den meisten nord- und mitteleuropäischen Ländern bis zum 2. Weltkrieg relativ parallel entwickelt hatte, kam mit dem Krieg jedoch ein Schnitt, der Skandinavien in mehrerer Hinsicht auf eine höhere soziale Entwicklungsstufe als das übrige Europa hob.¹⁹ Dies lag weniger am Krieg (obwohl skandinavische Frauen durch die zerstörten Märkte der kriegsführenden Nationen eher ihre Chance auf dem Arbeitsmarkt bekamen), sondern vielmehr ist festzustellen, daß die günstige Situation der Skandinavierinnen eng mit der starken Position der sozialdemokratischen Parteien verknüpft ist.

Die Frauenfrage war und ist fester Bestandteil der Programme der sozialdemokratischen Parteien Europas. Dort, wo diese lange Regierungsphasen hatten, konnten sie ihr Konzept am stärksten umsetzen. Schweden, Dänemark und Norwegen sind hervorragende Beispiele dafür, denn die Sozialdemokraten haben seit den 30er Jahren die Politik in den jeweiligen Ländern ganz entscheidend geprägt. Das Gesellschaftsmodell, das in den skandinavischen Wohlfahrtsgesellschaften in aller Ruhe von den Sozialdemokraten entwickelt werden konnte, wird mit einem Begriff aus der Soziologie als das skandinavische Modell bezeichnet.

2.2.1. Das skandinavische Modell

Im Gegensatz zu anderen Ländern beruht das skandinavische Modell auf dem Prinzip, daß *alle* den gleichen Anspruch auf soziale Leistungen haben.²⁰ Wir haben es mit einem Staatstypus zu tun, der die Umverteilung von sozialen Gütern beinhaltet. Das Prinzip besteht darin, einen Ausgleich zwischen Arm und Reich herzustellen, womit mehr soziale Gerechtigkeit entsteht. Solidarität, Universalismus und die Gleichheit aller Bürger/innen werden in den skandinavischen Wohlfahrtsgesellschaften angestrebt. Diese „Leidenschaft für Gleichheit“²¹ manifestiert sich u.a. in einem eng vernetzten Sozialsystem, von dem nicht nur das 'normale' Gesellschaftsmitglied, sondern auch die Randgruppen aufgefangen werden, seien es Arbeitslose, Behinderte, Ausländerinnen und Ausländer, Kinder, Alte, und – wengleich in der Mehrheit – auch Frauen. Im Ausland haben besonders Pensionsberechnungen, Kranken- und Unfallversicherung sowie die Arbeitslosenversicherung durch ihre besondere Berücksichtigung sozial schwacher Personen Aufmerksamkeit erregt, aber auch die Gleichstellung von Männern und Frauen ist fester Bestandteil des skandinavischen Modells.²²

Im Zuge dieser Politik strikter Chancengleichheit für alle mußten sich logischerweise bessere Lebensbedingungen für Frauen entwickeln: In einem Staat, in dem Gleichheit als ideologisches Ziel gesehen wird, können natürlich auch keine Geschlechterunterschiede legitimiert werden. Die Anfänge der Gleichstellung können auf Vorstellungen von Olof Palme zurückgeführt werden, der jahrelang sozialdemokratischer Ministerpräsident in Schweden war. Die Grundwerte der französischen Revolution von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit wurden von ihm kreativ umgesetzt: Gleichheit war für ihn unabdingbare Voraussetzung für Freiheit. Schweden, aber auch die übrigen skandinavischen Länder, entwickelte nun eine Arbeitsmarkt-, Bildungs- und Sozialpolitik, die auf dem Prinzip der Chancengleichheit beruhte. Wenngleich die Frauen ursprünglich nicht das dezidierte Ziel dieser Reformpolitik waren, so haben sie doch beiläufig sehr von ihr profitiert: Im skandinavischen Modell hatte die Gleichstellung nämlich als demokratisches Recht eine Chance, denn sie ersetzte den Begriff der Brüderlichkeit. Damit könnte man also von Freiheit, Gleichheit und Gleichstellung reden. In den skandinavischen Ländern operiert man deshalb mit dem Begriff für gesellschaftliche Gleichheit, die Solidarität für alle sozialen Gruppen fordert, auf schwedisch *jämlikhet*, auf dänisch *lighed*, auf norwegisch *likhet*. Dieses Wort ist zu unterscheiden von der spezifischen Gleichheit der Geschlechter, auf schwedisch *jämställdhet*, auf dänisch *ligestilling*, auf norwegisch *likestilling*.²³

Die ideologische Bedeutung dieser Differenzierung ist nicht zu unterschätzen: Frauen haben in Skandinavien eine Gleichstellung innerhalb der Grenzen der herrschenden Ideologie und Politik erlangt. Mit ein paar Beispielen soll dieses sozialdemokratische Gedankengut dokumentiert werden, das die Frauen in ihren Forderungen nach einem Arbeitsplatz und der damit verbundenen Emanzipation unterstützt hat.

2.2.2. Die sozialdemokratische Gleichberechtigungsideologie

Schon Ende der 30er Jahre, als die sozialdemokratischen Parteien in Skandinavien zur Regierungsmacht gelangt waren, ging Skandinavien einen anderen Weg als die übrigen Industrienationen. Statt eines Arbeitsverbots für verheiratete Frauen gab es für diese einen Kündigungsschutz bei Schwangerschaft und Entbindung. Bereits 1946 ließ sich eine 'verborgene Frauenbewegung' im schwedischen Parlament nachweisen, die für den gleichen Lohn für Männer und Frauen eintrat.²⁴ Zur gleichen Zeit bedurfte es in Deutschland noch der schriftlichen Genehmigung des Ehemanns für die Beschäftigung ihrer Frauen!

1956 lieferten die Schwedinnen Alva Myrdal und Viola Klein ihren aufsehen-erregenden Beitrag zur sozialen Debatte über „Die Doppelrolle der Frau“.²⁵ Alva Myrdal war der Meinung, daß alle Erwachsenen außer Haus arbeiten sollten. Sie argumentierte: „Motsatsen, ensamhet och isolering, är något som kan användas som lämplig straffmetod i barnuppfostran“.²⁶ Nach Myrdals Vorstellung sollte jede/r Erwachsene im Prinzip SelbstversorgerIn sein, während die Gemeinschaft den für Kinder nötigen Anteil der Betreuung tragen sollte.

In den Regierungsrichtlinien von 1974 wird die Bedeutung der weiblichen Anteilnahme am Berufsleben deutlich hervorgehoben. Arbeit diene nicht nur als Geldquelle, sondern gelte auch als wichtiger Teil der Entwicklung eines jeden Menschen und als Moment des Sozialisierungsprozesses, der auch Frauen einschließen sollte. Das „Recht auf Arbeit“ und „Arbeit für alle“ seien wesentliche Werte, über die ein Parlamentsabkommen vorliegt.²⁷ Daß die politischen Schritte der Sozialdemokraten für heftige Debatten sorgten und verteidigt werden mußten, belegt dieser Kommentar von Olof Palme:

Unsere Gegner reden mit Vorliebe von uns Sozialdemokraten, die angeblich auf die Hausfrauen herabblicken und sie auf den Arbeitsmarkt hinauszwingen wollen. Dies ist unsere Antwort: Es sind die Frauen selbst, die eine Berufsarbeit verlangen [...] Was wir aber mit Nachdruck betonen, ist, daß auch Frauen eine echte Wahlfreiheit haben sollen und das Recht auf Arbeit auch für sie da ist.²⁸

Diese Zitate belegen deutlich, daß der Platz der Skandinavierinnen auf dem Arbeitsmarkt tief in der sozialdemokratischen Ideologie verankert war (und ist). Frauenförderung und Geschlechtergleichstellung wurden zu Inhalten einer Politik gemacht, die Arbeit und Ausbildung als Grundstein zur Entwicklung und Erhaltung der Demokratie verstand. Mit anderen Worten: Gleichstellung wurde (und wird) als demokratischer Wert gesehen.²⁹ Wir stehen damit vor der ungewöhnlichen Situation, daß die Frauen den Staat nicht wie sonst als repressiv, sondern als einen solidarischen Partner erleben, der die Fähigkeit der Frau zur Gestaltung ihres eigenen Geschicks aktiv unterstützt.

2.2.3. Der Staatsfeminismus

„Der Wohlfahrtsstaat ist unser bester Freund“, stellte 1996 die schwedische Feministin Agneta Stark fest.³⁰ Sehr treffend bezeichnet auch die norwegische Geschlechterforscherin Helga Hernes die Funktion der skandinavischen Staaten in der Gleichstellungspolitik als frauenfreundlich.

Frauen nehmen heute am politischen Leben teil, sind in vielfältiger Weise eingebunden in den langfristigen Wandlungsprozeß der skandinavischen Gesellschaften und der politischen Systeme: von Andrarchien (d.h. von Männern regierten Gesellschaften) [...] zu philogynen, d.h. frauenfreundlichen Gesellschaften und Staaten.³¹

Dieses bemerkenswerte Phänomen wird öfters als 'Staatsfeminismus' bezeichnet. Der Begriff wurde geprägt von der Dänin Ruth Nielsen (1983) und beschreibt nicht – wie man vielleicht annehmen könnte – die weibliche Übernahme männlich definierter Macht, sondern eine Allianz zwischen Frauen und Staat, oder anders formuliert: Das wechselseitige Verhältnis von Forderungen der Frauen und staatlichen Reaktionen darauf. Die eben erwähnte Helga Hernes definiert fünf Jahre später den Staatsfeminismus als einen Feminismus „von oben“, der in Form von staatlicher Förderung der Gleichstellung entstand. Er sei aber gleichzeitig eine Reaktion auf eine existierende Feminisierung „von unten“, d.h. von der Frauenbewegung.³²

Wichtig ist, daß Helga Hernes auch die Bedeutung der Frauenbewegung betont, weil diese großen Druck auf die jeweiligen skandinavischen Regierungen ausübte. Den dänischen sogenannten Rotstrümpfen ist es weitgehend zu verdanken, daß die legale Abtreibung schon Anfang der 70er Jahre in Skandinavien eingeführt wurde. Diese zweite Welle der Frauenbewegung war jedoch ein allgemeines europäisches und amerikanisches Phänomen, und die Tatsache, daß im Norden so viele Forderungen der Frauen auch in die Tat umgesetzt wurden, lag/liegt eindeutig an der besonders 'frauenfreundlichen' Haltung der skandinavischen Staaten.³³

Die von den Frauenbewegungen ausgehende Feminisierung von unten und die offizielle Antwort in Form des Staatsfeminismus von oben hatten bleibende Wirkung auf die Entwicklung der skandinavischen Staaten. Im Folgenden soll die Entwicklung und die Auswirkungen dieses Fortschrittmodells in der Praxis skizziert werden.

2.3. Die Etablierungs- und Stabilisierungsphasen des Staatsfeminismus

Die beachtlichen Interventionen der skandinavischen Staaten zugunsten der Frauen verliefen in zwei Phasen

- a) einer Etablierungsphase in den sechziger und siebziger Jahren, in der die Frauen im Zuge der allgemeinen Sozialpolitik ins Arbeitsleben integriert wurden, und

b) einer Stabilisierungsphase ab Ende der 70er Jahre bis heute, in der durch eine dezidierte Gleichstellungspolitik das Prinzip Geschlechterneutralität von der Theorie in die Praxis umgesetzt wird.

2.3.1. Die Etablierungsphase der sechziger und siebziger Jahre

Entscheidend für die faktische Gleichstellung in den skandinavischen Ländern war die besondere Bedeutung, die der öffentliche Sektor für die Frauen erlangte. Daß der Staat und die Frauen eine Art Partnerschaft entwickelt haben, ist darauf zurückzuführen, daß dieser Sektor zum größten Arbeitgeber der Frauen wurde. In der Nachkriegszeit erweiterte sich dieser Bereich drastisch. Der Ausbau der Dienstleistungen umfaßte besonders Bereiche, die die Bedürfnisse des alltäglichen Lebens betreffen: Mütter-, Säuglings- und Kleinkinderfürsorge, Kindergärten, Schulwesen, Schulmahlzeiten, Altersfürsorge, Kultur und Wohnungswesen.³⁴ In der herrschenden Ideologie wurde dieser Reproduktionsbereich nicht mehr als privates Anliegen angesehen, sondern als eine Aufgabe des Staates, als ein öffentliches Anliegen. Diese sogenannte Verstaatlichung³⁵ wurde weitgehend mithilfe weiblicher Arbeitskräfte realisiert, und Dienstleistungen, die seit Jahrhunderten unentgeltliche Frauenarbeit waren, entwickelten sich zur bezahlten Erwerbstätigkeit. Es vollzog sich eine regelrechte „Feminisierung des Staates“³⁶, und 1985 waren bereits 56% aller berufstätigen Frauen in diesem Sektor tätig. Zwar arbeiten die Frauen wieder in typischen Frauenberufen. Doch sind sie auch viel häufiger als in Deutschland in Chefpositionen anzutreffen.

Mit der Expansion des öffentlichen Sektors gelang dem Staat ein Doppelgriff: Nicht nur wurde der Staat zum größten Arbeitgeber der Frauen, sondern durch die staatliche Übernahme der Kinderbetreuung ermöglichte er gleichzeitig den Frauen (und den Männern) die Vereinbarung von Erwerbstätigkeit und Familie. Die Einrichtung von Krabbelstuben, Kindergärten, obligatorischen Vorschulen und Ganztageschulen³⁷ ist, wie in 2.1. erwähnt, unabdingbare Voraussetzung für die Gleichstellung der Frau.

Eine weitere Maßnahme, die Rückkehr auf den Arbeitsmarkt nach einer Familienphase zu ermöglichen, war die Schaffung von Teilzeitarbeit. Bemerkenswert ist jedoch, daß sich die Teilzeitarbeit erst durch die Abschaffung des Ehegattensplittings Anfang der siebziger Jahre wirklich lohnte und es ließ sich sofort ein kräftiger Anstieg der Frauenerwerbstätigkeit beobachten.³⁸ Die Regierungsbemühungen zielten außerdem darauf ab, alleinerziehende Frauen finanziell zu unterstützen und junge Mädchen zu Berufsausbildungen zu motivieren, um ihre Chancen für eine qualifizierte Arbeit zu erhöhen. Für die Möglichkeiten junger Frauen, eine Berufsausbildung zu beginnen und auch

wirklich zu beenden, spielte es eine große Rolle, daß bis 1973 die Abtreibung in den skandinavischen Ländern legalisiert worden war.

2.3.2. Die Stabilisierungsphase seit der Mitte der siebziger Jahre

Mitte der 70er entstand eine neue Phase der Gleichstellung. Die Periode der gezielten Frauenförderung – ein Begriff, der etwas Hilfloses impliziert und der in Deutschland bezeichnenderweise noch geläufig ist – wurde abgelöst durch die Bestrebungen um eine real-existierende Gleichstellung. Die Frauen hatten jetzt zwar ihren Weg zum Arbeitsmarkt gefunden, womit sich die Gleichstellung aber nicht automatisch eingestellt hatte.

Die Reformpolitik, die sich in den letzten 25 Jahren durchgesetzt hat, ist von einem ausgesprochenen Pragmatismus geprägt. Interessanterweise läßt sich beobachten, daß sich der Feminismus in seiner ganzen theoretischen Bandbreite genau in den Ländern entwickelt hat, in denen es an einer praktischen Durchführung der Gleichstellungspolitik mangelt. Theoriebildungen hat es in Skandinavien weniger gegeben, dafür aber eine rege pragmatische Umsetzung der geschlechterpolitischen Ideen in die Praxis.³⁹

Die neu definierte Gleichstellungspolitik manifestierte sich in a) gesetzlichen Reformen und in b) staatlich-institutionalisierter Gleichstellungsarbeit. Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre wurden die ersten Gleichstellungsgesetze verabschiedet. Unter dem Terminus *könsneutralitet* (Geschlechterneutralität) wurden sämtliche Gesetze zum Zwecke der Gleichstellung reformiert.

– In der *Arbeitsmarktpolitik* manifestierte sich das Neutralitätsprinzip nun u. a. in der Einführung eines Gleichbehandlungsgesetzes zur Sicherung der gleichen Behandlung der Geschlechter in Beruf und Ausbildung. Eine Quotierungsordnung, nach der mindestens 40% des anderen Geschlechts in Betrieben angestellt werden sollen, wurde in diesem Zuge eingeführt. Dieses Prinzip wird auch immer mehr im politischen Bereich benutzt, was zu der sehr hohen Repräsentation der Frauen im Parlament führte. Um den Anteil der Frauen auf dem Arbeitsmarkt zu erhöhen, bedient man sich nicht selten des Prinzips der positiven Diskriminierung, was bedeutet, daß eine Frau einem Mann trotz geringerer Qualifikationen vorgezogen wird, um die bestehenden Asymmetrien in der Geschlechterverteilung auszugleichen. Gemäß der Forderung der Frauen der neunziger Jahre „Die Hälfte der Einkommen und die Hälfte der Macht“⁴⁰ ist der gleiche Lohn für die gleiche Arbeit per Gesetz vorgeschrieben.

– Im *familien- und sozialpolitischen Bereich* ist es sehr aufschlußreich, sich die Gesetze über Elternurlaube anzusehen. Laut der neuesten Regelung in

Dänemark hat die Mutter ausschließlich Anspruch auf vier Wochen Urlaub vor der Geburt. Dabei sollte erwähnt werden, daß in Dänemark die Schwangerschaft nicht nur als Sache der Frau angesehen wird: Die Formulierung 'WIR sind schwanger' ist sehr verbreitet. Nach der Geburt stehen den Eltern insgesamt 26 Wochen Urlaub zur Verfügung. Die ersten zwei Wochen können sich beide beurlauben lassen (fast 60% der Väter tun dies). Danach kann die Mutter oder der Vater zu Hause bleiben bis zur 24. Woche nach der Geburt. Doch die letzten zwei Wochen (die 25. und 26.) können *nur* vom Vater genommen werden und verfallen, wenn sie nicht von ihm beansprucht werden! Dies ist ein wichtiges Beispiel für die staatlichen Bemühungen, Anreize für die männliche Beteiligung an den Familienpflichten zu schaffen.⁴¹

– In der *Bildungspolitik* versucht der Staat ebenfalls in innovativer Weise der immerwährenden Tendenz zu rollenspezifischen Mustern und Verhaltensweisen entgegenzuwirken. Nach dem Motto: „Bewußtseinsbildung durch Erziehung“ wird in den Lehrplänen für die Schulen Gleichstellungserziehung erfordert. In Schweden gilt es beispielsweise bei der Einstellung in den Lehrerberuf als disqualifizierend, wenn der Kandidat/die Kandidatin einen Text nicht auf geschlechtstypische Rollenklischees hin zu untersuchen vermag. Für SchulleiterInnen besteht außerdem eine Pflichtausbildung in Koedukation. Auch in die Hochschulpolitik greift der schwedische Staat ein: Seit 1995 werden durch eine Quotierungsordnung 30 Lehrstühle Frauen vorbehalten.

– Vor kurzem wurde in Schweden ein Gesetz verabschiedet, demzufolge nicht etwa die *Prostitution* an sich verboten, sondern den Männern untersagt wird, sich mit Prostituierten einzulassen. Nicht das Angebot, sondern die Nachfrage wird bestraft. Das Gesetz, das auf Initiative der Gleichstellungsministerin Anita Winberg entstanden ist, wird sehr kontrovers diskutiert, zeugt aber von einem Bewußtsein, das in Deutschland auf parlamentarischer Ebene undenkbar geschweige denn durchsetzungsfähig wäre.⁴²

Die jeweiligen skandinavischen Staaten haben jedoch nicht nur mit einer reformierten Gesetzgebung reagiert, sondern auch mit der Errichtung von Institutionen für Gleichstellungsaufgaben. Im EU-Vergleich steht diese institutionalisierte Gleichstellung als einzigartiges Vorbild da.

– Seit dem Inkrafttreten des ersten Gleichstellungsgesetzes in Schweden vom 1. Juli 1980 gibt es eine *Ombudsperson für Gleichstellung*.⁴³ Diese Person ist eine staatliche Instanz, die die rechtliche Regelung von Gleichstellungsproblemen gewährleistet und das Einhalten des für das ganze Land geltenden Gleichstellungsgesetzes überwacht. Diese Person – übrigens immer eine Juristin – schließt mit Arbeitgebern und Gewerkschaften sogenannte Jahrespläne ab. Sie

steht als Mittlerin zwischen Arbeitsmarkt und politischen Gleichstellungsforderungen, ist Anlaufstelle für Bürger und Bürgerinnen und bietet juristischen Schutz in Diskriminierungsfällen. Dabei ist zu betonen, daß die Behörde auch für Männer zuständig ist.

– Eine weitere wichtige Einrichtung ist der sogenannte Gleichstellungsrat (dänisch: *Ligestillingsrådet*). Die Organisation von Konferenzen, Förderung von Forschung und Herausgabe von Publikationen gehören zu seinem Arbeitsbereich. Auf ihn geht auch ein sogenannter „Handlungsplan für Männer und Gleichstellung“ zurück, da argumentiert wird, daß die Perspektive des Mannes in höherem Maße mitberücksichtigt werden müsse und die traditionellen Männerrollen verändert werden müßten, damit in der Gleichstellung Fortschritte erzielt werden können. 1999 wird der *Ligestillingsråd* ebenfalls eine Anthologie herausgeben mit forschungsbasierten Artikeln zu Themen wie Jungen und ihre Sozialisierung, Männer im sozialen Versorgungssystem oder Männer im Erziehungsurlaub. Mit deutschen Augen gesehen erscheint es verblüffend, mit welcher Intensität die Väter auf die Erziehungsurlaubs-Möglichkeiten aufmerksam gemacht werden. Nach Anregung der sozialdemokratischen Regierung bildeten Vertreter des Arbeitsministeriums, des Sozialministeriums und des Gleichstellungsrates eine Initiative zur Förderung der männlichen Teilnahme an der Kindererziehung. 1 Mio. Kronen wurde für Projekte zur Verfügung gestellt, die über die Urlaubsregelungen informieren oder zur Debatte über das Thema anregen. Förderungen bis 50.000 Kronen stehen von privaten oder staatlichen Unternehmen oder von fachlichen Organisationen zur Disposition. Während die Ministerien die finanziellen Voraussetzungen schaffen, ist der Gleichstellungsrat für die Durchführung und Evaluierung der Kampagne verantwortlich. Ein Ergebnis dieses Vorstoßes sind z.B. die speziell an die Väter gerichteten Publikationen wie das Prospekt *Far på orlov* (dt: *Papa im Urlaub*) oder die Zeitschrift *Farmand* (dt: *Papa*), in der die Probleme der Väter behandelt werden.⁴⁴ Ein interessanter Aspekt dieser Informationsarbeit ist u.a., daß die Väter durch den Erziehungsurlaub im Falle einer Scheidung verbesserte Möglichkeiten für den Erhalt der Erziehungsberechtigung bekommen.

Durch diese verschiedensten Maßnahmen wird deutlich, daß die Interessen der Frauen nicht einseitig verteidigt werden, sondern daß sich die skandinavischen Staaten ernsthaft um die gleiche Behandlung, um echte Geschlechterneutralität. Daß es dieser Politik weitgehend gelungen ist, in die Alltagskultur überzugehen und in das Bewußtsein der einzelnen einzudringen, läßt sich sogar an den skandinavischen Sprachen ablesen.

3. Die Auswirkungen auf die Sprache: Sexusneutralisierung

In kaum einer Kultur wie der skandinavischen hat eine solch starke Verzahnung von außer- und innersprachlichen Verhältnissen stattgefunden. Die drei festlandskandinavischen Sprachen Dänisch, Schwedisch und Norwegisch (Bokmål) haben insbesondere seit dem 2. Weltkrieg massive Veränderungen z.B. in Form einer strikten Sexusneutralisierung von Personen- und, insbesondere, Berufsbezeichnungen erfahren. Das folgende schwedische Zitat führt dies direkt auf die gesellschaftliche Gleichstellung zurück:

I takt med samhällsutvecklingen, som gjort att allt fler kvinnor blivit yrkesarbetande, har de suffix som markerar kön i yrkesbeteckningar blivit allt ovanligare (Mårtensson/Svensson 1988: 171).

Parallel zur gesellschaftlichen Entwicklung, die dazu geführt hat, daß immer mehr Frauen berufstätig werden, sind die Suffixe, die bei Berufsbezeichnungen das Geschlecht markieren, immer ungewöhnlicher geworden.

Sprache wird dabei nicht nur als wandel-, sondern auch als formbares Gebilde begriffen. Dabei dürfte das Norwegische in sprachpolitischer Hinsicht die Spitzenposition einnehmen. Hinken die sprachlichen Entwicklungen den gesellschaftlichen allzu sehr hinterher, wird ein Eingriff ins Sprachsystem als durchaus statthaft befunden. Das folgende norwegische Zitat (vom *Norsk spåkråd*) verdeutlicht diese Einstellung:

Og hvis det er noe de siste tiårene har vist oss, så er det at språket kan endre seg veldig fort (aus einer Broschüre des *Norsk spåkråd* zur sprachlichen Gleichstellung in Norwegen).

Und wenn es etwas gibt, was die letzten Jahrzehnte uns gezeigt haben, dann dies, daß die Sprache sich sehr schnell ändern kann.

In diesem Abschnitt können die sprachlichen Verhältnisse Skandinaviens nur auf das Schwedische beschränkt und knapp skizziert werden (wobei sich die festlandskandinavischen Sprachen in diesem Punkt stark ähneln). In einem ersten Absatz wird der systemlinguistische Aspekt der Personenbezeichnungen thematisiert, und in einem zweiten der unterschiedliche Diskussionsstil in Deutschland und Skandinavien, mit der diese Debatte geführt wurde und wird.⁴⁵

3.1. Von weiblichen Ombudsmännern und männlichen Krankenschwestern

In Abschnitt 2.3.2. war etwas umständlich von *Ombudspersonen* die Rede. Die dänische bzw. schwedische Vorlage spricht hier jedoch einheitlich von *ombudsmand* bzw. *ombudsman*, was unter keinen Umständen als ‘Ombudsmann’ ins Deutsche übersetzbar ist. Was im Skandinavischen weitestgehend sexusneutral ist, also beide Geschlechter einschließt, evoziert im Deutschen ungleich stärker die rein männliche Lesart. *Sexus* bezeichnet das natürliche, biologische Geschlecht, *Genus* dagegen nur das grammatische. Im Dänischen wie auch im Schwedischen ist es also ganz normal zu sagen: *hon är ombudsman*, wörtl. ‘sie ist Ombudsmann’. Für deutsche Ohren verletzt ein solcher Satz elementare grammatische Regeln. Dies war vor etwa 30 Jahren in Skandinavien nicht anders, doch hat sich dort im System der Personenbezeichnungen eine Entwicklung vollzogen, die derjenigen in Deutschland diametral entgegensteht. Der zentrale Unterschied im System der Personenbezeichnungen besteht darin, daß das Schwedische fast sämtliche Personenbezeichnungen sexusneutralisiert hat. Im Zuge dieser Sexusneutralisierungen wurden die weiblichen schwedischen Endungen auf *-ska* (*sömmerska* ‘Näherin’) bzw. *-inna* (*lärarinna* ‘Lehrerin’) aufgegeben bzw. regelrecht abgeschafft (abgesehen von einigen Ausnahmen). Dies entspräche im Deutschen der Beseitigung des Movierungssuffixes *-in*. So werden also schwedische Männer wie Frauen nicht nur *lärare* ‘Lehrer/in’, *pilot* ‘Pilot/in’, *läkare* ‘Arzt/Ärztin’, *sekreterare* ‘Sekretär/in’, sondern auch *ombudsman* oder *köpman* ‘Ombudsmann’, ‘Kaufmann’, d.h. selbst das Kompositionsglied *-man* hat eine (weitgehende) Sexusneutralisierung erfahren.⁴⁶ Dies gilt jedoch nicht für das freie Lexem *man* ‘Mann’ (‘Mensch’ heißt im Schwedischen *människa*). Die offiziellen Listen der Berufsbezeichnungen, doch auch die Wörterbücher und *Svenska Akademiens Ordlista* haben nach und nach die meisten Movierungen beseitigt bzw. führen Komposita auf *-man* für beide Geschlechter an.

Dabei – und dies ist zentral – wurden umgekehrt auch einige ursprünglich weibliche Berufsbezeichnungen sexusneutralisiert, also auf Männer anwendbar, z.B. *sjuksköterska* ‘Krankenschwester’, *barnmorska* ‘Hebamme’, im Dänischen auch *barnepige* ‘Kindermädchen’. Skandinavische Männer bezeichnen sich also selbstverständlich als Hebamme, Kindermädchen oder Krankenschwester, und eine männliche Krankenschwester läßt sich auch, ohne daß sie sich degradiert oder ridikularisiert fühlte, mit *syster*, also ‘Schwester’ adressieren (z.B. *syster Nils* ‘Schwester Nils’).⁴⁷ Damit wurden also nicht nur die ehemals männlichen Personenbezeichnungen auf Frauen ausgeweitet, sondern umgekehrt auch ehemals weibliche auf Männer. So hat das Schwedische zu einem ökonomischen und einheitlichen Personenbezeichnungssystem gefunden (s. Tab. 1) – wobei betont sei, daß dies nicht für den lexeminhärenten

Sexusausdruck des Grundwortschatzes gilt: Die paarigen Bezeichnungen wie *kvinna/man* 'Frau/Mann', *mor/far* 'Mutter/Vater', auch *drottning/k(on)ung* 'Königin/König' bleiben selbstverständlich erhalten. Die Sexusneutralisierung betrifft also zuvörderst die Wortbildung.

Tabelle 1: Schwedische und deutsche Strategien zur Bezeichnung von Frauen und Männern

Schwedisch Sexusneutralisierung (Einheitsform)	Deutsch Sexusspezifizierung (Paarform)
<i>lärare</i> <i>pilot</i> <i>sekreterare</i> <i>läkare</i>	<i>Lehrer/Lehrerin</i> <i>Pilot/Pilotin; PilotIn</i> <i>Sektär/Sekretärin</i> <i>Arzt/Ärztin; ÄrztIn; Ärztinnen und Ärzte</i>
EBENSO (ehemals männlich) <i>ombudsman</i> <i>köpman</i>	<i>Ombudsmann/Ombudsfrau</i> <i>Kaumann/Kauffrau</i>
UND (ehemals weiblich) <i>sjuksköterska</i> <i>barnmorska</i>	<i>Krankenschwester/Krankenpfleger</i> <i>Hebamme/Enbindungspfleger</i> <i>Geburtshelfer</i>
dän. <i>barnepige</i>	<i>Kindermädchen/ – ? –</i>

Der deutsche Weg ist grundlegend anders und vor allem weder einheitlich noch ökonomisch verlaufen (s. Tab. 1). Da die Situation im Deutschen allgemein bekannt ist, sei sie nur angerissen:

Strikte Einheitsbezeichnungen für Frauen und Männer nach dem schwedischen Modell wurden abgelehnt mit der Begründung, daß – erstens – bei einem *Kaufmann* oder *Arzt* nur an den männlichen Prototypen gedacht werde, die Frau also nicht wirklich enthalten sei, und daß – zweitens – bei einer solchen Einheitsform die Leistungen der Frauen unsichtbar gemacht würden. Frauen sollten daher sprachlich extra benannt, sichtbar gemacht werden und nicht unter die männliche Bezeichnung subsumiert werden. Trotz vieler Widerstände setzt sich immer mehr die Paarform vom Typ *Studenten* und *Studentinnen* durch, oft bei Erstnennung der weiblichen Form (*Studentinnen* und *Studenten*) bzw. abgekürzt mit Schrägstrichen (*Student/inn/en*) oder mit der

umstrittenen Binnenmajuskel I: *StudentInnen*. Erhebliche Komplikationen können bei umlautenden Feminina auftreten, wie einer Freiburger Stellenanzeige aus *Uni aktuell* (aus dem Jahr 1995) zu entnehmen ist:

An der Albert-Ludwigs-Universität ist die Stelle eines/r Akademischen R(ä)tes/in/
Akademischen Oberr(ä)tes/in zu besetzen.

Bei manchen Bezeichnungen kann man auf (möglichst pluralisierte) Präsens- oder Perfektpartizipien ausweichen (*die Studierenden, die Angestellten*), ebenso auf Adjektive (*die Kranken*). Schließlich gilt für das Deutsche, daß nicht nur Substantive gesplittet werden, sondern ebenso Artikel, Adjektive, Pronomina etc. Dabei entstehen die bekannten, vielzitierten Satzungenetze, die sich jedoch mit etwas Sprachgefühl (oder der Konsultierung einer Anleitung) vermeiden lassen.⁴⁸

Allerdings existieren auch sprachstrukturelle Gründe, die das Schwedische bei der Realisierung der Sexusneutralisierung gegenüber dem Deutschen begünstigen, nämlich das Genusystem: Im Deutschen ist weiblicher Sexus meist mit dem femininen Genus gekoppelt – *die Ärztin* –, ebenso männlicher Sexus mit maskulinem Genus – *der Arzt*. Anders im (Festland-)Skandinavischen, wo *Ärztin* und *Arzt* in einem Genus, dem sog. Utrum, vereint sind: Im Schwedischen heißt es also *läkare-n* (der Definitartikel wird suffigiert) statt, wie im Deutschen, *der/die Arzt/Ärztin*. Einige man sich also im Deutschen auf eine sexusneutrale Einheitsform, z.B. *Arzt*, so bestünde immer noch das Problem der (bei Personenbezeichnungen nicht arbiträren) Genuszuweisung (d.h. ob *der* oder *die Arzt*.)⁴⁹ Auch schwedische Adjektive, Relativpronomina etc. kennen – im Gegensatz zum Deutschen – keine Feminin/Maskulin-Unterscheidung (mehr). Dies erleichtert eine Sexusneutralisierung (s. Tab. 2).

Tabelle 2: Die Genusentsprechungen im Deutschen und Schwedischen

3 Genera	<u>deutsch</u>	<u>schwedisch</u>	2 Genera
Fem.	<i>die</i>	<i>den/-(-e)n</i>	Utrum
Mask.	<i>der</i>		
Neutr.	<i>das</i>	<i>det/-(-e)t</i>	Neutrum

Was jedoch den Pronominalbereich betrifft, so muß auch im Schwedischen das natürliche Geschlecht der Person preisgegeben werden: *hon* bedeutet 'sie', *han* bedeutet 'er'. Wenn also von einem sexusneutralen *läkare* 'Arzt/Ärztin' die Rede ist, der/die im Folgesatz pronominalisiert werden soll, ist man auch im Schwedischen gezwungen, das Geschlecht zu bezeichnen. Will man beispielsweise über die Rechte und Pflichten eines Arztes ganz allgemein, ungeachtet des Geschlechts, sprechen, so verwendet man im Schwedischen die beiden Proformen *han eller hon* 'er oder sie' (ähnlich dem Englischen, wo man sehr oft liest: *he or she* bzw. *s/he*). Was also im Skandinavischen (und Englischen) mühelos geht, stößt im Deutschen – obwohl theoretisch gleichermaßen möglich – auf Widerstände. Man liest (und hört) noch sehr selten *der Arzt – er oder sie*; wir suchen *jemand, der oder die* englisch spricht. Als Argument gegen solche pronominalen Paarformen wird in Deutschland die sprachliche Ökonomie, der angeblich zuwidergehandelt werde, ins Feld geführt. In Schweden ist man pragmatischer: Hier werden Paarformen – entgegen den ja gleichermaßen geltenden Ökonomieeinwänden – einfach verwendet.

Bevor man sich in Schweden für die Paarform *han eller hon* entschied, fand eine Diskussion darüber statt, wie man Personen sexusneutral mit einem Einheitspronomen wiederaufnehmen könnte: Dabei hat man sogar ernsthaft erwogen, aus dem Finnischen die dort wirklich sexusneutrale Einheitsform *hän* 'er, sie, es' zu entlehnen. Was sich also wie ein Vorschlag von Luise Pusch anhört, wird und wurde in Skandinavien ohne Häme, Polemik und Ironie diskutiert, und dies von Männern wie Frauen gleichermaßen. Bevor auf diese unterschiedliche Diskussionskultur eingegangen wird, soll anhand eines kurzen Ausschnitts aus einer schwedischen Zeitung ein Beispiel dafür geliefert, wie die Sexusneutralität von Personenbezeichnungen – hier durch Fettdruck hervorgehoben – praktisch funktioniert und wie selbstverständlich sie gehandhabt wird:

Göran Persson går till **talmannen** och begär att få avgå. Dagarna därefter kallar **talmannen** till sig partiledarna. Efter samtal ger **hon** en av dem uppdraget att bilda regering. (Eskilstuna Kuriren 19.9.1998)

Übersetzung: Göran Persson geht zum/zur Sprecher/in (wörtl.: '**Sprechmann**') und bittet darum, abzutreten. Einige Tage danach ruft der/die Sprecher/in ('**Sprechmann**') die Parteimitglieder zu sich. Nach einem Gespräch gibt sie einem/einer von ihnen den Auftrag, die Regierung zu bilden.

Dabei sei nochmals betont, daß dieses Neutralisierungsprinzip auch umgekehrt gilt (wenn auch nicht in diesem Ausmaß): *sjuksköterska* 'Krankenschwester/pfleger' oder *barnmorska* 'Hebamme/Geburtshelfer' kann im konkreten Fall ebenso selbstverständlich mit *han* 'er' wiederaufgenommen werden.

3.2. Von unterschiedlichen Diskussionskulturen

Als die männlichen Krankenschwestern in Schweden aufkamen, wurde dies auch hier anfänglich sehr kritisch beäugt. So fürchtete man ernsthaft, daß kein Mann mehr diesen Beruf ergreifen werde, wenn er durch diese weibliche Bezeichnung degradiert und der Lächerlichkeit preisgegeben würde. Man sann nach vielerlei Bezeichnungsalternativen, die sich jedoch – auch auf den Druck von weiblichen Krankenschwestern hin – nicht durchzusetzen vermochten.⁵⁰ Mittlerweile sind männliche Krankenschwestern längst Realität, und skandinavische Männer empfinden – im Gegensatz zu deutschen – eine weibliche Berufsbezeichnung nicht (mehr) als degradierend. Dies steht (immer wieder durch die Presse gehenden) Versuchen auf deutscher (und schweizer) Seite, eine sexusneutrale Verwendung weiblicher Berufsbezeichnungen einzuführen, diametral entgegen. Es sei in diesem Zusammenhang an die Stadt Eutin erinnert, die nach Einführung generischer Feminina schnell wieder Abstand davon nahm, um sich nicht dem allgemeinen Gelächter preiszugeben. Bezeichnenderweise wird der umgekehrte Fall, die generische Verwendung männlicher Berufsbezeichnungen, nicht wegen Lächerlichkeit, sondern wegen der Unsichtbarkeit der Frauen kritisiert (und dennoch praktiziert).

Diese m.E. grundlegenden deutsch-schwedischen Mentalitätsunterschiede lassen sich gut anhand der folgenden Zitate zweier deutscher und eines schwedischen Linguisten illustrieren, die eine Bewertung des gleichen Phänomens, nämlich weibliche Personenbezeichnungen auch auf Männer zu beziehen, vornehmen:

Der Versuch, zu vorhandenen sexusspezifischen Personenbezeichnungen für Frauen gleichlautende sexusneutrale nachträglich einzuführen (also etwa eine sexusneutrale *Professorin* zu schaffen), ist sprachlich unhaltbar; er verkennt das gesamte System der Lebewesenbezeichnungen. (Lieb/Richter 1990: 153)

De kånns kanske lite ovana men tycks fungera i praktiken. Vi kan i och med detta göra en ny anteckning i språkets annaler. (Allén 1982:20) Sie [Sexusneutralisierungen von Femininmovierungen⁵¹] klingen vielleicht etwas ungewöhnlich, scheinen aber in der Praxis zu funktionieren. Sie werden in die Annalen der Sprache eingehen.

Der schwedische Linguist Sture Allén ist Mitglied der schwedischen Akademie, die sich sehr für den Erhalt und die Pflege des Schwedischen einsetzt und eine eher konservative Einstellung erwarten lassen sollte. Was er de facto praktiziert, ist Innovatismus, Pragmatismus und Liberalismus. Dies kontrastiert häufig mit deutschem Dogmatismus und Konservatismus. Sprachkritik – und

dies ließe sich mit vielen Beispielen auf unterschiedlichen Ebenen belegen – ist in Deutschland zu oft rückwärtsgerichtet („Rettet den Konjunktiv!“). Vor diesem Hintergrund werden Feminisierungen als unbotmäßige Eingriffe in die Sprache abgewehrt. Sprachkritik in Skandinavien ist dagegen vorwärtsgerichtet (s. etwa die regelrechte Abschaffung der alten Verbplurale in den 60er Jahren, ebenso die movierter Personenbezeichnungen oder generell die höhere Akzeptanz von Orthographieformen). Die Argumentation bestätigt dabei aufs deutlichste die skandinavische „Leidenschaft nach Gleichheit“: Die Abschaffung veralteter Verbformen sollte Manifestationsmöglichkeiten von Bildungsunterschieden verhindern, die movierter Personenbezeichnungen die Benachteiligung von Frauen.⁵²

Was die linguistische Geschlechterforschung in Deutschland und Skandinavien betrifft, so sind weitere Unterschiede feststellbar, von denen hier nur einer genannt sei: In beiden Kulturen wurde sie stark durch männliche Linguisten geprägt, doch dies auf denkbar unterschiedliche Weise. In Deutschland war es die belehrende Replik von Hartmut Kalverkämper auf einen Artikel von Senta Trömel-Plötz, die den Stein ins Rollen brachte und die Diskussion zu einer Kontroverse bei geringer gegenseitiger Annäherung ausweitete. Der deutsche Diskussionsstil läßt sich – auf beiden Seiten – als polarisierend und polemisch charakterisieren. Dabei scheint auch eine Korrelation zwischen dem Sexus des/der Schreibenden und der vertretenen Positionen zu bestehen, ein Faktum, das in der Wissenschaft keine Rolle spielen sollte und daher gegen die Wissenschaftlichkeit bzw. für die Emotionalität spricht, mit der dieses Thema angegangen wird. Eine solche ‘Kultur’ ist in Skandinavien verpönt.

In Norwegen war es der Psychologe und Linguist Rolv Mikkjel Blakar mit seinem Buch *Språk er makt* (‘Sprache ist Macht’) im Jahr 1973, der die linguistische Geschlechterforschung begründete. 1996 erschien die sechste Auflage. Blakar förderte damals sprachliche Asymmetrien des Norwegischen mit einer Deutlichkeit zutage, wie dies ca. zehn Jahre später Trömel-Plötz und Pusch für das Deutsche getan haben, wengleich mit grundlegend anderer Resonanz, anderen Auswirkungen und anderer gesellschaftlicher Akzeptanz (noch heute wird diese Form von Sprachkritik in Deutschland als ‘Problem der Frauen’ angesehen).

Übrigens gilt wie für den sozialen und politischen, so auch für den linguistischen Bereich in Skandinavien das bemerkenswerte Faktum, daß Theoriebildung und praktische Umsetzung in einem umgekehrt proportionalen Verhältnis zueinander zu stehen scheinen: Die linguistischen Theoriebildungen zielen stets auf die praktische Umsetzbarkeit ab. Die Diskussion verlief weitaus konsens- und praxisorientierter als in Deutschland und zeitigte viel mehr Erfolge.

4. Ausblick

Überlegt man, was das Spezifische der skandinavischen Verhältnisse darstellt, ist auf die im Norden so typische pragmatische und konsensorientierte Einstellung zu Problemlösungen hinzuweisen. Eine viele Jahrzehnte währende gleichheitsorientierte und damit frauenfreundliche, stabile Politik hat mittlerweile nicht nur zu einem Bewußtsein, sondern zu einer Infrastruktur geführt, von der Deutschland noch weit entfernt ist. Hier fehlt oft der Mut, etwas auszuprobieren, statt es schon im Vorfeld zu zerreden. Hätte man z.B. bei der Diskussion, wie weit das Deutsche nun eine Männersprache ist oder nicht, nach Skandinavien geblickt, hätten sich die Forderungen etwa von Pusch 1984 nach einem Eingriff in das Sprachsystem schnell relativiert: Was hier als feministische⁵³ Spinnerei abgetan wurde, hat man in Skandinavien realisiert, und dies maßgeblich betrieben und unterstützt auch durch männliche Linguisten. Eine Polarisierung und Emotionalisierung wie in Deutschland hat nicht stattgefunden. Dies gilt auch für den sozialen und politischen Bereich. Gerade im Hinblick auf die Geschlechterfrage sollte der Blick öfter auf zwar kleinere, doch deutlich entwickeltere Kulturen gerichtet werden.

Anmerkungen:

- 1 Neuman: "Sverige som förbild", in: *Jäm-sides* S. 3-92.
- 2 "Unsere Geburtenrate liegt weit über dem europäischen Durchschnitt, wir sind in größerem Umfang erwerbstätig als unsere Kolleginnen im übrigen Europa [...] Wir haben mit europäischem Maß gemessen bedeutend mehr gleichgestellte Männer [sic!] [...] In Schweden bilden sich Frauen in gleichem, wenn nicht sogar höherem Maße wie Männer aus. Schweden nutzt alle seine Arbeitsressourcen, und gleichzeitig haben wir eine hohe Geburtenziffer. Diese ist wichtig, nicht nur aus demographischen, sondern auch aus Wohlfahrtgesichtspunkten [...] Individualbesteuerung, lang bezahlter Elternurlaub für Männer wie Frauen, und ein ausgebautes Versorgungssystem für Kinder ist unser Rezept für den Erfolg".
- 3 Kulawik: "Wie solidarisch ist der sozialdemokratische Universalismus?", in: Bie-ster et al.: *Das Unsichtbare Geschlecht der Europa*. Frankfurt/M./New York 1994.
- 4 Zahlen nach http://www.norden.org/Pub/statistik/statistik/N98_001E.htm. Jüngste Studien (1999) durch die *Interparlamentarische Union (IPU)* in Berlin belegen, daß es in 48 von 190 Staaten immer noch keine einzige Ministerin oder auch nur Staatssekretärin gibt. *Die Badische Zeitung* vom 12.10. 1999 berichtet weiter aus dieser Studie: "Schweden ist das einzige Land mit einer paritätisch besetzten Regierung. In den nordischen Ländern sitzen mit rund 39% Prozent auch die meisten Frauen in den Parlamenten. Das übrige Europa bringt es auf zwölf Prozent, und die arabischen Staaten erreichen gerade mal einen Frauenanteil von drei Prozent."
- 5 http://www.norden.org/Pub/statistik/statistik/N98_001E.htm
- 6 Kurpjoweit: *Gleichstellung in Schweden*, Oldenburg 1997, S. 78.
- 7 Vgl. *Eurostat Yearbook 1997*, Luxembourg 1997. Die Zahlen beziehen sich auf Frauen in der Altersgruppe von 16-64.
- 8 Untersuchung der Europakommission 1998 mit dem Titel: "Die Möglichkeiten in Europa, Berufs- und Familienleben zu vereinbaren". Zit. nach Ligestillingsrådet (Hrsg.): *Årsberetning 1998*.
- 9 Untersuchung der Europakommission 1998.
- 10 Interessanterweise korreliert die Erwerbstätigkeit der Frauen nicht mit niedriger Fertilität. Obwohl Deutschland im internationalen Vergleich eine relativ niedrige Frauenerwerbsquote hat, ist die Geburtenrate ebenfalls eine der niedrigsten in der EU. Vgl. Kurpjoweit: *Gleichstellung in Schweden*, S. 198. Die verhältnismäßig hohe Fertilität in Skandinavien läßt sich sicherlich u.a. auf die gesicherte staatliche Kinderversorgung zurückführen. In Schweden kehren 80% der Frauen in ihren alten Beruf zurück, in Deutschland nur jede zweite. Vgl. Kurpjoweit: *Gleichstellung in Schweden*, S. 188.
- 11 Einen sehr ergiebigen Vergleich der Sozial- und Familienpolitik zwischen Deutschland und Skandinavien unternimmt Kurpjoweit in dem Kapitel: „Exkurs: Das konservativ-institutionelle Wohlfahrtsmodell Deutschlands im Vergleich“, in: Kurpjoweit: *Gleichstellung in Schweden*, S. 195.
- 12 Vgl. *Eurostat Yearbook 1997*, S. 108-110.
- 13 Kurpjoweit: *Gleichstellung in Schweden*, S. 82-83.
- 14 Bemerkenswert sind auch die unterschiedlichen Reaktionen auf die Hochkonjunkturen der fünfziger und sechziger Jahre: Während in Skandinavien, vor allem Frauen eingestellt wurden, um die Lücke auf dem Arbeitsmarkt zu schließen (in Schweden lag ein staatlicher Schutz vor Diskriminierung der Frauen vor), bevorzugte man in Deutschland die männlichen Gastarbeiter und betonte nachdrück-

- lich, die Frau hätte zu Hause ihren Platz. Vgl. Kurpjoweit: *Gleichstellung in Schweden*, S. 83.
- 15 Eine übersichtliche Darstellung des Frauenlebens in Skandinavien von den ersten Agrargesellschaften bis zur Gegenwart liefern Skald und Haavio-Mannila in ihrem Artikel „Die Gleichheit der Geschlechter - Mythos oder Realität in Skandinavien?“ In: S.R. Graubard (Hrsg.): *Die Leidenschaft für Gleichheit und Gerechtigkeit. Nordeuropäische Studien 4*, Baden-Baden 1988, S. 177-204.
- 16 Die Höfe waren während der oft langen Wikingfahrten unter weiblicher Verwaltung. Dadurch hatten die Wikingerinnen nachweislich mehr Einfluß als Frauen etwa in Mitteleuropa. Vgl. Dahlgård: *Women in Denmark*, Kopenhagen 1980, S. 16-23.
- 17 Der junge Norweger Niels Klim landet unversehens im Staat Potu (Palindrom von Utopia), in dem sich die Bäume auf einmal zu Frauen entwickeln. Es stellt sich heraus, daß in diesem – in mehrerer Hinsicht – phantastischen Staat Frauen auf allen entscheidenden Posten sitzen. Holberg (1741) Kap. II.
- 18 In den 1880ern wütete in Skandinavien die sogenannte *Sædelighedsfejde* (dt: 'Die Sittlichkeitsfehde') oder '*Den store nordiske krig om seksualmoralen*' (dt: 'Der große nordische Krieg über die Sexualmoral'). Der Kernpunkt des Streits, an dem viele nordische Schriftsteller (u.a. auch Ibsen) und ein paar Schriftstellerinnen (z.B. Amalie Skram) beteiligt waren, betraf die Frage, inwiefern sich die Männer den gleichen Sittlichkeitsansprüchen wie die Frauen unterwerfen sollten bzw. ob umgekehrt die Frau die gleichen sexuellen Rechte wie die Männer haben sollte.
- 19 Vgl. Bonnie S. Andersen und Judith P. Zinsler: *Eine eigene Geschichte. Frauen in Europa. Vom Absolutismus zur Gegenwart*, Frankfurt/M. 1995. Skard und Haavio-Mannila betonen jedoch bei der Entstehung der ersten Frauenbewegung einen dem Norden ganz eigenen Verlauf: Die Entwicklung der Frauenbewegung in den nordischen Ländern erfolgte schrittweise, und da die Verfahrensmodi friedlich und nicht gesetzeswidrig waren, wurde dramatischen Ereignissen, die das feministische Streben in anderen Ländern begleiteten, aus dem Weg gegangen. Vgl. Skard und Haavio-Mannila: "Die Gleichheit der Geschlechter", S. 181.
- 20 In den südeuropäischen, katholischen Ländern herrscht das Subsidiaritätsmodell, das die Familie als verantwortlich für das soziale Wohlergehen seiner Mitglieder sieht. In Deutschland und dem übrigen Mitteleuropa ist das Bismarcksche Modell verbreitet, demzufolge der/diejenige von staatlicher Seite finanzielle Unterstützung erhält, der/die erwerbstätig war oder ist.
- 21 Vgl. Graubard: *Die Leidenschaft für Gleichheit und Gerechtigkeit*, Baden-Baden 1988.
- 22 Vgl. Kurpjoweit: *Gleichstellung in Schweden*, S. 186-87.
- 23 Vgl. Hermes: *Wohlfahrtsstaat und Frauenmacht*, Baden-Baden 1989, S. 18.
- 24 Vgl. Dahlberg: "Aktivt jämställdhetsarbete", in: *KVT 3/1986*, Stockholm 1986.
- 25 Vgl. Klein und Myrdal: *Die beiden Rollen von Frauen, Heim und Arbeit*, London 1970 (auf schwedisch 1956). Daß 14 Jahre zwischen der schwedischen und der deutschen Erstausgabe liegen, deutet darauf hin, daß die Ideen von Klein und Myrdal in Deutschland in den 50er Jahren wenig Anklang gefunden haben.
- 26 „Nachteile, Einsamkeit und Isolierung ist die gängige Strafmethode für die Hausfrauen- und Kinderarbeit“.
- 27 Vgl. Menningen: *Ungleichheit im Wohlfahrtsstaat*, Reinbek bei Hamburg 1971, S. 94.
- 28 Zit. nach Duve: *Olof Palme*, Reinbek bei Hamburg 1986, S. 110.
- 29 Vgl. Kurpjoweit: *Gleichstellung in Schweden*, S. 81.
- 30 Zit. nach Gamillscheg: "Der Wohlfahrtsstaat ist unser Freund", in: *Badische Zeitung* vom 20.5.1996, Freiburg 1996.

- 31 Hernes: *Wohlfahrtsstaat und Frauenmacht*, S. 9-10.
- 32 Ebd., S.11.
- 33 Einen interessanten Vergleich zwischen der ersten und zweiten Frauenbewegung in den skandinavischen Ländern ziehen Skard und Haavio-Mannila in: "Die Gleichheit der Geschlechter", S. 186-187.
- 34 Hernes: *Wohlfahrtsstaat und Frauenmacht*, S. 30-42.
- 35 Ebd., S. 37.
- 36 Ebd., S. 37.
- 37 Eine sehr ausführliche Darstellung dieser Entwicklung in Dänemark findet sich bei Bockhorst und Siim: *Kvinder i velfærdsstaten*, Ålborg 1986.
- 38 Das Ehegattensplitting ist in Deutschland noch immer gültig! Siehe zu diesem Thema Kurpjoweit: *Gleichstellung in Schweden*, S. 199.
- 39 Als ein Beispiel für Theoriebildung in Skandinavien ist die *Genus*-Theorie zu erwähnen, die bezeichnenderweise wieder durch ihre Anwendungsmöglichkeiten auf das konkrete Leben, durch ihren Pragmatismus gekennzeichnet ist. Die von der Schwedin Yvonne Hirdmann entwickelte Theorie ist in Abkehr zur *Gender*-Theorie entstanden. *Genus* ist zwar wie *Gender* das kulturell geformte Geschlecht. Während aber *Gender* in binärer Opposition zum *Sexus* steht und damit einen ahistorischen Charakter annimmt, hat *Genus* einen konkret historischen Charakter: *Genus* definiert sich somit aus allen männlichen und weiblichen Erfahrungen, d.h. aus den Verhaltensweisen, die unter uns bestehen. Durch das bewußte Beobachten dieser Verhaltensweisen entstehen aber auch Änderungsmöglichkeiten. *Genus* wird damit operationalisierbar und findet eine praktische Anwendung. Vgl. Y. Hirdmann: „Genusystemet“, in: *Sou 1990:44. Demokrati och Makt i Sverige. Maktutredningens huvudrapport*, Stockholm 1990. S. 74-114.
- 40 Dies war der Slogan auf dem Internationalen Frauentag in Schweden am 8.3.1995. Kurpjoweit: *Gleichstellung in Schweden*, S. 226.
- 41 Ligestillingsrådet: *Årsberetning 1998*, Viborg 1998.
- 42 Die Problematik wird in der *FAZ* vom 29.1. 1999 von Jasper von Altenbockum dargestellt. Der Artikel mit dem Titel: „Nun blüht die Prostitution wieder im verborgenen“ ist in einem sehr tendenziösen und ironischen Ton gehalten.
- 43 Dänemark und Norwegen sind kurz danach der Initiative gefolgt.
- 44 Auffällig ist, daß in diesem Prospekt nicht nur über die Regelungen für Erziehungsurlaube in Dänemark, sondern auch in Schweden und Norwegen informiert wird. Durch die Förderung des *Nordisk Råd* ist eine sehr enge organisatorische Zusammenarbeit zwischen den nordischen Ländern entstanden.
- 45 Zu einer ausführlicheren Darstellung dieses linguistischen Problems, kontrastiert mit dem Deutschen, vgl. Nübling, Damaris, „Warum können schwedische Männer Krankenschwestern (*sjuksköterskor*) werden, deutsche aber nur Krankenpfleger? Zum Einfluß sprachinterner und sprachexterner Faktoren im Deutschen und im Schwedischen, in: *Linguistische Berichte*, 182/2000, S.199-230.
- 46 Zu einzelner siehe Ritva Himanen: *Kvinnliga ombudsmän och manliga sjuksköterskor. Titlar och yrkesbeteckningar i nusvensk dagspress*, Uppsala 1990.
- 47 Ausführlich zu dieser Debatte siehe Andersson, Thorsten, „Manlig sjuksköterska“, in: *Nordiska studier i filologi och lingvistik*, Lund 1976, S. 1-11.
- 48 Hierzu siehe beispielsweise Susanna Häberlin: *Übung macht die Meisterin. Ratschläge für einen nichtsexistischen Sprachgebrauch*, München 1992, und Marlis Hellinger/Christine Bierbach: *Eine Sprache für beide Geschlechter. Richtlinien für einen nicht-sexistischen Sprachgebrauch*, Bonn 1993.

- 49 Hier siehe ausführlich Luise Pusch: *Das Deutsche als Männersprache*, Frankfurt/M. 1984.
- 50 Siehe Thorsten Andersson: „Manlig sjuksköterska“, in: *Nordiska studier i filologi och lingvistik*, Lund 1976, S. 1-11.
- 51 Wie z.B. *sjuksköterska* 'Krankenschwester' oder die Anrede *syster* 'Schwester' für Männer wie Frauen.
- 52 Ähnlich wie im Deutschen hatten auch im Schwedischen movierte Personenbezeichnungen pejorative (Neben-)Bedeutungen.
- 53 Allein das Wort 'feministisch' hat in Skandinavien grundlegend andere (und vor allem weniger pejorative) Konnotationen als im Deutschen. Selbstverständlich ist auch das schwedische Substantiv *feminist* sexusneutral. Bezeichnenderweise verzeichnet der Duden ausschließlich *Feministin*, männliche Vertreter sind also gar nicht vorgesehen.

Literatur:

- Altenbockum, Jasper von:** „Nun blüht die Prostitution wieder im Verborgenen“, in der *FAZ* 29.1.1999.
- Anderson, Bonnie S. und Zinsser, Judith P:** *Eine eigene Geschichte. Frauen in Europa. Vom Absolutismus zur Gegenwart*, Frankfurt/M. 1995.
- Andersson, Thorsten:** „Manlig sjuksköterska“, in: *Nordiska studier i filologi och lingvistik* (Festschrift Gösta Holm), Lund 1976, S. 1-11.
- Die Badische Zeitung*, Freiburg am 12.10.1999.
- Benzon Knudsen, Kim:** *Køn, Magt og Demokratisering*, Ligestillingsrådet 1998.
- Blume, Herbert:** „Schwedisch han/hon und seine Entsprechungen im Deutschen“, in: *Skandinavistik* 12/2, 1982, S. 137-151.
- Borchorst, Annette und Siim, Birte:** *Kvinder i velfærdsstaten. Mellem moderskab og lønarbejde gennem 100 år*, Ålborg 1986.
- Bußmann, Hadumod:** „Das Genus, die Grammatik und – der Mensch: Geschlechterdifferenz in der Sprachwissenschaft“, in: Hadumod Bußmann/Renate Hof: *Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften*, Stuttgart 1995, S. 115-160.
- Dahlberg, Anita:** „Aktivt jämställdhetsarbete – frigörelse med förhinder“, in: *KVT* 3/1986, Stockholm 1986.
- Dahlerup, Drude:** *Vi har ventet længe nok – håndbog i kvinderepræsentation*, Kopenhagen 1988.
- Dahlgård, Inga:** *Women in Denmark. Yesterday and today*, Kopenhagen 1980.

- Doleschal, Ursula:** *Movierung im Deutschen. Eine Darstellung der Bildung und Verwendung weiblicher Personenbezeichnungen*, Unterschleissheim/München 1992.
- Duve, Freimut (Hrsg.):** *Olof Palme. Er rührte an die Herzen der Menschen*, Reinbek bei Hamburg 1986.
- Die europäische Kommission:** *Eurostat Yearbook 1997. A Statistical Eye on Europe 1986-1996*, Luxembourg 1997.
- Einarsson, Jan:** "Män, kvinnor och språk", in: *Nordiska Studier i filologi och lingvistik. Festschrift Gösta Holm*, Lund 1976, S. 59-75.
- Frederiks, Inge und Rømer, Hilda:** *Kvinder, mentalitet, arbejde. Kvindehistorisk forskning i Norden*, Århus 1999.
- Gamillscheg, Hannes:** „Der Wohlfahrtsstaat ist unser bester Freund“, in: *Badische Zeitung*, Freiburg am 20.5. 1996
- Gomard, Kirsten:** "Sexistische Sprachmuster im Dänischen und Tendenzen sprachlichen Wandels", in: Marlis Hellinger (Hrsg.): *Sprachwandel und feministische Sprachpolitik. Internationale Perspektiven*, Darmstadt 1985, S. 84-95.
- "Teorier om sprog, kommunikation og køn", in: Peter Widell/Mette Kunøe (eds.): *6. Møde om Udforskningen af Dansk Sprog*, Aarhus 1997, S. 77-85.
- Grabrucker, Marianne:** *Vater Staat hat keine Muttersprache*, Frankfurt/M. 1993.
- Graubard, Stephan Richard (Hrsg.):** *Die Leidenschaft für Gleichheit und Gerechtigkeit. Nordeuropäische Studien 4*, Baden-Baden 1988.
- Häberlin, Susanne:** *Übung macht die Meisterin. Ratschläge für einen nicht-sexistischen Sprachgebrauch*, München 1992.
- Hellinger, Marlis:** *Sprachwandel und feministische Sprachpolitik. Internationale Perspektiven*, Darmstadt 1985.
- /Bierbach, Christiane: *Eine Sprache für beide Geschlechter. Richtlinien für einen nicht-sexistischen Sprachgebrauch*, Bonn 1993.
- Hernes, Helga Maria:** *Wohlfahrtsstaat und Frauenmacht. Essays über die Feminisierung des Staates. Nordeuropäische Studien 6*, Baden-Baden 1989.
- Himanen, Ritva:** *Kvinnliga ombudsmän och manliga sjuksköterskor. Titlor och yrkesbeteckningar i musvensk dagspress*, Uppsala 1990.
- Holberg, Ludvig:** *Niels Klims Underjordiske Rejse. 1741-1745*. A. Kragelund (Hrsg.), Kopenhagen 1970.
- Hirdmann, Yvonne:** „Genussystemet“, in: *SOU 1990:44. Demokrati och Makt i Sverige. Maktutredningens huvudrapport*, Stockholm 1990, S. 73-114.
- Ibsen, Henrik:** *Et Dukkehjem*, Kopenhagen 1879.
- Kalverkämper, Harmut:** "Die Frauen und die Sprache", in: *Linguistische Berichte* 62, S.-72.
- Klein, Josef:** "Benachteiligung der Frau im generischen Maskulinum – eine feministische Schimäre oder psycholinguistische Realität?", in: Norbert Oellers (Hrsg.): *Germanistik und Deutschunterricht im Zeitalter der Technologie. Vorträge des Germanistentages Berlin 1987, Bd. 1: Das Selbstverständnis der Germanistik*, Tübingen 1979, S. 310-319.

- Klein, Viola und Myrdal, Alva:** *Die beiden Rollen von Frauen, Heim und Arbeit*, London 1970 (in schwedisch 1956).
- Kulawik, Teresa:** „Wie solidarisch ist der sozialdemokratische Universalismus? Wohlfahrtstheorien und soziale Staatsbürgerschaft in Schweden“, in: Biester, E. et al.: *Das unsichtbare Geschlecht der Europa. Der europäische Einigungsprozess aus feministischer Sicht*, Frankfurt/M./New York 1994.
- Kurpjoweit, Karin:** *Gleichstellung in Schweden. Zur Frauen- und Bildungsforschung in der EU*, Oldenburg 1997.
- Ligestillingsrådet:** *Årsberetning 1998*, Viborg 1998.
- Ligestillingsrådet:** *Far på orlov*, Kopenhagen 1996.
- Lindgren, Astrid:** *Pippi Långstrump*, Stockholm 1945.
- Lunde, Katrin:** „Geschlechtsabstraktion oder –spezifikation? Entwicklungstendenzen im Bereich der norwegischen Berufsbezeichnungen“, in: Marlis Hellinger (Hrsg.): *Sprachwandel und feministische Sprachpolitik: Internationale Perspektiven*, Darmstadt 1985, S. 96-122.
- Mårtensson, Eva/Svensson, Jan:** *Offentlighetsstruktur och språkförändring*, Lund 1988.
- Menningen, Walter:** *Ungleichheit im Wohlfahrtsstaat*, Reinbek bei Hamburg 1971, 94. Hg. Unter dem Originaltitel: *Jämlikhet*, Stockholm 1984.
- Møller Jensen, Elisabeth u.a.:** *Nordisk Kvindelitteraturhistorie IV. På jorden 1960-1990*, Kopenhagen 1997.
- Neuman, G.:** „Sverige som förbild“, in: *Jämsides* 3-92.
- Nielsen, Ruth:** *Equality Legislation in a comparative Perspective – Towards State Feminism?* Kopenhagen 1987.
- Nübling, Damaris:** „Warum können schwedische Männer Krankenschwestern (*sjuksköterskor*) werden, deutsche aber nur Krankenpfleger? Zum Einfluß sprachinterner und sprachexterner Faktoren im Deutschen und im Schwedischen“. Erscheint in: *Linguistische Berichte* 182/2000, S. 199-230.
- Oksaar, Els:** *Berufsbezeichnungen im heutigen Deutsch. Soziosemantische Untersuchungen mit deutschen und schwedischen experimentellen Kontrastierungen*, Düsseldorf 1965.
- Pusch, Luise:** *Das Deutsche als Männer-sprache*, Frankfurt/M. 1984.
- Rossenbeck, Klaus:** „Der Pilot Maria Buhlmann und Schwester Emil – darf frau das sagen? Deutsche und schwedische Streiflichter zum Thema Sprache, Sexismus und Emanzipation“, in: *Moderne Sprachen* 89, 1985, S. 56-69.
- Skard, Torild und Haavio-Mannila, Elinna:** „Die Gleichheit der Geschlechter – Mythos oder Realität in Skandinavien?“, in: Graubard, S.R. (Hrsg.): *Die Leidenschaft für Gleichheit und Gerechtigkeit. Nordeuropäische Studien* 4, Baden-Baden 1988.
- Teleman, Ulf:** „Hur många genus finns det i svenskan?“, in: ders. (Hrsg.): *Grammatik på villovägor*, Stockholm 1987, S. 106-114.
- „Han, hon eller vem som helst“, in: *Språkvård* 1/1995, S. 3-9.
- Trömel-Plötz, Senta:** *Frauensprache: Sprache der Veränderung*, Frankfurt/M. 1982.

Uecker, Heiko: „Skandinavische Autorinnen“, in: Gnüg, Hiltrud und Möhrmann, Renate: *Frauenliteraturgeschichte*, Stuttgart 1999.

Wennström, Elsy: „Drömmen om den nya familjen. Alva Myrdal och befolkningsfrågan“, in: *I framtidens tjänst. Ur folkhemmets idéhistoria*, Malmö 1986.

Widmark, Gun: „Han och hon“, in: *Språkform och språknorm* (Festschrift Bertil Molde), Lund 1979, S. 264-271.

Zum Selbstverständnis russischer Schriftstellerinnen

In den letzten Jahren hat eine intensive Beschäftigung mit den Auswirkungen der sowjetischen Geschlechterpolitik sowohl in Rußland als auch im westeuropäischen und US-amerikanischen Raum stattgefunden. Die Analysen basieren auf soziologischen, historischen, literaturwissenschaftlichen und allgemein kulturwissenschaftlichen Untersuchungen. Zentrale Themen sind v.a. die Konsequenzen der Mehrfachbelastung russischer Frauen (Beruf und Hausarbeit), ihr Selbstverständnis und damit eng verbunden ihre kritische Haltung zu Strömungen des westlichen Feminismus. Dabei ist immer wieder festzustellen, daß die gegenwärtigen russischen Geschlechterbeziehungen kontrovers beurteilt werden.¹

Ein wichtiger Faktor für das Divergieren der Ergebnisse sind die Analyse-kategorien, die an die jeweilige Fragestellung angelegt werden und die nicht zuletzt aus unterschiedlichen Erfahrungswelten resultieren. Im russischen Kulturraum wird nach den Erfahrungen mit der sowjetischen Emanzipations- und Gleichheitsrhetorik gefordert, man könne die den Geschlechtern 'wesens-eigenen' Merkmale nicht außer acht zu lassen: Russische Frauen haben die Folgen einer rein funktionalen Emanzipation intensiv erlebt. So fordern viele statt Emanzipation die Wiedereinführung des Geschlechtsunterschiedes.²

Die folgende Darstellung zum Selbstverständnis russischer Schriftstellerinnen stellt deren Situation aus der Perspektive einer westlichen Betrachterin dar. Sowohl die Fragen an die Autorinnen als auch die Einordnung ihrer Aussagen erfolgen vor dem Hintergrund von Verfahren, die historische Wurzeln und den Erfahrungshintergrund der angesprochenen Frauen beleuchten. Hierdurch soll versucht werden, für westliche Betrachtende befremdlich klingende Äußerungen nachvollziehbar zu machen. Dabei ist es möglich, daß russische Leserinnen meinen Ergebnissen nicht zustimmen und argumentieren würden, die Übertragung westlicher Kategorien auf die russischen Verhältnisse sei unangebracht – ein wichtiger Punkt, den es für weitere Arbeiten zu berücksichtigen gilt. Dennoch möchte ich mich in diesem Beitrag bewußt an eine Deskription aus westlicher Perspektive halten.

Die Frage, warum ausgerechnet das Selbstverständnis von Schriftstellerinnen an dieser Stelle einen zentralen Platz einnimmt, wenn in diesem Band überwiegend Frauenbewegungen und feministische Theorien weltweit geschildert werden, ist wie folgt zu beantworten: Neben den offiziellen Frauen-

verbänden der kommunistischen Partei bildete sich die erste informelle Gruppe – genannt *Marija* –, die explizit die schwierige Lage der Frauen in der UdSSR thematisierte, um die Schriftstellerinnen Julija Voznesenskaja und Tat'jana Mamonova. So nahmen Schriftstellerinnen eine herausragende Position bei der Verbalisierung frauenspezifischer Forderungen ein. Dabei ist aus westlicher Perspektive ein Festhalten an traditionellen Weiblichkeitsbildern und gerade bei Schriftstellerinnen eine Ablehnung des westlichen Feminismuskurses zu beobachten.³ Die Analyse des Selbstverständnisses schreibender Frauen ist des weiteren von besonderem Interesse, weil traditionell Autoren (jedoch kaum Autorinnen) eine besondere Rolle im öffentlichen Leben spielten. In Zeiten politischer Repression, Zensur und Diktatur nahm die Literatur in Rußland seit dem 18. Jahrhundert bis zum Zerfall des Sowjetimperiums die Funktion eines oppositionellen Diskurses ein, der Mißstände thematisierte und Fragen nach der nationalen Identität und alternativen politischen Entwürfen aufwarf.

Zur Wahrnehmung des (westlichen) Feminismus in Rußland

Der Einstieg in das Thema erfolgt zunächst über eine äußerst provokante Stellungnahme der auch im Westen bekannten Schriftstellerin Tat'jana Tolstaja zu den Ideen des amerikanischen Feminismus.

Sie fragt 1992 in einem Artikel, veröffentlicht in der Zeitung *Moskau News*: „Auf welche Weise wollen wir (in Rußland; E.V.) die Ideen des amerikanischen Feminismus, die bei uns anscheinend immer populärer werden, auf unseren heimatlichen Boden, in die Sprache unseres Lebens übertragen?“ Im Verlauf des Artikels weist Tolstaja jedoch die Übernahme von westlichen, v.a. amerikanischen Ideen, zurück:

Heute ziehen wir Massenkultur, Standardimbißbuden, saloppe Kleidung und freie Manieren (...) vor. Freilich hatten wir auch früher gewisse Schwierigkeiten bei der Übernahme fremder Kulturen, damit steht es heute nicht viel besser. Das liegt nicht an unserer Armut, sondern an einer besonderen Beschaffenheit unserer Hirne, an einer russischen Gehirnwinding, die natürlich unseren nationalen Reiz, unseren rein slawischen Charme bildet und die Aufmerksamkeit anderer Völker anzieht, wie das bereits Gogol bemerkt hat.⁴

Tolstaja polemisiert im Verlauf des Artikels auch gegen amerikanische Feministinnen, die sich – nach Ansicht Tolstajas – erniedrigt fühlten, wenn ihnen ein Mann in den Mantel helfe und die behaupteten, daß Frauen nicht auf ihr Äußeres zu achten hätten. Die Autorin ist sehr erstaunt darüber, daß Amerikanerinnen sich das Recht erkämpft hätten, in der Armee und in Berufen arbeiten zu dürfen, die schwerste körperliche Arbeit erforderten. Neben diesen für Tolstaja fragwürdigen Errungenschaften würden es amerikanische Frauen

als feministischen Befreiungsschlag werten, selbständig den Schlosser bei verstopften Abflußrohren rufen zu können. All dies kommentiert die Autorin im Hinblick auf die besondere russische Situation wie folgt:

Wenn man aber der russischen Frau amerikanische Rezepte vorschlägt, der russischen Frau, die, wie ein Dichter es formulierte, ein galoppierendes Pferd anhalten und in ein brennendes Haus stürzen kann, die selbst wie ein Pferd für die Familie arbeitet, für die sie Mutter, Vater, Bankier, Schlosser, Ernährer, Beschützer und Tröster zugleich ist, wenn man ihr vorschlägt, doppelt so viel zu arbeiten und den Mann als einen Feind zu betrachten, die Träume von der Erholung, der Fraulichkeit und den Kindern als spießbürgerlich und rückständig zu negieren, und wenn diese Rezepte von geradeheraus gesagt übersättigten und gepflegten Damen stammen, die in einer Treibhausatmosphäre aufgewachsen sind, so wirkt das alles lächerlich, beleidigend und widersinnig. Die Fähigkeit, einen Schlosser anzurufen, ist im amerikanischen Leben wertvoll, bei uns aber absolut nutzlos, denn am anderen Ende der Leitung gibt es keinen Schlosser.⁵

Anhand der zitierten Stellen lassen sich zahlreiche Besonderheiten einer russischen Haltung dem westlichen Feminismus gegenüber einerseits und zur eigenen Tradition andererseits aufzeigen: Scheinbar existiert eine bestimmte Vorstellung davon, wie eine Frau zu sein hat (nämlich schön), welche besonderen Wünsche russische Frauen haben (Sehnsucht nach Erholung, Ende der Mehrfachbelastung) und eigene nationale Lösungskonzepte für eine verbesserte Stellung der Frau, die mit einer Abgrenzung zu westlichen Ideen einhergehen. Die von Tolstaja angeführte Position mag überzogen und singular erscheinen. In Anbetracht der Tatsache jedoch, wie weit diese Annahmen und Einstellungen im öffentlichen Leben der Postsowjetzeit verbreitet sind, spiegelt sie weite Teile des postsowjetischen Diskurses über die Geschlechterrollen.⁶

Nach diesen allgemeinen Aussagen einer russischen Autorin zum westlichen/ US-amerikanischen Feminismus möchte ich im Folgenden intensiver auf die Situation von schreibenden Frauen eingehen. Wie bereits erwähnt, formulierten Schriftstellerinnen als erste die Lebensbedingungen von Frauen in der UdSSR. Dies und die Tatsache, daß SchriftstellerInnen traditionell eine hohe moralische Autorität eingeräumt wurde und wird, war u. a. ein Grund für mich, während eines Studienaufenthaltes in St. Petersburg 1996/97 und 1998 das Gespräch mit Autorinnen zu suchen und nach deren Selbstverständnis zu fragen.

Bei den Gesprächen mit den Autorinnen war für mich auch von Interesse, wie sich das literarische Leben – insbesondere für Frauen – in Rußland nach dem Zerfall der Sowjetunion entwickelte. Neben Fragen nach Publikationsbedingungen und nach Entwicklungen literarischer Gruppen bzw. neuer künstlerischer Strömungen schenkte ich dem Identitätsfindungsprozeß schreibender Frauen Beachtung: Welche Komponenten beeinflussten dessen Konstituierung?

Bei der Vorbereitung meiner 'Feldforschungen' war mir bewußt, daß mein Interessengebiet – die genderorientierte Slawistik – bei großen Teilen der in Frage kommenden GesprächspartnerInnen auf Ablehnung stoßen würde. Vorträge bzw. Lesungen russischer Autorinnen in Deutschland machten immer wieder die negative Einstellung bezüglich Fragen nach möglichen weiblichen Perspektiven in ihren Texten deutlich. Mit analogen Erfahrungen wurde ich in St. Petersburg selbst konfrontiert. Die eigentliche Kontaktaufnahme zu schreibenden Frauen und auch Männern gestaltete sich einfach: Im Laufe weniger Wochen ergaben sich v.a. zu LyrikerInnen Verbindungen. Jedoch reduzierten sich die Kontakte sehr schnell, nachdem ich mein Anliegen erwähnte, mich ausschließlich mit den Produktionsbedingungen und Texten von Autorinnen zu befassen.

Mein Vorhaben wurde mit Unverständnis und Ablehnung aufgenommen. Mir wurde vorgeworfen, die Texte von Männern zu ignorieren und man legte mir nahe, mich doch ausführlich mit AutorInnen (bei den Angeführten handelte es sich v.a. um die LyrikerInnen Iosif Brodskij (1940-1996), Viktor Krivulin (geb. 1949) und Anna Achmatova (1889-1966), die Prosaiker Sergej Dovlatov (1941-1990) und Daniil Granin (geb. 1919) – also fast ausnahmslos Männer) zu beschäftigen, die sich allgemein großer Wertschätzung erfreuten.

Meine als ignorant bezeichnete Fragestellung nach der Kategorie 'Geschlecht' in den Texten von Frauen wurde darauf zurückgeführt, daß ich als junge, im reichen Westen aufgewachsene Frau, kaum die Problematik des russischen Alltags begreifen könne und mir daher nicht im Klaren über dessen Dimensionen sei.⁷ Bekanntlich ist das Leben eines Großteils der russischen Bevölkerung geprägt durch eine schlechte wirtschaftliche Lage, die die Menschen zwingt, nicht nur eine Arbeitsstelle, sondern mindestens zwei bis drei anzunehmen. Dazu kommen gerade in den Großstädten weite Anfahrtswege bei einem schlechten öffentlichen Verkehrssystem. Bei der Hausarbeit muß z.B. auf technische Hilfsmittel wie Waschmaschinen verzichtet werden, was auch im Privatleben v.a. von Frauen harte körperliche Arbeit fordert. Die Mehrfachbelastung von Frauen wird dem kommunistischen Regime angelastet, das durch seine Gleichstellungspolitik Frauen neben der Hausarbeit auch noch die Erwerbsarbeit aufgebürdet habe.⁸ In Anbetracht der Tatsache, daß die vielfältigen Auswüchse des Sowjetregimes sowie die wirtschaftliche Not alle Bevölkerungsschichten betrafen bzw. bis heute ihre Auswirkungen zeigen, kann – so die überwiegende Meinung meiner GesprächspartnerInnen⁹ – der Situation von Frauen bei der Betrachtung der Vergangenheit und Gegenwart kein Sonderstatus eingeräumt werden. Sehr häufig wird darauf abgehoben, wie auch von Tat'jana Tolstaja in den eingangs zitierten Textpassagen, daß die russische Frau vor dem Hintergrund der – zweifelsohne enormen – Belastungen die eigentliche Heldin des ganzen Geschehens sei. In diesem Zusammen-

hang kann es auch verstärkt zur Selbststilisierung kommen: Die russische Frau scheint alles meistern zu können. Deshalb brauche sie auch keinen Erfahrungsaustausch mit Frauen aus dem Westen, insbesondere nicht mit amerikanischen Feministinnen.

Es wurde deutlich, daß ein Weiterkommen und eine Fortsetzung der Gespräche nur dann möglich war, wenn Fragen allgemeiner formuliert und das Thema Geschlechterforschung gar nicht bemüht wurden. So konnte ich mit der Zeit einen intensiveren Kontakt zu Elena Dunaevskaja und Elena Pudovkina aufbauen.¹⁰

In meinen Gesprächen mit den beiden Lyrikerinnen Elena Dunaevskaja und Elena Pudovkina waren mir folgende Fragen besonders wichtig:

- 1.) Inwiefern wurde und wird das literarische Talent von der nächsten Umgebung gefördert bzw. wie wird die künstlerische Arbeit aufgenommen?
- 2.) Welche Bedeutung haben andere Autoren und Autorinnen für die persönliche künstlerische Entwicklung und warum gerade diese (impliziert war hier auch die Frage nach der eigenen Einordnung in eine männliche bzw. weibliche Tradition innerhalb der russischen Literaturgeschichte)?
- 3.) Fühlt sich die Lyrikerin einer bestimmten literarischen Strömung zugehörig?
- 4.) Welche schreibende Frauen im Rußland des 18., 19. und 20. Jahrhunderts sind ihr bekannt und wie erklärt sie sich deren Nichtpräsenz in der Literaturgeschichte?
- 5.) Mit welchem Begriff besteht eher eine Identifikationsmöglichkeit: dem des *poët* oder der *poëtessa*?

Diese Themenbereiche sollten eine Annäherung an die Frage ermöglichen, inwiefern ein spezifisches Bewußtsein russischer Frauen hinsichtlich ihrer literarischen Arbeit besteht und ob sie für sich andere Bedingungen wahrnehmen als für ihre männlichen Kollegen.

Des weiteren war von Interesse, welche Bewertungsmaßstäbe an literarische Texte aus der Feder von Frauen angelegt werden und welche Konsequenzen dies für Texte von Frauen bezüglich ihrer Verortung im literarischen Kanon hat.

Beide Frauen betonen, daß sie von der Familie im Hinblick auf ihre künstlerisch-literarische Arbeit unterstützt würden und verbanden Beschränkungen in dieser Arbeit mit dem Sowjetregime bzw. mit der Neustrukturierung des literarischen Markts im Zuge der allgemeinen gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Veränderungen.

Ihre Texte betrachten sie als Ergebnisse sehr persönlicher Arbeit, die sie trotz zahlreicher Kontakte zu anderen LiteratInnen keiner allgemeinen literarischen Strömung zurechnen möchten. Sie unterstreichen den individuellen

Charakter ihrer Gedichte. Diese Abgrenzung ist eng verbunden mit der Vorstellung von der Genialität des Künstlers, seiner Einzigartigkeit und der Autonomie seines Schaffens. Durch das Hervorheben der Originalität der Einzelnen wird dementsprechend kein Anschluß an eine weibliche Tradition gesucht.

Die Kontakte zu anderen AutorInnen und Zirkeln ergaben sich bereits in der Zeit ihrer literarischen Anfänge, in der Stagnationszeit.¹¹ Hier sammelten sie sich in nonkonformistischen Gruppen¹², der AdressatInnen- und LeserInnenkreis war damit eng umrissen: Oppositionelle, die sich gegen die herrschende Doktrin wandten und ständig unter der Observation des KGB standen. Im Rahmen der Perestrojka und nach dem Zerfall der Sowjetunion war eine Abgrenzung zum Staat obsolet geworden: Durch die Distanz zum Staat aber hatte man sich bis zu diesem Zeitpunkt über bestimmte Normen vergewissert und konnte das eigene Handeln positiv konnotieren. Das Selbstverständnis bezog man aus der Mitgliedschaft zur inoffiziellen Literaturszene. Nach dem Wegfall des 'Feindes' stellte sich für viele Mitglieder nonkonformistischer Gruppen die Frage nach der Positionierung im neuen literarischen Leben und damit auch nach einer neuen Identität.

Möglichkeiten der Identifikation boten bis zu diesem Zeitpunkt fast ausnahmslos AutorInnen und Personen des öffentlichen Lebens, deren künstlerische Programme und Ansichten dem offiziellen Kurs entgegengesetzt waren: Man nannte mir Autoren wie Iosif Brodskij oder Sergej Dowlatov, die in der UdSSR meist nicht gedruckt wurden und mit deren Schicksal man sich identifizieren konnte. Im Verlauf der Gespräche wurde deutlich, daß diese Um- bzw. Neuorientierung ein zentrales Erlebnis für meine Gesprächspartnerinnen war: Der Beginn der Perestrojka 1985 markiert für sie nicht nur den politischen und gesellschaftlichen Transformationsprozeß, er brachte die NonkonformistInnen auch in eine Situation, in der man ihre bisherige Position als Autorität in verschiedenen – bis dato inoffiziellen – Diskursen anzweifelte. Durch die zunehmende Transparenz im öffentlichen Leben der Sowjetunion verringerte sich jedoch die Notwendigkeit, demokratische Strukturen einzufordern und das kommunistische System anzuprangern. Das Problem, das Vakuum der Identität neu zu füllen, stellt für viele Dichtende heute eine große Herausforderung dar, was in ihren Texten explizit thematisiert wird.

Was aber den Arbeiten höchstens implizit zu entnehmen ist, ist das Nachdenken über die Befindlichkeit der schreibenden Frau in dieser Umbruchssituation und Neuorientierung. Die Veränderungen werden sowohl im Kollektiv wahrgenommen (in einem Gedicht¹³, das Dunaevskaja als charakteristisch für ihre Wahrnehmung der gesellschaftlichen Liberalisierung bezeichnet, verwendet sie durchgehend die Erste Person Plural des Personalpronomens, um dem Erlebten Ausdruck zu verleihen) als auch als Individuum (Pudovkina gebraucht in einem Text, der ebenfalls den Transformationsprozeß zum Gegenstand hat¹⁴,

die Erste Person Singular des Personalpronomens. An den Endungen der Verben ist zu erkennen, daß es sich um ein weibliches Ich handelt), dennoch bleibt festzuhalten, daß die Erlebnisse auf den ersten Blick nicht aus einer weiblichen Perspektive verarbeitet wurden. Aber vielleicht ist diese vermiedene Bewußtmachung ein Merkmal, das sich häufiger bei Frauen findet: In dem Wunsch, rein allgemeine – und daher häufig männliche – Erfahrungen zu teilen, zeigt sich ebenfalls die Angst davor, in eine 'Frauenecke' abgedrängt und nicht ernstgenommen zu werden. Diese Beobachtung läßt sich nicht nur für den russischen Kulturraum festhalten – obwohl sie hier ganz besondere Aufmerksamkeit finden sollte.¹⁵

Bei meiner Frage, welche Autorinnen aus der russischen Literaturgeschichte bekannt seien (ausgenommen waren natürlich schreibende Frauen der Gegenwart), wurden mir jeweils Anna Achmatova (1889-1966) und Marina Cvetaeva (1892-1941)¹⁶ genannt. Die Namen schreibender Frauen¹⁷ des 18. und 19. Jahrhunderts wurden oft gar nicht erkannt, die Autorinnen nur im Hinblick auf ihre Beziehungen zu bekannten Männern ihrer Zeit bzw. der Trivialliteratur jener Zeit zugeordnet. Obwohl die Texte dieser Frauen weder von Dunaevskaja noch von Pudovkina gelesen wurden, kritisierten sie an ihnen fehlende 'allgemein-menschliche' Fragestellungen¹⁸, die triviale Themenauswahl, die zeitliche Gebundenheit und mangelnde sprachliche Gestaltung, was die Aufnahme in den literarischen Kanon verhindert habe.

Im Vordergrund des Interesses steht also eine ästhetische Gestaltung des Werkes, die fast ausschließlich auf das sprachliche Kunstwerk abzielt. Unbedeutend sind Untersuchungen bezüglich der Fragen, inwiefern sich z.B. die Lebenswirklichkeit von Frauen in den Texten widerspiegelt. Durch das Verschütten einer weiblichen Literaturgeschichte – durch den blinden Fleck innerhalb der Literaturgeschichte¹⁹ – ist es den Autorinnen nicht möglich, sich in eine andere Tradition als der bisherigen – fast rein männlichen – einzuordnen. Vielmehr distanzieren sie sich von einer weiblichen Linie, da sie durch eine Inferiorisierung von Texten schreibender Frauen eine Abwertung ihrer Arbeit und die eigene Isolierung befürchten. In Konsequenz hieraus bezeichnen sie sich auch als *poëty*, als Dichter und nicht als *poëtessy*, Dichterinnen. Vor allem Verfasserinnen von Liebesromanen des 19. Jahrhunderts wurden *poëtessy* genannt. Bis heute wird dieser Ausdruck lediglich mit Trivialliteratur in Verbindung gebracht – eine Zuordnung, gegen die sich viele zeitgenössische Autorinnen wehren.

Das Verschweigen bzw. die Banalisierung großer Teile der Textproduktion von Frauen führt dazu, daß Frauen Identifikationsmodelle fehlen, die es ihnen ermöglichen, explizit weibliche Erfahrungen anzusprechen und zu dieser Themenauswahl zu stehen.²⁰ Die Kriterien der beiden Dichterinnen, nach denen

sie die ungelesenen Werke andere Frauen bewerten, orientieren sich an traditionellen 'männlichen' Kunstmaßstäben, was eine alternative Textbetrachtung von Beginn an ausscheiden läßt.²¹

Als geschlechtsspezifisch nehmen die beiden Frauen keines ihrer Probleme wahr, die Identifikation erfolgt in großem Maße über die Zugehörigkeit zur inoffiziellen Literatur- und Intellektuellenszene der UdSSR. In ihren Bewertungen von Literatur und der Situation schreibender Frauen halten sie an konventionellen Bewertungsmustern fest. Ihre Aussagen stehen exemplarisch für ein – nach westlichen Maßstäben – anti-feministisches Selbstverständnis, das eher die Norm als die Ausnahme zu sein scheint.

Zur Frage nach den Wurzeln eines (anti-)feministischen Selbstverständnisses in Rußland

Vor dem Hintergrund dieser Aussagen ist nach den spezifischen Gründen für solche Einstellungen zu fragen. Hierfür bietet sich ein Blick auf die russische Geistesgeschichte sowie auf allgemein-historische Entwicklungen des 19. und 20. Jahrhunderts an. Bei Fragen zu den hier verkürzt dargestellten Prozessen kann in der Auswahlbibliographie weiterführende Literatur aufgefunden werden.²²

Im Folgenden werde ich religions- und naturphilosophische Aspekte, überwiegend des 19. Jahrhunderts, ansprechen, die die derzeitigen Diskussionen über Geschlechterrollen entscheidend mitgeformt haben. Im Anschluß werde ich kurz auf besondere Entwicklungen in der Sowjetära und die angebliche Lösung der Frauenfrage zu Beginn der Sowjetzeit eingehen.

Geistesgeschichtliche Strukturen: Russische Orthodoxie und Religionsphilosophie – Ausgangspunkte der Geschlechterdichotomie

Ein Grund, der die Abwehrhaltung zum westlichen Feminismus und die Starrheit der Rollenmuster wesentlich mitbestimmt, liegt in der byzantinisch-orthodoxen Tradition. Die Orthodoxie versteht sich als frauenfreundlich und verweist auf die zahlreichen weiblichen Heiligen und den scheinbar progressiven Muttergotteskult, der im Rahmen der russischen Orthodoxie zelebriert wird.²³

Daneben weist die byzantinische Christusverehrung weitere Elemente auf, die eine Überhöhung des Weiblichen als Idealmenschliches forcieren, was die russischen Frauen auf der Suche nach Selbstverständigung mehr in die eigene Vergangenheit blicken läßt.²⁴ Die Gestalt Christi ist in den russisch-

orthodoxen Glaubensinterpretationen entsexualisiert-androgyn ausgerichtet und wird mit traditionell weiblich konnotierten Zügen wie Bescheidenheit, Opferwille und Selbstaufgabe verbunden; Eigenschaften, die im Zuge des gegenwärtigen Transformationsprozesses – der v.a. als Siegeszug des Individualismus empfunden wird – als nachahmens- und erstrebenswert gelten. So wird vordergründig der Frau Respekt und Achtung entgegengebracht, gleichzeitig jedoch ist sie auf bestimmte Verhaltensweisen festgelegt, wenn sie die Achtung nicht verlieren will. Diese Verhaltensweisen schließen Handlungen wie das zielstrebige Durchsetzen eigener Interessen nahezu aus. Der Frau ist in diesem System eine dienende, aufopfernde Funktion zugewiesen, ihr Handlungsspielraum stark eingeschränkt.

Im Zuge der allgemeinen Orientierungssuche weiter Teile der postsowjetischen Gesellschaft, die auch der Kirche verstärkten Zulauf von neuen Mitgliedern bringt, ist es nicht erstaunlich, daß von der Orthodoxie vorgeformte und weitertransportierte starre Geschlechterbilder einen großen Verbreitungsgrad finden und gerne als willkommene Orientierungshilfe angenommen werden.

Intensiviert wurden die traditionellen Rollenbilder von Mann und Frau durch religionsphilosophische Strömungen, die um die Jahrhundertwende in Rußland auf reges Interesse stießen und heute – im Rahmen der Rekonstruktion einer russischen und der Abgrenzung zu einer sowjetischen Geschichte – wieder rezipiert werden.²⁵ Im Zentrum dieser Überlegungen steht der Sophienmythos, der die Vorstellung beinhaltet, aller schöpferischer Anfang liege im Weiblichen, der Weisheit Gottes.²⁶ Diese Vorstellung konkretisiert sich in der Literatur des russischen Symbolismus immer mehr zu der Idee von einer Frau bzw. einer weiblichen Kraft, die Halt geben soll. Aus einem Konzept der göttlichen Weisheit ist somit eine Person geworden, die Liebe und Einheit verkörpert, in Rußland auch bekannt als „Ewige Weiblichkeit“ (*večnaja ženstvennostʹ*).²⁷

Bei den gegenwärtigen Untersuchungen zum Sophienmythos überwiegen jedoch nicht kritische Positionen, die die traditionelle Kulturgeschichtsschreibung hinterfragen: Der Sophienmythos wird als Beweis für den ‘allgemein weiblichen Charakter Rußlands’ angeführt.

Neben diesen eher spezifisch russischen Entwicklungen – gerade was die Wiederbelebung der skizzierten Traditionen angeht – sind westeuropäische Einflüsse, v.a. aus dem Zeitraum des beginnenden 19. Jahrhunderts, nicht zu vernachlässigen. Überlegungen der Naturphilosophen, die Frauen auf feste Geschlechterrollen wie Ehefrau, Mutter und Versorgende begrenzten,²⁸ wurde nicht nur im 19. Jahrhundert v.a. von Autoren wie Ivan Turgenev²⁹ und Lev Tolstoj³⁰ begeistert aufgenommen und diskutiert – was sich z.B. in den literarischen Weiblichkeitsentwürfen zahlreicher Autoren zeigt: Ihr hoher Wirkungsgrad läßt sich auch zum gegenwärtigen Zeitpunkt teilweise an den Arbeiten

russischer KulturwissenschaftlerInnen ablesen, die diese Weiblichkeits- und Männlichkeitsentwürfe z.T. unreflektiert übernehmen.³¹ Herausragendes Beispiel ist hierfür der angesehene Kulturwissenschaftler Jurij Lotman. In seinen Ausführungen über die russische Adelswelt des 18. und 19. Jahrhunderts verwechselt Lotman fortwährend literarische Darstellungen mit der Realität. Er entnimmt fiktiven Texten Beispiele, um seine Ausführungen zur real existierenden Mädchen- und Frauenbildung aus dem von ihm untersuchten Zeitraum zu belegen.³²

Auf die Frage an russische Philologen und Philologinnen nach der mangelnden Präsenz von Frauen im literarischen Kanon erhält man häufig den Hinweis, es gäbe durchaus viele Frauen in der russischen Literatur. Die Ausführungen beziehen sich jedoch im Folgenden nicht auf schreibende Frauen, sondern auf fiktive Frauengestalten, v.a. aus den Texten Turgenevs, Puškins und Dostoevskijs! Außer Anna Achmatova und Marina Cvetaeva werden keine weiteren schreibenden Frauen genannt.³³

*„Emanzipation – die hatten wir schon!“
Zur vermeintlichen Lösung der Frauenfrage in der UdSSR*

Die Abgrenzung zu westlichen feministischen Strömungen liegt nicht nur in der russischen Geistesgeschichte begründet: Eine Perspektive, die bei Tolstaja anklingt, weist auf die negativen Erfahrungen russischer Frauen mit der ‘Emanzipation’ hin. Die Ursache der von Tolstaja beklagten Mehrfachbelastungen russischer bzw. sowjetischer Frauen ist jedoch nicht nur in der derzeitigen desolaten wirtschaftlichen Lage zu sehen, sondern seit dem Beginn der Sowjetzeit zu beobachten.

Mit der Oktoberrevolution erwartete man nicht nur das Ende der sozialer Unterdrückung breiter Bevölkerungsschichten in Rußland, auch die Frauenbewegung schien ihr Ziel erreicht zu haben. Die bolschewistische Regierung gab Frauen das Wahlrecht und die Möglichkeit der gleichberechtigten politischen Partizipation. Die Frauenfrage galt als gelöst, Männer und Frauen als gleichgestellt.³⁴

Dem gegenüber stehen jedoch schon ab 1918 die Unterdrückung feministischer Zeitschriften und das Verbot der Gründung von Interessensgruppen jeglicher Art (und damit auch der Interessensgruppen von Frauen), da es nicht im Sinne der Partei mit ihrem anti-individuellen Charakter war, pluralistische Tendenzen zu unterstützen.³⁵ Innerhalb der Parteistrukturen erfolgte die Gründung sogenannter *ženotedly* (‘Frauenabteilungen’), welche die Rekrutierung des weiblichen Teils der Bevölkerung für die Partei bezweckten. Frauen, die diesen Parteigliederungen angehörten und sich die Parteiziele und deren Programme aneigneten, bezeichnete man als – im Sinne des Sozialismus – ‘auf-

geklärte' Frauen – andere Frauen hingegen, die sich den Parteistrukturen verweigerten, rückten in den Status der Rückständigkeit und wurden als Trägerinnen bourgeoisen oder provinziellen Gedankengutes gebrandmarkt.³⁶

Tätigkeiten, die Frauen im Haushalt ausübten, wurden von Lenin als unproduktiv bewertet, mußte man doch den wirtschaftlichen Aufbau nach dem I. Weltkrieg in Gang setzen. Frauen sollten ihre Kraft für die Gesellschaft einsetzen.³⁷

Gerade heute wird im Prozeß der Abgrenzung zur Sowjetzeit die Meinung vertreten, das Sowjetregime habe die Absicht gehabt, im Zuge der Gleichstellung der beiden Geschlechter Frauen zu maskulinisieren und damit ihre Weiblichkeit zu opfern. Daß es sich um keine reale, sondern um eine rein formale Gleichstellung handelte, hinter der die Macht des ontologischen Scheins fast ungebrochen ist,³⁸ ist heute – v.a. in der westlichen Forschung – unbestritten. Dennoch ist die sogenannte Lösung der Frauenfrage für Russen und Russinnen bis heute u.a. ein zentraler Punkt bei der Ablehnung feministischer Forderungen: „Emanzipation? Die hatten wir schon.“ Gefordert wird heute sowohl von KommunistInnen und Nationalkonservativen die Wiedererrichtung des Geschlechtsunterschiedes, eines Unterschiedes also, der sich für das Empfinden vieler Russen und Russinnen im Verlauf der Sowjetzeit scheinbar aufgelöst hat.³⁹ Das Identitätskonzept des *Homo sovieticus* mit seinem Anspruch, sowohl für Männer als auch für Frauen zu gelten, spielt hierbei eine zentrale Rolle. Vergessen scheint die eigene russische Frauenbewegung, deren exponierteste Vertreterin Aleksandra Kollontaj (1872-1952) war, und die nicht für, sondern gerade gegen die Mehrfachbelastung von Frauen und gegen deren gesellschaftliche Diskriminierung eintrat.⁴⁰

Dieser Exkurs in die russische (Geistes-) Geschichte sollte verdeutlichen, in welchem hohem Maße bis heute diese Entwicklungen und Einstellungen gegenwärtige Prozesse mitformen und an welche Punkte die Suche nach Abgrenzung zur Sowjetzeit und zum Westen anknüpft. Diese sehr verkürzt dargestellten Prozesse mögen sicherlich grob verallgemeinernd und einseitig wirken. Wechselbeziehungen müßten viel deutlicher herausgearbeitet und westliche Entwicklungen als Kontrastfolie stärker berücksichtigt werden.

Ausblick

Seit Beginn der 1990er Jahre werden in Rußland verstärkt Frauenorganisationen und -verbände gegründet. Zurückzuführen ist diese Entwicklung u.a. auf die sich verschlechternde Situation für Frauen durch den Transformationsprozeß (z.B. auf dem Arbeitsmarkt). Diese Tendenzen verschärften den Blick für frauenspezifische Probleme. Zunächst wurden in Moskau und St. Petersburg

burg Zentren zur Geschlechterforschung aufgebaut, seit den letzten Jahren setzt sich diese Entwicklung auch verstärkt in anderen Städten fort, zu nennen sind Murmansk, Iževsk, Ivanovo, Twer', und Charkov/Kiev (Ukraine). Häufig ist man hier an einem interkulturellen Austausch interessiert und prüft die Möglichkeiten einer Übernahme feministischer Theorien, die im Westen ihren Ursprung haben, auf die russischen Verhältnisse und bezieht eigene Modelle in die Betrachtungen ein. Neben Untersuchungen, wie beispielsweise zu Möglichkeiten und Chancen der Frauenförderung im Erwerbsleben, werden hier auch Seminare und Veranstaltungen auf kulturwissenschaftlichem Gebiet angeboten. Das Interesse an der Geschichte schreibender Frauen und der geschlechtsspezifischen Ausleuchtung ihrer Texte ist jedoch außerhalb dieser Institute gering. An Universitäten und anderen Bildungseinrichtungen werden z.B. die Texte nicht-kanonisierter Frauen meist abwertend kritisiert, wobei sich in den Reihen der Kritiker nicht nur Männer befinden.

Doch wird immer deutlicher, daß sich neben den etablierten Wissenschafts- und Forschungseinrichtungen Initiativen regen, die es sich zum Ziel gesetzt haben, die Stellung der Frau aus einer veränderten, neuen Perspektive zu untersuchen, denn es bleibt eine Frage: Hatte Rußland wirklich schon die Emanzipation?

Anmerkungen:

- 1 Vgl. hierzu die in der Literaturliste aufgeführten Arbeiten.
- 2 Vgl. hierzu das Kapitel „Emanzipation – die hatten wir schon“.
- 3 Vgl. hierzu Christa Ebert: „Alte/neue Weiblichkeitsbilder in der postsowjetischen Literatur. Zur Übersetzung des feministischen Diskurses in der russischen Kultur,“ in: Wolfgang Kissel u.a. (Hrsg.): *Kultur als Übersetzung. Klaus Städtke zum 65. Geburtstag*, Würzburg 1999. S. 307-318.
- 4 Tat'jana Tolstaja: „Übersättigte Damen aus der Treibhausatmosphäre. Die Schriftstellerin Tatjana Tolstaja behauptet, daß Rußland keinen amerikanischen Feminismus braucht“, in: *Moskau News* 2.2 (1992), S. 9. Bekannt wurde Tat'jana Tolstaja auch im Westen mit ihren Erzählungen, die übersetzt in mehreren Sprachen vorliegen, u.a.: *Sonja. Erzählungen*, Frankfurt/M. 1991; *Und es fiel ein Feuer vom Himmel. Sechs Erzählungen*, Berlin 1992; *Stelldichein mit einem Vogel. Erzählungen*, Hamburg – Zürich 1991.
- 5 Tolstaja, Tat'jana: „Übersättigte...“
- 6 Als weitere Person des öffentlichen Lebens, die ähnliche Standpunkte vertritt, kann Michail Gorbachev angeführt werden. Ein zentrales Anliegen des Reformprogramms von Gorbachev war es, die Frau wieder ihrer angeblich 'eigentlichen weiblichen Lebensaufgabe' zuzuführen, in: ders.: *Perestrojka – die zweite russische Revolution*, München 1987. Seine Frau Raisa Gorbacheva affirmierte diese Position in einem von ihr initiierten Klub (Klub der Raissa Maksimowna). In diesem Diskussionsforum für Männer und Frauen wurden u.a. Fragen nach der veränderten Stellung der Frau in der postsowjetischen Gesellschaft erörtert, wobei immer wieder darauf hingewiesen wird, daß der sich ausbreitende Kapitalismus und Individualismus v.a. für Frauen schädlich sei: Der neue Typus der Karrierefrau würde zur Folge haben, daß sich nun das 'wesens-eigene' aggressive Potential der Frau hemmungslos entfalten könne, was sich in einer deutlich erhöhten Zahl von Kindermorden niederschläge. Vgl. hierzu: Elisabeth Cheauré: „Eine Frau ist eine Frau. Beobachtungen zur russischen Feminismuskussion“. Unveröffentlichtes Vortragsmanuskript Freiburg 1999.
- 7 Zur Erklärung: Jede der Frauen, mit denen ich Kontakt aufnahm, war bis zur Perestrojka staatlichen Repressalien ausgesetzt; durch ihre oppositionellen Tätigkeiten bedingt litten sie unter starken Einschränkungen v.a. in Bezug auf ihre Berufsausübung und arbeiteten in Berufen, die nicht ihren Qualifikationen entsprachen. Häufig nahmen sie Hausmeisterdienste an. Neben dieser Tätigkeit übertrugen sie literarische Texte aus dem Englischen bzw. aus Sprachen nationaler Minderheiten der Sowjetunion in das Russische, verlegten also ihr künstlerisches Wirken auf den weniger observierten Bereich der Übersetzung.
- 8 Zur Mehrfachbelastung der Frau in der Sowjetunion vgl. das Kapitel „Emanzipation – die hatten wir schon“.
- 9 Diese Auffassung wird von ehemaligen DissidentInnen geradezu beschworen, wie ich bei Gesprächen mit MitarbeiterInnen der Organisation *Memorial*, die sich der Aufarbeitung sowjetischer, v.a. aber stalinistischer Verbrechen angenommen hat, feststellen konnte.
- 10 Elena Pudovkina wurde 1950 in Leningrad geboren. Nach einer Ausbildung zur Geologin arbeitete sie u.a. als Übersetzerin und als Hausmeisterin: Seit der Perestrojka ist sie auch bei der St. Petersburger Zeitung *Čas Pik* angestellt. Ihre Texte liegen sowohl in einem Gedichtband und in den russischen Zeitschriften *Neva*, *Zvezda* u.a. als auch in deutscher Übersetzung vor. Elena Dunaevskaja, ebenfalls 1950 geboren, nahm nach dem Studium der Mathematik die gleichen Tätigkeiten an wie Pu-

- dovkina. Sie veröffentlichte ebenfalls einen Band ihrer Gedichte, die z. T. auch in verschiedenen russischen Zeitschriften (*Oktjabr*, *Neva* u.a.) publiziert wurden.
- 11 Nach dem Sturz von Nikita Chruščev 1964 – in dessen Regierungszeit zumindest eine vorsichtige Auseinandersetzung mit der Stalinära möglich war, was sich in der Publikation kritischer Texte zu dieser Zeit zeigte – setzte unter der Führung von Leonid Brežnev bis zum Amtsantritt Michail Gorbatschov als Generalsekretär des Zentralkomitees der KPdSU wiederum eine streng reglementierte Kulturpolitik ein, in der auch Texte, die in der Chruščev-Ära publiziert wurden, wieder der Zensur unterworfen waren. Diesen Zeitraum der politischen und gesellschaftlichen Starre bezeichnet man als Stagnationszeit.
- 12 Mit den Begriffen 'inoffiziell' bzw. 'nonkonformistisch/NonkonformistInnen' sind Richtungen in Kunst und Literatur bzw. ihre VertreterInnen gemeint, die sich in ihren politischen Aktivitäten und in ihrer künstlerischen Arbeit bewußt von der offiziellen Parteilinie abwandten. Sie folgten anderen künstlerischen Richtlinien als denen der Doktrin des Sozialistischen Realismus und ihr Ziel war es, nie mehr zu den Verbrechen des kommunistischen Regimes zu schweigen.
- 13 Elena Dunaevskaja: „Protivna zapozdalaja nagrada ...“ ('Widerwärtig ist die verspätete Auszeichnung ...'), in: dies.: *Pismo v pustotu. Kniga stichotvorenij*. SPb. 1994, S. 156. Das Gedicht selbst entstand 1988.
- 14 Elena Pudovkina: „Ja prosila svobody ...“ ('Ich bat um Freiheit ...'), in: *Zvezda*, (1992) H.1, S. 45. Das Gedicht selbst entstand 1989.
- 15 Die Texte von Frauen werden häufig als trivial, emotional und zu wenig rational bezeichnet – unabhängig vom Inhalt und der sprachlichen Gestaltung. Selbst in sich progressiv gebenden Zeitschriften wie *Solo* sind hinsichtlich der Literatur von Frauen Auffassungen zu finden, wie sie der Redakteur Alexandr Michajlov vertritt: „Hier (also in der Frauenliteratur) fehlt auf eine sehr liebe Weise jegliches Streben nach Wahrheit. Logik und Moral – das sind völlig leere Begriffe für die gegenwärtige Frauenliteratur. Wir konnten noch keinen Text der Frauenliteratur lesen, der uns durch gedankliches Gewicht oder Tiefe beeindruckt hätte. Die Frauenliteratur will überhaupt nicht die Welt erkennen, wie das dem zielstrebigem männlichen Charakter eigen ist. Die Autorinnen der Frauenliteratur wollen mit tiefer Unmittelbarkeit vor allem selbst erkannt werden. Ihnen fehlt jegliche Metaphysik und gerade das ist das Bezaubernde.“ (Übersetzung E.V.) Russisches Zitat bei Nohëjl, Regine: „Wunschträume und Alpträume. Zur Thematisierung von Körperlichkeit und Sexualität in der postsowjetischen Frauenprosa“, in: Christina Parnell (Hrsg.): *Frauenbilder und Weiblichkeitsentwürfe in der russischen Frauenprosa*, Frankfurt/M. et al. 1996, S. 193-212, hier S. 199. Nohëjl weist in ihren Ausführungen zum Zitat darauf hin, daß Weiblichkeit und weibliches Schreiben wie selbstverständlich auf eine geistlose, passive und außengeleitete Körperlichkeit festgelegt werden. Das Zitat macht deutlich, daß den Texten schreibender Frauen kaum bzw. kein literarischer Wert beigemessen wird. So wird verständlicher, warum schreibende Frauen darum bemüht sind, nicht in eine weibliche Traditionslinie, sondern in eine männliche Umgebung eingebunden zu werden. Ein Verhalten, das sich bei Cvetaeva und Achmatova ebenfalls aufzeigen läßt. Vgl. hierzu Barbara Heldt: *Terrible Perfection*, Indianapolis et al. 1987, S. 12-24.
- 16 Anna Achmatova und Marina Cvetaeva: Die beiden einzigen Frauen bzw. Lyrikerinnen, die im russischen Literaturkanon vertreten sind. Achmatova war Mitbegründerin der avantgardistischen Strömung des Akmeismus, von Cvetaeva liegen außer Arbeiten im Bereich der lyrischen Gattung auch autobiographisch

- gefärbte Prosatexte und literarische Essays vor. Sie wird im Bereich der Lyrik als wegbereitend für Arbeiten russischer schreibender Frauen angesehen.
- 17 Bei den aufgeführten Autorinnen handelte es sich u.a. um Anna Bunina (1774–1828), Karolina Pavlova (1807 – 1893) und Ekaterina Rostopčina (1811–1858).
- 18 Wieder muß die Frage gestellt werden – wie zuvor bei den Betrachtungen über eine implizit-explizit weibliche Stimme in den Texten der beiden Lyrikerinnen – ob diese ‘allgemein-menschlichen’ Fragen nicht nur Bereiche ansprechen, die von Männern als allgemeingültig betrachtet werden und somit von Frauen als ebenfalls verbindlich empfunden werden, um nicht im Literaturbetrieb isoliert zu sein.
- 19 Lena Lindhoff: *Einführung in die feministische Literaturtheorie*, Stuttgart – Weimar 1995, S. 50.
- 20 Ebd.: S. 45.
- 21 Erst wenn Merkmale wie bspw. Zweistimmigkeit des Diskurses nicht mehr als Mangel sondern als spezifische Eigenheit von der Kritik anerkannt werden, kann eine adäquate Einordnung von Texten, die bisher für literarisch ‘minderwertig’ gehalten wurden, geleistet werden Vgl. hierzu Lindhoff (1995): S. 49.
- 22 Leider kann ich an dieser Stelle nicht auf den Modernisierungsprozeß in der Sowjetunion und dessen Folgen für die Geschlechteridentitäten eingehen. Zu diesem Aspekt sind die Arbeiten von Elena Zdravomyslova und Martina Ritter in: *Feministische Studien* 17 (1999) Nr.1: „Geschlechterverhältnisse in Rußland“ hilfreiche Ergänzungen.
- 23 Elisabeth Cheauré: „Feminismus à la russe. Gesellschaftskrise und Geschlechterdiskurs“, in: Cheauré, Elisabeth (Hrsg.): *Kultur und Krise. Rußland 1987-1997*, Berlin 1997, S. 151-178, hier S. 159f.
- 24 Christina Parnell: „Das nicht-feministische Selbstverständnis russischer Schriftstellerinnen. Begründete Skepsis gegenüber dem Feminismus?“, in: *Russisch lernen und lehren. Mitteilungsblatt der Landesvereinigung der Lehrkräfte der russischen Sprache an Schulen, Volkshochschulen und Hochschulen in Nordrhein-Westfalen e.V. Informationen für Russischlehrer*, (1995) H.1, S. 25-33.
- 25 Cheauré (1997): S. 169f.
- 26 Sophia: Allg.: das meisterliche, vollendete Können. Platon verstand unter diesem Begriff das Wissen von den Ideen, besonders von der Idee des Guten. Religionsphilosophische Spekulationen über die Sophia als die persönliche Weisheit Gottes gab es schon im Judentum, die im Christentum aufgegriffen wurden. Die Ostkirche führte diese religionsgeschichtliche Tradition fort und weihte der Weisheit Gottes nach der Sophia-Hagia in Konstantinopel weitere Bauten. In der russischen Sophiologie des 19./20. Jahrhunderts wird mit Sophia die im gesamten Weltall als Weltseele und Vernunft der Schöpfung, im Leib Christi niedergelegte Weisheit bezeichnet.
- 27 In der russischen symbolistischen Literatur fand diese Vorstellung eine rege Aufnahme, Aleksandr Blok (1880-1921) widmete einen Gedichtband der Idee vom Ewig Weiblichen, die in den Bildern von der schönen Dame personifiziert wurde.
- 28 Vgl. hierzu: Verena Ehrich Häfeli: „Zur Genese der bürgerlichen Konzeption der Frau: der psycho-historische Stellenwert von Rousseaus Sophie“, in: Johannes Cremerius et al (Hrsg.): *Literarische Entwürfe weiblicher Sexualität*, Bern 1984 (=Freiburger literaturpsychologische Gespräche 12), S. 89-134.
- 29 Vgl. hierzu v.a. Barbara Heldt: *Terrible Perfection*, Indianapolis et al.: 1987, S. 12-24.
- 30 Elisabeth Cheauré: „Anlässlich der Kreuzersonate...’ Geschlechterdiskurs im Rußland des ausgehenden 19. Jahrhunderts“, in: Ernst Hansack et al (Hrsg.): *Festschrift für Klaus Trost*, München 1999, S. 37-48.
- 31 Vgl. hierzu Cheauré (1997) und Heldt (1987).

- 32 Jurij Lotman: *Rußlands Adel. Von Peter I. – Nikolaus I.*, Köln – Weimar – Berlin 1997. Intensiv setzt sich Trix Saurenhaus mit dem Phänomen der Verwechslung von literarischen und realen Personen auseinander: dies.: *Die russische Schriftstellerin Anna Bunina (1774–1829). Weibliches Schreiben im patriarchalischen Diskurs*, Unveröffentlichte Magisterarbeit, Freiburg 1996, S. 89–134.
- 33 Vgl. Heldt (1987).
- 34 Daß dies in kleinster Weise zutrif, läßt sich sehr gut in folgenden Publikationen nachlesen (chronologisch): Gert Meyer: „Zur gesellschaftlichen Stellung der Frau in der UdSSR“, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, (1977) H.2, S. 196–213; Marianne Butenschön: „Frauenemanzipation in der UdSSR. Anspruch und Wirklichkeit: Die Sowjetfrau im Konflikt zwischen Beruf und Familie.“, in: *Osteuropa* 26 (1977) H.2, S. 91–104 und *Osteuropa* 26 (1977) H.3, S. 192–209; Britta Schmitt: *Zivilgesellschaft, Frauenpolitik und Frauenbewegung in Rußland: Von 1917 bis zur Gegenwart*, Königstein/Taunus 1997; Anna Köbberling: *Zwischen Liquidation und Wiedergeburt. Frauenbewegung in Rußland von 1917 bis heute*, Frankfurt/M. 1993; dies.: *Das Klischee der Sowjetfrau: Stereotyp und Selbstverständnis Moskauer Frauen zwischen Stalinära und Perestrojka*, Frankfurt/M. et al 1997.
- 35 Hierzu Catriona Kelly: „Class War and Home Front: from the Revolution to the Death of Stalin (1917–1953)“, in: dies. (Hrsg.): *A History of Russian Women's Writing*, Oxford 1994, S. 227–283, hier S. 228.
- 36 Ebd., S. 227–229.
- 37 Lenin beschreibt die Hausarbeit als eintönig und den Horizont beschränkend, fordert die Einrichtung von Krippen, Gemeinschaftsküchen und Kindergärten, wodurch die berufliche Tätigkeit von Frauen ermöglicht werden sollte. Er reflektierte jedoch kritisch die entstehende Doppelbelastung der Frauen und die ausbleibende Hilfe der Männer. Vgl. hierzu Richard Stites: *The Women's Liberation Movement in Russia*, Princeton 1978, S. 378.
- 38 Nohejl (1996): S. 196.
- 39 Catriona Kelly beschreibt dieses Bewußtsein großer Teil der russischen Bevölkerung wie folgt: „Generally speaking, Russian women believe that feminism depends on an assertion of women's right to equality irrespective of gender, rather than their right to erode women's identity and turn them into men. Western feminists, in the shocked minds of many Russians, are women who affect cropped hair, dungarees, and hobnailed boots, and campaign for women to be allowed work down mines.“, in: dies. (1994), S. 350.
- 40 Aleksandra Kollontaj hatte von November 1917 bis März 1918 den Posten einer Volkskommissarin für Sozialfürsorge inne. Sie war jedoch nicht nur politisch engagiert, sondern auch auf dem literarischen Gebiet zu Hause. In ihrer politischen und dichterischen Arbeit thematisiert sie immer wieder die Situation von Frauen und tritt für die sexuelle Befreiung der Frauen und für die persönliche Entscheidungsfreiheit ein.

Literatur:

Primärliteratur:

Dunaevskaja, Elena: „Protivna zapozdala-ja nagrada ...“ in: dies.: *Pis'mo v pustotu. Kniga stichotvorenij*. SPb. 1994, S. 156.

Pudovkina, Elena: „Ja prosila svobody ...“ in: *Zvezda*, (1992) H.1, S. 45.

Sekundärliteratur:

Assmann, Aleida: „Kanonforschung als Provokation der Literaturwissenschaft“ in: Heydebrand, Renate von (Hrsg.): *KanonMachtKultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildungen*, Stuttgart – Weimar 1998, S. 47-59.

Butenschön, Marianne: „Frauenemanzipation in der UdSSR. Anspruch und Wirklichkeit: Die Sowjetfrau im Konflikt zwischen Beruf und Familie“ in: *Osteuropa* 26 (1977) H.2, S. 91-104 und *Osteuropa* 26 (1977) H.3, S. 192-209.

Cheauré, Elisabeth: „Feminismus à la russe. Gesellschaftskrise und Geschlechterdiskurs“, in: dies. (Hrsg.): *Kultur und Krise. Rußland 1987-1997*, Berlin 1997, S. 151-178.

– „Eine Frau ist eine Frau. Beobachtungen zur russischen Feminismuskonzeption“, Unveröffentlichtes Vortragsmanuskript Freiburg 1999.

– „‘Anläßlich der Kreuzersonate...’ Geschlechterdiskurs im Rußland des ausgehenden 19. Jahrhunderts“, in: Hansack, Ernst et al (Hrsg.): *Festschrift für Klaus Trost*, München 1999, S. 37-48.

Ebert, Christa: „Alte/neue Weiblichkeitsbilder in der postsowjetischen Literatur. Zur Übersetzung des feministischen Diskurses in der russischen Kultur“, in: Kissel, Wolfgang (Hg.): *Kultur als Übersetzung. Klaus Städtke zum 65. Geburtstag*, Würzburg 1999. S. 307-318.

Ehrich-Häfeli, Verena: „Zur Genese der bürgerlichen Konzeption der Frau: der psycho-historische Stellenwert von Rousseaus Sophie“, in: Johannes Cremerius et al. (Hrsg.): *Literarische Entwürfe weiblicher Sexualität*, Bern 1984 (=Freiburger literaturpsychologische Gespräche 12), S. 89-134.

Feministische Studien 17 (1999) Nr.1; „Geschlechterverhältnisse in Rußland.“

Gorbatschow, Michail: *Perestrojka – die zweite russische Revolution*, München 1987.

Heldt, Barbara: *Terrible Perfection*, Indianapolis et al.: 1987, S. 12-24.

Kelly, Catriona (Hrsg.): *A History of Russian Women's Writing 1820-1992*, Oxford 1994.

Köbberling, Anna: *Zwischen Liquidation und Wiedergeburt. Frauenbewegung in Rußland von 1917 bis heute*, Frankfurt/M. 1993.

– *Das Klischee der Sowjetfrau: Stereotyp und Selbstverständnis Moskauer Frauen zwischen Stalinära und Perestrojka*, Frankfurt/M. et al 1997.

Lindhoff, Lena: *Einführung in die feministische Literaturtheorie*, Stuttgart – Weimar 1995.

- Lotman, Jurij:** *Rußlands Adel. Von Peter I. bis Nikolaus I.*, Köln – Weimar – Berlin 1997.
- Meyer, Gert:** „Zur gesellschaftlichen Stellung der Frau in der UdSSR“, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, (1977) H. 2, S. 196–213.
- Moskovskije Novosti* 46, 23.11.1997: Ženskij vopros: Ždite otveta.
- Nohéjl, Regine:** „Wunschträume und Alpträume. Zur Thematisierung von Körperlichkeit und Sexualität in der postsowjetischen Frauenprosa“, in: Parnell, Christina (Hrsg.): *Frauenbilder und Weiblichkeitsentwürfe in der russischen Frauenprosa*, Frankfurt/M. et al. 1996, S. 193-212.
- Parnell, Christina:** „Das nicht-feministische Selbstverständnis russischer Schriftstellerinnen. Begründete Skepsis gegenüber dem Feminismus?“ in: *Russisch lernen und lehren. Mitteilungsblatt der Landesvereinigung der Lehrkräfte der russischen Sprache an Schulen, Volkshochschulen und Hochschulen in Nordrhein-Westfalen e.V. Informationen für Russischlehrer*, (1995) H.1, S. 25-33.
- Saurenhau, Trix:** *Die russische Schriftstellerin Anna Bunina (1774-1829). Weibliches Schreiben im patriarchalischen Diskurs*, Unveröffentlichte Magisterarbeit. Freiburg 1996, S. 89-134.
- Schmitt, Britta:** *Zivilgesellschaft, Frauenpolitik und Frauenbewegungen in Rußland: Von 1917 bis zur Gegenwart*, Königstein/Taunus 1997.
- Stites, Richard:** *The Women's Liberation Movement in Russia*, Princeton 1978.
- Tolstaja, Tat'jana:** „Übersättigte Damen aus der Treibhausatmosphäre. Die Schriftstellerin Tatjana Tolstaja behauptet, daß Rußland keinen amerikanischen Femi-

nismus braucht“, in: *Moskau News* 2.2 (1992), S. 9.

Zur 'Mädchenbeschneidung' in islamischen Ländern: religiös-rechtliche Aspekte und feministische Kritik*

Herkunft und Verbreitung der Genitalverstümmelung an Mädchen und Frauen: Tradition, Kultur und Religion

Die Ursprünge und die Gründe für die unterschiedliche historische geographische und demographische Verbreitung der genitalen Verstümmelung an Mädchen und Frauen werden wohl nie restlos geklärt werden. Doch verbietet es gerade die geographische Verbreitung, ihre Herkunft in einem bestimmten Gebiet anzusiedeln. Die Belege reichen bis zu einer weiblichen Moorleiche aus der Jungsteinzeit und einer aus der Bronzezeit in Nordwestdeutschland mit deutlichen Zeichen der 'pharaonischen Beschneidung' zurück.¹

Obwohl die Infibulation auch unter der Bezeichnung 'pharaonische Beschneidung' bekannt ist, gibt es keine Beweise (die Mumienfunde belegen nicht die Infibulation) für diese Praxis im antiken Ägypten. Schriftliche Belege für Genitalverstümmelung u.a. in Ägypten – hierbei handelte es sich wohl um die Exzision oder Klitoridektomie² – finden sich bei dem griechischen Historiker Herodot im 5. Jahrhundert v. Chr. und seinem Landsmann, dem Geographen Strabo (25 v. Chr.). Berichte europäischer Reisender seit dem 16. Jahrhundert bestätigen die Praxis für Ägypten und weitere afrikanische Gebiete. Daß dieser jahrtausendealte Brauch auch auf der Arabischen Halbinsel, der Geburtsstätte des Islam, vor dem Auftreten des Propheten Muhammad geübt wurde, dafür sprechen einige Indizien, darunter ethnographische Befunde, Belege aus der altarabischen Dichtung und der prophetischen Überlieferung.³ Als 'Sohn einer Unbeschnittenen' betitelt zu werden, was der Bezeichnung 'Sohn einer Hure' gleichkam, galt als eine der schlimmsten Formen der Beleidigung.

Ungeklärt ist, inwieweit die Islamisierung weiter Gebiete des Nahen und Mittleren Ostens, wenngleich höchstens zeitweilig und ungleichmäßig, zur Ausbreitung der Beschneidung geführt hat. Als Faktoren⁴ dafür werden in der Fachliteratur im allgemeinen die Mobilität unter nomadischen bzw. seminomadischen Bevölkerungsgruppen und inter-ethnische Kontakte, wie Mischehen, oder sozio-ökonomische Interaktionen, wie Sklaven- und Karawanenhandel, geltend gemacht. Die Beschneidung galt zum einen als Merkmal eines höheren sozialen Status, wie auch heute noch zum Teil im Sudan,⁵ zum ande-

ren als Zeichen für Versklavung und Unterwerfung oder als Symbol ethnischer Identität. Sie fungierte teilweise als Mittel der Geburtenkontrolle, teilweise als Schutz vor Vergewaltigungen. Die Genitalverstümmelung wird vor allem in den sogenannten 'geschlossenen Kulturen' angesiedelt.⁶ Damit ist nicht unbedingt, wie das Beispiel Afrika belegt, die mangelnde Konfrontation mit fremden oder einheimischen Kulturen gemeint; nach Horton ist eine 'geschlossene Kultur' vielmehr zu beschreiben als traditionelle Kultur,

bound up in superstition and magic,⁷ where ideas are confined to occasions, thinking is unreflective, basic beliefs are not questioned, events and actions not falling in line with established categories are taboo, and where no concept of progress exists.⁸

Trotz vermehrter Feldstudien seit den 70er Jahren unseres Jahrhunderts ist auch der aktuelle Verbreitungsgrad⁹ der genitalen Mutilation an Mädchen und Frauen unzureichend untersucht. Dies hängt einerseits mit der Problematik des Untersuchungsgegenstandes und den äußeren Voraussetzungen zusammen, andererseits mit der häufig zu vermissenden Differenzierung und Genauigkeit. Widersprüchliche Angaben sind nicht selten. Bezogen auf den islamisch geprägten geographischen Raum betreffen diese Informationsdefizite besonders die Angaben zum Nahen Osten und zu Südostasien, weniger die zum mittleren afrikanischen Gürtel, beginnend mit dem Horn von Afrika im Osten, mit Somalia und Djibouti, über Teile Kenias, Sudans, Ägyptens bis zur Westküste nach Senegal und Gambia. Die Angaben zum Nord-Sudan und zu Ägypten scheinen wegen der intensiven Erforschung und ständigen Aktualisierung der Daten halbwegs gesichert. Dies trifft allerdings nicht in gleichem Maße für Malaysia und Indonesien zu. Älteren Studien zufolge ist in diesen Gebieten nicht von einem allgemein üblichen Brauch zu sprechen. Er lasse sich erst seit der Islamisierung für einige Regionen, so vor allem für Java, belegen. Zudem handle es sich eher um eine symbolische Form der Beschneidung, um das Einritzen oder Durchstechen der Klitoris. Ebenso wenig bewiesen sind die zuweilen anzutreffenden pauschalen Hinweise auf die noch heute praktizierte Mädchenbeschneidung in einigen Gebieten der Arabischen Halbinsel, darunter Jemen, Oman, Arabische Emirate und Bahrain. Ältere Studien sprachen in diesem Zusammenhang bereits von einem abnehmenden Brauch. Die widersprüchlichen Angaben sind in der Regel auf ungeprüfte Übernahmen aus früheren Publikationen zurückzuführen.¹⁰

Bei näherer Betrachtung der Ausbreitung der Genitalverstümmelung fällt auf, daß es sich vornehmlich um spät oder unzulänglich islamisierte Gebiete handelt, für die grundsätzlich gilt, daß eine mehr oder weniger starke Symbiose des vorislamischen Gewohnheitsrechts mit dem islamischen Recht eingegangen

wurde. Die Zugehörigkeit zum Islam manifestiert sich hier weniger in strikter Schriftgläubigkeit als in gemeinsamen Ritualen, Sitten, Gebräuchen, Festen, darunter auch solchen nicht-islamischen Ursprungs. Sie sind zugleich Ausdruck der eigenen Identität und der Gruppensolidarität.¹¹

Herkunft und Verbreitung beweisen demnach, daß die Praxis nicht islamischen Ursprungs ist, daß sie in den meisten islamischen Ländern, zumindest in der jüngeren Zeit, nicht befolgt wird und daß sie nicht an eine bestimmte Religionszugehörigkeit gebunden ist: Auch koptische Christen, äthiopische Juden oder Anhänger von Naturreligionen in Australien praktizieren sie. Darüber hinaus ist die Praxis der Genitalverstümmelung eng verwoben mit tradierten Verhaltensmustern, darunter Geschlechterrollen und Sozialstrukturen. Nicht zu bestreiten ist jedoch, daß eine im (Spät-)Mittelalter fundierte traditionelle Auslegung des islamischen Rechts zum sozialen Status der Frau mit dem Ziel der Beschneidung übereinstimmt. Auch wenn diese in den meisten islamisierten Gebieten auf vor-islamische Tradition zurückzuführen ist, so wurde der Islam dennoch dazu instrumentalisiert, die Mädchenbeschneidung in den strukturellen Kontext von Ehe, Familie und sozialer Ehre einzubinden.¹² Deswegen greifen Maßnahmen, die nur das Symptom bekämpfen, nicht nachhaltig.

Bei zahlreichen Umfragen mit Betroffenen hat sich ergeben, daß die Beschneidung primär als überkommener, nicht zu hinterfragender Brauch aufgefaßt wird;¹³ erst in zweiter Linie wird sie als religiöses Ritual verstanden. Zu diesem Zweck werden neben dem islamischen Reinheitsgebot zahlreiche andere technisch-physiologische Begründungen genannt, die leicht als 'sekundäre Rationalisierungen' zu entlarven sind. Sie basieren meist auf Mythen und der Unkenntnis biologischer und medizinischer Fakten. Neben gesundheitlichen werden kosmetische und hygienische Gründe, die Förderung der Fruchtbarkeit, die Steigerung des Lustgefühls oder die Erleichterung des Geschlechtsverkehrs (letztenannte Gründe beziehen sich ausschließl. auf den Mann) angeführt.¹⁴ In der geläufigen Vorstellung bleibt die wohl ursprüngliche Bedeutung der Beschneidung als prämatrimonialer *rite de passage* bzw. Initiationsritus präsent. Vor dem Hintergrund des besonders in Afrika verbreiteten Mythos von der Bisexualität der Götter, die auf bestimmte menschliche Organe übertragen wurde, geht man davon aus, daß jede Person mit einer maskulinen und einer femininen 'Seele' ausgestattet sei. Erst die Beschneidung mache einen Jungen zum Mann bzw. ein Mädchen zur Frau.¹⁵

Während die Jungenbeschneidung gleichzeitig als sinnbildliches Kriterium der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Muslime aufgefaßt wird und in allen islamischen Ländern mit entsprechenden Feierlichkeiten verbunden ist,¹⁶ gilt die Mädchenbeschneidung in den Gebieten, in denen sie praktiziert wird, noch oft als Bedingung für spätere Heirat und gesellschaftliche Akzeptanz. Das

Mädchen, das durch einen solchen Übergangsritus, der nur mancherorts mit vergleichbaren Festen verbunden ist, in die kollektive Frauengemeinschaft aufgenommen wird, ist sich der physischen und psychischen Konsequenzen dieses Eingriffs natürlich nicht bewußt. Der Eingriff wird zwischen dem 7. Tag nach der Geburt und dem 15. Lebensjahr, auf jeden Fall vor dem Eintreten der Pubertät, meist zwischen dem 5. und 9. Lebensjahr vorgenommen. Darüber hinaus umgibt die Beschneidung eine Aura des Geheimnisvollen, des Feierlichen und des Stolzes, was beim Opfer eher Freiwilligkeit erzeugt. Die Mutter ist ihrerseits meist nicht in der Lage, dem Druck, der von der Familie, vor allem der Großmutter, und dem sozialen Umfeld ausgeübt wird, standzuhalten. Um der Tochter soziale Verachtung und Isolation zu ersparen, gestattet die Mutter das 'grausame Ritual'. Bedeutet Heirat zudem die einzige Möglichkeit späterer Absicherung, so ist gegen diesen Teufelskreis kaum etwas auszurichten, zumindest solange Alternativen nicht geboten werden.¹⁷

Eine weitere psychologische Komponente ist zu bedenken: Jüngere Frauen werden sich bei der Beschneidung einerseits ihrer Abhängigkeit von der Autorität der Älteren bewußt, andererseits aber auch der Möglichkeit, einmal eine ähnliche Autoritätsposition einzunehmen, sollten sie das notwendige soziale Protokoll erlernen und einhalten. Wird in bestimmten Gesellschaftsformationen nur älteren Frauen und der traditionellen Hebamme ein gewisses Maß an Bewegungsfreiheit und Autorität eingeräumt, dann erscheint das Erringen einer solchen Position durchaus als erstrebenswert.¹⁸

Gesetzliche Maßnahmen allein¹⁹ haben deshalb im Sudan oder in Ägypten auch nicht zur 'Ausrottung' der Genitalverstümmelung geführt. Noch unter britischer Kolonialherrschaft wurde 1946 im Sudan die sogenannte 'pharaonische Beschneidung' unter Strafe gestellt. Das Gesetz wurde nach der Unabhängigkeit erneuert. Allerdings sind Fälle von Strafverfolgung nicht bekannt, obwohl die verbotene Infibulation weiterhin der Klitoridektomie vorgezogen wurde. In Ägypten untersagte 1959 eine Resolution des Gesundheitsministeriums aus medizinischen, psychologischen und sozialen Gründen die Beschneidung in staatlichen Kliniken und durch nicht-autorisierte Hebammen. Das allgemeine Verbot ließ jedoch bis Mitte der 80er Jahre auf sich warten. Dennoch bleibt die Klitorisbeschneidung, weniger die Infibulation, in Ägypten üblich; in den urbanen Zentren scheint die Praxis zumindest unter den gebildeten Mittel- und Oberschichten ausgestorben zu sein.

Die Position islamischer Rechtsgelehrter: zwischen Indifferenz, Ignoranz und Verharmlosung

Trotz der Brisanz des Themas und der widersprüchlichen Verankerung im islamischen Recht ist die Mädchenbeschneidung, so der euphemistische arabische Terminus (*chitan al-untha/al-banat, chafd, chifad*), bisher nicht Gegenstand ausführlicher Abhandlungen islamischer Rechtsgelehrter oder westlicher Islamwissenschaftler gewesen.²⁰ Dies erstaunt, wird doch in ähnlich gelagerten Fällen, die in den primären Rechtsquellen nicht eindeutig geregelt, zudem von aktueller Bedeutung sind, wie die Familienplanung, ausgesprochen kontrovers diskutiert.

Ein Blick in die muslimischen, zumeist mehrbändigen Rechtshandbücher und beliebten Rechtsgutachtensammlungen genügt, um festzustellen, daß die Beschneidung im Vergleich zu den äußerst detaillierten Ausführungen zur Glaubens- und Pflichtenlehre oder zum Personenstandsrecht, darunter das *de facto* und oft auch *de jure* noch weitgehend islamisch geprägte Ehe-, Scheidungs- und Erbrecht, eher stiefmütterlich behandelt wird. Versucht das islamische Recht ansonsten alle Bereiche des individuellen und gesellschaftlichen Lebens der Muslime zu regeln, so wird über die Beschneidung kaum ein Wort verloren. Selbst anderen, als eindeutig gesundheitsschädlich verstandenen Praktiken, wie z.B. dem Rauchen, wird mehr Platz eingeräumt.²¹ Zudem fällt auf, daß entgegen der sonst anzutreffenden systematischen Analyse der Terminologie, der Quellen und der pedantischen Kasuistik keine sorgfältige Abwägung der Pro- und Contra-Argumente vorgenommen wird. In umfassenden Studien zur Abtreibung werden dagegen minuziös die Rechte der Eltern/der Mutter, der Gesellschaft und des ungeborenen Lebens gegeneinander abgewogen. Über die nur schwache Verankerung der Beschneidung in den Primärquellen des islamischen Rechts gehen die Rechtswerke meist geflissentlich hinweg. Worin diese Unbekümmertheit, ja Gleichgültigkeit oder fehlende Sensibilisierung für das Thema begründet sein mag, darüber kann angesichts der noch zu schmalen Quellenbasis höchstens spekuliert werden. Wie gesagt, wurde auch von islamwissenschaftlicher Seite der Genitalverstümmelung bisher nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt; die meisten Studien stammen aus der Feder von Ethnographen, Anthropologen und Medizinem, deren Kenntnisse des islamischen Rechts kaum als fundiert bezeichnet werden können. Einige neuere Publikationen zur medizinischen Ethik (Krawietz 1991, Rispler-Chaim 1993) behandeln das Thema immerhin ausführlicher als bisher.²²

Bei den betroffenen Einheimischen, darunter den engagierten Gegnern, sind außerdem keine gediegenen Kenntnisse der Scharia und der Beweisführung für ein Verbotsverfahren zu erwarten. Die zudem oft emotional und verkürzt geführte Debatte führte in der Vergangenheit so eher zu einem wenig zur Lösung

beitragenden Schlagabtausch in den entsprechenden islamischen Ländern, einschließlich des Vorwurfs, die jeweils andere Seite sollte erst einmal mit genügend Beweisen aufwarten. Es ist also zu vermuten, daß die heutigen islamischen Rechtsgelehrten bisher unzureichend herausgefordert wurden, trotz der mittlerweile bewiesenen und ausführlich dokumentierten medizinischen Erkenntnisse über die desaströsen Folgen der verschiedenen Beschneidungsformen.

Wie bereits angedeutet, läßt sich die Mädchenbeschneidung, selbst die sogenannte modifizierte oder 'harmlosere' 'Sunna-Form', nur bedingt aus den beiden Primärquellen des islamischen Rechts ableiten. Der Koran erwähnt weder die Beschneidung von Männern noch von Frauen. Zuweilen werden zwar Koranverse angeführt, in denen den Muslimen befohlen wird, der Religion Abrahams, der als Vertreter des reinen Gottesglaubens und sozusagen als erster Muslim verehrt wird, zu folgen. In diesen Passagen, u.a. Sure 16: Vers 123 (oder 2: 214; 4: 125), ist jedoch in keiner Weise die Rede von Beschneidung. Zudem könnte sich dieser Versuch, dem Begriff der Gefolgschaft eine zusätzliche Bedeutung unterzuschieben, wegen der mehrheitlichen jüdischen Praxis höchstens auf die Jungenbeschneidung beziehen. Manchmal wird zwar erwähnt, Hagar sei als erste Frau beschnitten worden. Da es sich dabei jedoch um eine Strafmaßnahme auf Forderung der eifersüchtigen ersten Frau Abrahams, Sarah, handelte, wird dieses Argument als Beweis für die Rechtmäßigkeit der Mädchenbeschneidung abgelehnt.

Eindeutige Hinweise werden dagegen in der zweiten Primärquelle, der Sunna, den prophetischen Exempla, erkannt. Auch wenn die Authentizität dieser zudem an Zahl geringen prophetischen Überlieferungen mehrfach angezweifelt wurde, so werden sie dennoch von der Mehrzahl der Gelehrten als Belege angeführt. Dazu zählen: „Die Beschneidung ist eine überlieferte Norm (*sunna*) für Männer und etwas Edles (*makruma*) für Frauen“; oder „Fünf Dinge gehören zu der vom Menschen zu bändigenden natürlichen Veranlagung (*fitra*)“. Neben der Beschneidung der Genitalien werden dann so harmlose Dinge wie das Schneiden der Fingernägel, das Stutzen von Bärten, das Enthaaren der Achselhöhlen und das Verwenden von Zahnstochern erwähnt. Abgesehen von dieser unbekümmerten Gleichstellung der Genitalien mit Körperbehaarung u.a. ist der aus den genannten Überlieferungen eventuell resultierende Verbindlichkeitsgrad unklar. Die verwendete Terminologie ist vage. Anders scheint es mit einer weiteren Überlieferung bestellt zu sein, die ebenfalls von den Befürwortern gern ins Feld geführt wird. Sie lautet: „Wenn die beiden beschnittenen Teile in Kontakt gekommen sind (d.h. beim Geschlechtsverkehr), ist eine große Waschung (ein Ganzkörperbad) notwendig“. Dieser angebliche Ausspruch des Propheten Muhammad wird als dessen Zustimmung zur Männer- und Frauenbeschneidung interpretiert. Sie könnte

allerdings ebenso bloß auf die damals verbreitete Praxis der Beschneidung hindeuten.²³

Unter den vier führenden sunnitischen Rechtsschulen hat denn auch nur eine, die schafiitische, mehrheitlich die Beschneidung von Jungen und Mädchen als *geboten* (*wadschib*) kategorisiert, d.h. deren Unterlassung kommt einer Sünde oder einem Vergehen gleich. Die anderen Rechtsschulen haben demgegenüber die Mädchenbeschneidung als *empfohlen* (*mandub*, *sunna*) eingestuft, d.h. deren Unterlassung ist keine Sünde und zieht keine jenseitige Bestrafung nach sich, deren Befolgung aber zumindest paradiesischen Lohn. Eine Minderheit klassischer Rechtsgelehrter sprach sich gegen die Praxis aus, in erster Linie wegen der Zweifel an der Echtheit der prophetischen Traditionen.²⁴ In diesem Zusammenhang sei betont, daß der Verbreitungsgrad der Genitalverstümmelung nicht mit der Bindung an eine bestimmte Rechtsschule zu erklären ist. Zwar folgt man in Ostafrika, Unterägypten und Südostasien vornehmlich der schafiitischen Rechtsschule, nicht aber im Sudan, in Oberägypten, Nord-West- und Zentralafrika. Hier dominiert die malikitische Rechtsschule.

Daß es sich bei der vom Propheten gemeinten Beschneidung um eine reduzierte Form handeln soll, wird meist mit der folgenden, ebenfalls als 'schwach', also kaum authentisch eingestuften Äußerung Muhammads legitimiert: Der Prophet soll zu einer Frau, die in vorislamischer Zeit als Beschneiderin fungiert habe, gesagt haben, „Verringere, aber zerstöre nicht“ oder, nach einer weiteren Version, „Beschneide nur den oberen Teil, aber schneide nicht zu tief. Ihr Gesicht wird dadurch schöner werden und ihren Mann erfreuen“. Auf arabisch lautet der erste Satz: *aschimmi/ichfidi wa-la tanhaki*; daher stammt der arabische Ausdruck *chafd/chifad* für die Mädchenbeschneidung. Der Begriff *chafd* impliziert, daß etwas Überflüssiges entfernt werden muß, allerdings ohne Übertreibung. Sollte dieses Überflüssige nicht vorhanden sein, gebe es demnach keinen Grund für einen operativen Eingriff.²⁵

Zumindest seit dem 14. Jh. existiert die populäre Auffassung, orientalische Frauen besäßen im Unterschied zu westlichen ein überflüssiges Stück Haut oberhalb der Klitoris.²⁶ Es ist bezeichnend für die Ambivalenz und Ungenauigkeit der Aussagen mancher Rechtsgelehrter, daß die Form dieser als Sunna geltenden Beschneidung nur selten konkretisiert wird. Zuweilen wird die Sunna-Beschneidung als „Entfernen des oberen herausstehenden Teils der Klitoris“ o.ä. beschrieben.²⁷ Dadurch werde das geschlechtliche Empfindungsvermögen grundsätzlich aufrechterhalten. Sexualität, wenngleich nur die eheliche, gilt im Islam nämlich durchaus als etwas Positives; das Recht der Frau auf sexuelle Befriedigung wird durchweg anerkannt. Die fehlende Genauigkeit bei der Beschreibung des zu Beschneidenden hat z.B. im Sudan zu der

verbreiteten Ansicht geführt, die Sunna-Beschneidung umfasse alle Formen der Genitalverstümmelung mit Ausnahme der Infibulation.²⁸

Wir haben also festgestellt, daß eine unumstrittene Regelung zur Mädchenbeschneidung den autoritativen Rechtsquellen nicht zu entnehmen ist. Gerade in solchen Fällen hält die islamische Jurisprudenz aber weitere Erkenntnisquellen und Prinzipien bereit, mit deren Hilfe eine Bestimmung gefunden werden kann, die den jeweiligen gesellschaftlichen Bedingungen gerecht wird. Genannt seien die klassischen Prinzipien des *istihsan* (Gutdünken) oder des *istislah* (Nützlichkeit); für die Moderne sei auf die reformerischen Prinzipien des *tachayyur* (Selektion aus verschiedenen juristischen Meinungen) oder des *tafiiq* (Kombination verschiedener Rechtsmeinungen) verwiesen.²⁹

Es findet sich allerdings ein weitaus bedeutenderes Rechtsprinzip, das zu den wesentlichen Aufgaben und Zielen der gesamten Rechtsprechung gehört und das gegen einen so schwerwiegenden Eingriff spricht: das Prinzip der körperlichen Unversehrtheit (ar.: *hurma*).³⁰ Die Genitalverstümmelung, ein eindeutig folgenreicher Eingriff in die *hurma*, ist durch die genannten Belege aus Koran und Tradition schwer zu legitimieren; dies scheint den Rechtsgelehrten durchaus bewußt zu sein. Die Verletzung der körperlichen Unversehrtheit ist schließlich nur dann zu rechtfertigen, wenn der anzunehmende Schaden geringer eingestuft wird als der entstehende Nutzen (*maslaha*) für das Individuum wie für die Gemeinschaft. Deswegen beginnen die meisten Befürworter der Praxis ihre rechtliche Argumentation auch nicht mit den primären *sharia*-rechtlichen Quellen, sondern mit dem Hinweis, daß die Beschneidung ein seit altersher praktizierter Brauch und für die Frau und die Gemeinschaft von Nutzen sei. Der Nutzen wird dann entsprechend den erwähnten 'sekundären Rationalisierungen' und einer traditionalistischen Rechtsposition zur untergeordneten Stellung der Frau dargelegt. Das zu schützende Interesse wird dabei nur mittelbar über den Mann oder die Gesellschaft auf die Frau bezogen, nicht aber, wie es eigentlich notwendig wäre, direkt auf die Frau. Die Verletzung ihrer körperlichen Unversehrtheit steht damit gar nicht zur Debatte.

Zuweilen bemühen sich zwar Muftis, wie beim Mann die Notwendigkeit der Beschneidung auch bei der Frau medizinisch oder zumindest hygienisch zu begründen; solche Anstrengungen können aber anhand der eindeutig erwiesenen medizinischen Erkenntnisse leicht als Pseudowissenschaft zurückgewiesen werden. Es ist dennoch interessant, daß hier, wie Ende des 19./Anfang des 20. Jahrhunderts von westlichen Medizinern,³¹ die Klitorisbeschneidung als Therapie gegen vom Islam verbotene lesbische Neigungen oder Masturbation, aber auch gegen Hypersexualität oder Hysterie empfohlen wird.³² Möglicherweise in Betracht zu ziehende Rechte des Kindes/der Frau, die durch den Beschneidungsakt beeinträchtigt werden könnten, werden in diesen Stellungnahmen, im Unterschied zu vergleichbaren Tatbeständen, nicht berücksichtigt.

Mehr oder weniger offen wird dagegen eingestanden, daß die Beschneidung in erster Linie der Dämpfung und Kontrolle des weiblichen Sexualtriebs diene, mithin 'Ehre und Würde' der Frau und vor allem der Familie wahre.³³ Angesprochen ist hiermit der übersteigerte Jungfräulichkeits- und Keuschheitskult in islamischen Gesellschaften, der zu mancherlei rigorosen Verhaltensregeln für Frauen geführt hat. Ein verbreiteter Mythos besagt, daß die Frau unfähig sei, ihre Sexualität zu kontrollieren. Deswegen sei, um die Jungfräulichkeit zu bewahren und 'Unzucht' in der Ehe zu vermeiden, Beschneidung notwendig.³⁴

In einem Rechtsgutachten jüngeren Datums seitens eines anerkannten ägyptischen Rechtsgelehrten fundamentalistischer Ausrichtung heißt es entsprechend verklausuliert: Auch wenn die Mädchenbeschneidung in einigen islamischen Ländern nicht praktiziert, die prophetischen Überlieferungen eventuell nicht echt seien, so gelte dennoch:

Wer davon überzeugt ist, daß die Beschneidung seine Töchter besser schützt, der soll dies tun; ich unterstütze das, besonders im gegenwärtigen Zeitalter. Wer davon abläßt, der sündigt (aber auch) nicht.³⁵

Der besagte Mufti spricht hier die weit verbreitete Furcht vor den Folgen der Modernisierung, Verwestlichung und der Aufhebung der Geschlechtersegregation für die Moral der Gesellschaft, in erster Linie der Frauen, an: die Gefahren der Promiskuität und anderer Formen der 'Unzucht' werden in zahlreichen Veröffentlichungen fundamentalistischer Couleur in schillernden Farben ausgemalt.³⁶ Es sei allerdings nicht verschwiegen, daß andernorts die seit den 70er Jahren zunehmende Popularität des islamischen Fundamentalismus zum Umdenken in der Beschneidungsfrage geführt hat. Im Sudan hat sich unter den sogenannten 'Muslimschwestern', nicht zuletzt infolge einer intensiveren Beschäftigung mit den Rechtsquellen, die Überzeugung durchgesetzt, die Beschneidung entweder grundsätzlich für *verboten* (*haram*) zu halten oder zumindest alle Formen der Genitalverstümmelung mit Ausnahme der Beschneidung eines Teils der Klitoris abzulehnen. Sudanesisch-Arbeitsmigranten, die aus den erdölproduzierenden Staaten der Arabischen Halbinsel zurückkehrten, sprechen sich zudem für die Abschaffung der nun als unislamisch angesehenen Sitte aus.³⁷

In mehreren zeitgenössischen Rechtsgutachten wird bestritten, daß die *sunna*-gemäße Beschneidung gesundheitlichen oder sonstigen Schaden verursacht. Wäre dies der Fall und zuverlässig wissenschaftlich erwiesen (!), dann gebiete die Scharia selbstverständlich die Einstellung der Praxis, so noch 1981 Dschad al-Haqq. Dieser war von 1979 bis zu seinem Tod 1996 Rektor der über

die Grenzen Ägyptens in der sunnitischen Welt maßgeblichen Theologischen Hochschule al-Azhar in Kairo. Dschad al-Haqq meinte in demselben Rechtsgutachten, es sei nicht möglich, von den Lehren des Propheten Muhammad zugunsten der Lehre einer anderen Person, sei es auch die eines Arztes, abzulassen, weil die Medizin nicht konstant sei, sondern sich ständig weiterentwickle. Die Verantwortung der Mädchenbeschneidung laste auf den Eltern oder denjenigen, denen die Vormundschaft des Kindes anvertraut sei. Sie hätten ihrer Verpflichtung nachzukommen!³⁸

Als 'barbarisch' ist laut ähnlichen Stellungnahmen lediglich die Beschneidungsform zu bezeichnen, die von unwissenden Frauen auf dem Lande vorgenommen werde.³⁹ Gemeint sind die traditionellen Hebammen, in Ägypten *daya* genannt, die nicht nur als Geburtshelferinnen, sondern auch als Beschneiderinnen fungieren und aus Unvermögen sowie wegen fehlendem und unzureichendem Instrumentarium bereits mehrfach für schwerwiegende gesundheitliche Schäden, inklusive Todesfälle, verantwortlich waren. Der Eingriff scheint diesen Gelehrten demgegenüber gerechtfertigt, wird er von entsprechend geschultem medizinischen Personal in Krankenhäusern vorgenommen. Zuweilen wurde aber auch den Ärzten, die sich für eine medizinisch sachgerechte Beschneidung aussprachen, unterstellt, sie wollten sich eine zusätzliche profitable Einnahmequelle verschaffen. Ein sicherlich nicht immer unberechtigter Vorwurf.

Wir sind bisher vornehmlich auf die Befürworter der Beschneidung eingegangen. Wie sieht es aber mit der Argumentation der Gegner aus? Als Beispiel für eine reformerische Position unter den Gelehrten können die Rechtsgutachten des ehemaligen Rektors der Azhar, Mahmud Schaltut (1893-1963), gelten.⁴⁰ Die angeblichen Belege aus Koran und Sunna lehnt Schaltut als übertriebene Auslegungen bzw. als unzureichende Rechtsbeweise ab. Der Begriff 'Sunna' könne sich nicht auf die prophetische Praxis, sondern allein auf die gewohnheitsmäßige Tradition der Völker in jener Zeit beziehen. Die Meinungen früherer Rechtsgelehrter seien in der heutigen Zeit nicht mehr bindend. Im Unterschied zur Beschneidung der Jungen könnten bei der von Mädchen keine Gründe der Gesundheitsvorsorge geltend gemacht werden; die Beschneidung zur Dämpfung des weiblichen Sexualtriebs und damit zum Schutz der Würde und Familienehre vorzunehmen, läßt er anscheinend nicht als Rechtfertigung gelten, da Familienehre im allgemeinen nicht zu den geschützten Rechtsgütern der Scharia zählt. Tatsächlich sei die Frage der „positiven und negativen Aspekte“ der Beschneidung abhängig „von der natürlichen Veranlagung (des Einzelnen), der Umgebung, der Güte der Erziehung und der Entschlossenheit der Kontrolle“.⁴¹ (!) Es gebe mithin weder medizinische noch ethische noch religiös-rechtliche Gründe für die Verpflichtung zur Mädchenbeschneidung.

Leider können auch die Rechtsgutachten von Schaltut nicht ganz überzeugen. So heißt es an einer Stelle, zuweilen könne die reduzierte Mädchenbeschneidung gegenüber dem Mann „eine edelmütige Geste“⁴² sein, sollte er nicht an den Geschlechtsverkehr mit einer Unbeschnittenen gewöhnt sein.

Eindeutig ist dagegen die Position des sudanesischen Rechtsgelehrten Hasan Ahmad Abu Sabib, der die durch die medizinische Wissenschaft bewiesene Schädlichkeit der Mädchenbeschneidung und das koranisch-prophetische, an den Menschen gerichtete Verbot, sich selbst zu schaden, zum Anlaß nimmt, die Notwendigkeit des Verbots des Rituals zu unterstreichen. Es bringe erwiesenermaßen mehr Schaden als Nutzen.⁴³

Der seit 1996 amtierende Azhar-Rektor Tantawi hat jüngst nochmals verdeutlicht, daß es sich bei der Beschneidung um einen 'überkommenen Brauch' handle, 'keinesfalls um einen religiösen Akt'. Allerdings überläßt auch er die Entscheidung den Eltern und dem Arzt.⁴⁴ Selbst wenn diese Äußerung von ranghöchster Stelle vielversprechend wirkt, sich zudem einige mutige Gelehrte an den Kampagnen gegen Genitalverstümmelung aktiv beteiligen, so bleibt doch festzuhalten: Die Mehrzahl der namhaften religiösen Rechtsgelehrten ist in ihren bisherigen Stellungnahmen der komplexen Problematik der Genitalverstümmelung nicht gerecht geworden; sie hat sie sogar zum größten Teil ignoriert. Die Verantwortung wird auf Dritte (Eltern, Ärzte oder den Staat) abgewälzt. Wenig unterrichtet sind wir über die Haltung lokaler Gelehrter, die zwar nur über rudimentäre Kenntnisse des islamischen Rechts verfügen, auf dem Land dennoch als religiöse Autoritäten betrachtet werden. Von ihnen sind eher befürwortende Stellungnahmen zu erwarten.⁴⁵ In dieser Hinsicht wären eindeutige Äußerungen hochrangiger Gelehrter, welche die Beschneidungspraxis ohne Wenn und Aber als islamisch-rechtlich verboten einstufen, und deren Propagierung wünschenswert.

Maßnahmen und Strategien zur 'Ausrottung' der Genitalverstümmelung: der Beitrag von Feministinnen, Ärzten/Ärztinnen und internationalen Organisationen

Säkularistisch und feministisch ausgerichtete GegnerInnen der Genitalverstümmelung haben demgegenüber nicht nur ein öffentliches Bewußtsein für das Problem geschaffen, sondern auch die Palette der Argumente erweitert; sie brandmarken die Praxis in erster Linie als Verstoß gegen die Menschenrechte und als Gewalt gegen Frauen in einer patriarchalen Gesellschaft. Dennoch, und deshalb werden sie die 'Gralshüter der Scharia' kaum überzeugen, gehen sie auf die islamisch-rechtliche Beweislage nicht ausreichend ein.

Noch bevor internationale Organisationen auf die Genitalverstümmelung aufmerksam wurden und Initiativen starteten, prangerten Sudanesen und Ägypter (u.a.) diese öffentlich an. In den 40er Jahren waren dies im Sudan Lehrerinnen, die ersten Absolventinnen der Hebammenschule und die ausländischer Hochschulen. In den 70er Jahren schlossen sich u.a. die Gynäkologin und Ministerin für Soziales (Fatma Abdel Mahmud), der Direktor der sudanesischen Familienplanungsorganisation (Ali Bedri) und führende Persönlichkeiten der Sudanesischen Frauennunion in öffentlichen Kampagnen dieser Sache an.⁴⁶ Die erste wissenschaftliche Untersuchung erschien 1982 von Asma Darir.⁴⁷

In Ägypten plädierten 1951 einige Ärzte in ihrer Fachzeitschrift *ad-Duktur* für die Abschaffung der Beschneidung. Die islamisch-rechtlichen Belege genügten nicht, eine wie auch immer geartete Notwendigkeit liege nicht vor und der damit verbundene seelische und körperliche Schaden für Frau und Mann sei bewiesen. Dieses Plädoyer gegen die Mädchenbeschneidung sollte zum Teil empörte Reaktionen hochrangiger Azhar-Gelehrter in der Zeitschrift *Liwa' al-Islam* hervorrufen⁴⁸ – nicht ganz zu Unrecht. Diese ersten entschiedenen Stellungnahmen basierten nämlich zum einen auf unzureichenden Forschungsergebnissen. (Die erste nennenswerte medizinisch-empirische Studie aus Ägypten stammt aus dem Jahre 1965.⁴⁹) Zudem schossen die frühen Kritiker, so Journalisten wie Yusuf al-Masri⁵⁰ oder die Zeitschriften *Ruz al-Yusuf* und *Tahrir*, oft über das Ziel hinaus. Durchaus berechtigte Kritik an der Beschneidung und an den damit verbundenen religiös verbrämten Vorstellungen weiblicher Sexualität wurden mit haltlosen Vorwürfen gegen den Islam an sich und mit dem gestiegenen Rauschgiftkonsum bei Männern verknüpft. So lautete eine Schlagzeile der Zeitschrift *Tahrir* vom 20.08.1957: „Kein Kampf gegen die Rauschgifte ohne Verbot der Exzision“⁵¹. Man behauptete, die Frustration des Mannes beim Geschlechtsverkehr mit einer Beschnittenen führe zum vermehrten Genuß von Rauschgift, als potenzstimulierendes Mittel sozusagen. Bei al-Masri, dessen Buch übrigens kaum in der arabischen Welt rezipiert wurde,⁵² war das Pauschalurteil zu lesen: „Die Liebe aber ist in der arabischen Welt selten, wenn nicht gar unbekannt“.⁵³

Ebenfalls seit Mitte der 50er Jahre, nach der Beendigung ihres Medizinstudiums, engagiert sich die bekannte ägyptische Frauenrechtlerin Nawal as-Sa'dawi (Jg. 1931), selbst ein Opfer des Rituals, an den Kampagnen gegen Genitalverstümmelung. In mehreren Veröffentlichungen hat sie, basierend auf ihren Erfahrungen im Kindesalter und später als praktizierende Gynäkologin und Psychiaterin, deren körperliche und seelische Folgen dargelegt. Das vielseitige politische und feministische Engagement von Nawal as-Sa'dawi hat sie nicht nur zum Opfer wüster Beschimpfungen und Anfeindungen seitens religiös-‘orthodoxer’ und fundamentalistischer Kreise gemacht; bereits 1972 verlor sie

ihren Posten im Gesundheitsministerium und ihre medizinische Fachzeitschrift wurde verboten, wohl nicht zuletzt wegen ihrer in Beirut publizierten Schrift *Frauen und Sexualität*. In dieser Veröffentlichung klagte Sa'dawi in bisher nicht gekannter Offenheit die falschen Vorstellungen über weibliche Sexualität an, brandmarkte die geschlechterspezifische Erziehung und die traditionelle Rollenverteilung. Sie plädierte u.a. für Sexualkundeunterricht an Schulen, um Vorurteile abzubauen und Unkenntnis auszuräumen.⁵⁴ In den folgenden Jahren setzte sich Sa'dawi vehement für gleiche Rechte von Mann und Frau ein. 1981 wurde sie wegen angeblicher Verbrechen gegen den Staat für kurze Zeit inhaftiert. Den vorerst letzten Höhepunkt der Repressionen bildete die Auflösung des von ihr begründeten ägyptischen Zweiges der überregionalen *Arabischen Union für Frauensolidarität* im Mai 1992 – wegen angeblich illegaler Aktivitäten.⁵⁵ Diese Organisation stellte eine der wenigen NGOs dar, die durch einen Beraterstatus bei der UNO ausgezeichnet wurden.

Die Argumentation der Frauenrechtlerinnen wie Sa'dawi unterscheidet sich in manchen Punkten wohlthuend von der zuvor erwähnten Kritik der Journalisten. So macht Sa'dawi nicht den Islam *per se* für die Fortdauer der Beschneidung verantwortlich, sondern das patriarchalische System und die damit zusammenhängende Unterdrückung weiblicher Selbständigkeit und Selbstfindung durch eine Vielzahl von Verhaltensvorschriften und Kontrollmöglichkeiten. In einer ihrer Publikationen spricht Sa'dawi auch das ansonsten meist ignorierte theologisch-philosophische Problem an, warum Gott einige Menschen mit überflüssigen Körperteilen versehen sollte, andere dagegen nicht, wo doch Gottes Schöpfung als vollkommen zu betrachten ist. In ihren Worten lautet das wie folgt: „Wenn die Religion von Gott kommt, wie kann sie es dem Menschen abverlangen, ein Organ abzuschneiden, das von Ihm geschaffen wurde, solange dieses Organ nicht von Krankheit befallen oder deformiert ist? Gott erschafft Körperorgane nicht zufällig.“⁵⁶ Eine ähnliche Argumentationsweise findet sich ansatzweise bei dem genannten Azhar-Scheich Schaltut oder der Vertreterin des ägyptischen Frauenschutzbundes und jahrzehntelangen Gegnerin der Beschneidung, Aziza Kamil (Jg. 1918). Sie bezieht sich dabei u.a. auf den in Koran 4: 118f. oder 32: 7 zu findenden Hinweis auf die Vollkommenheit der göttlichen Schöpfung und das Verbot, diese zu verändern.⁵⁷

Im Oktober 1979 veranstaltete die *Cairo Family Planning Association* anlässlich des Internationalen Jahres des Kindes ein Seminar unter Beteiligung anerkannter WissenschaftlerInnen, dessen Ergebnisse in Form von empfohlenen Maßnahmen zur Unterbindung der Mädchenbeschneidung herausgegeben wurden.⁵⁸ 1979 gilt auch als das Jahr, in dem erstmals internationale Organisationen verstärkt gegen die Genitalverstümmelung Front machten. Das von der WHO im Febr. 1979 organisierte Seminar über *Traditionelle Praktiken, welche*

sich auf die Gesundheit von Frauen und Kindern auswirken sollte eine breite Öffentlichkeit für das Thema sensibilisieren. Doch selbst in der Folgezeit überwogen zuweilen kulturellrelativistische Vorstellungen⁵⁹ und wurden sogar von internationalen Organisationen dazu genutzt, nicht vermehrt aktiv zu werden. Forderungen feministischer Gruppen in europäischen Staaten und verbesserte Publikationen zu dem Thema führten aber schließlich seit Mitte der 80er Jahre zu stärkerem internationalen Engagement.⁶⁰

1984 wurde in Dakar/Senegal das Inter-Afrika-Komitee gegen traditionelle Praktiken an Frauen/Kindern ins Leben gerufen. 24 afrikanische Staaten beteiligen sich daran. Der Sudan zählt zu den aktivsten Mitgliedern, wobei das Engagement privater Organisationen, wie der *Bedri-Familie* und der *Hauwa-Gesellschaft*, besonders hervorzuheben ist.⁶¹

Seit den 80er Jahren und dem vermehrten Auftreten von NGOs in den entsprechenden Ländern, darunter autonomen Frauen- und Menschenrechtsorganisationen, wird die Mädchenbeschneidung mit Verweis auf die internationalen Menschenrechtskonventionen zunehmend als Kindsmißbrauch und als Verletzung fundamentaler Rechte verurteilt. Die u.a. im Verbund mit UNICEF und nationalen Frauenorganisationen wie der sudanesischen *Babiker Bedri-Stiftung* für Frauenstudien und Frauenforschung unternommenen Aufklärungskampagnen, Symposien usw. haben zwar zu größerem Bewußtsein in dieser Frage geführt; für die 'Ausrottung' des 'grausamen Rituals' werden aber wegen der Komplexität des Problems weitreichendere Maßnahmen notwendig sein. Dessen sind sich die Aktivisten und Aktivistinnen mittlerweile bewußt, auch wenn sich selbst Feministinnen über die Reihenfolge der zu ergreifenden Maßnahmen nicht immer einig sind.

Fatima Ahmad Ibrahim, langjährige Vorsitzende der Sudanesischen Frauenunion, bezeichnet sich z.B. als Gegnerin der Mädchenbeschneidung, sieht allerdings diese Praxis eher als Folge der fehlenden Bildung und Aufklärung. Ihr zufolge sollte deswegen, auch von internationalen Organisationen, deren Tätigkeiten sie als Einmischung von außen verurteilt, nicht so sehr in Kampagnen gegen Beschneidung investiert werden, sondern vielmehr in Bildung.⁶² Andere einheimische Gegner der Genitalverstümmelung halten Kompromißlösungen, wie die vorläufige Ersetzung existierender Beschneidungsformen durch die von ärztlich geschultem Personal vorzunehmende 'Sunna-Beschneidung' für den ersten geeigneten Schritt, andere sehen darin eine noch stärkere Verwurzelung der ebenfalls zu verurteilenden 'Sunna-Beschneidung' und letztlich die Verhinderung der Abschaffung aller Beschneidungsformen.

Sicherlich gutgemeinte, aber oft mißgedeutete, da der Sensibilität der betroffenen Länder und Personen nur unzureichend Rechnung tragende westliche

Einmischung, wird, wie erwähnt, nicht immer willkommen geheißen. Dennoch wird ohne finanzielle, technische und moralische Unterstützung durch ausländische und internationale Organisationen langfristig keine Kampagne von Erfolg gekrönt sein; angemessene finanzielle und politische Unterstützung der eigenen Regierungen ist auch in Zukunft wegen der als dringlicher empfundenen anderen nationalen Probleme nicht zu erwarten. Gestützt auf die bisherigen Erfahrungen werden von einheimischen und ausländischen Beobachtern und Aktivisten immer wieder folgende kurz- und langfristige Maßnahmen empfohlen:

1. Kurzfristig sollten einheimische Aktivisten vor Ort, nicht nur in den städtischen Zentren und über die nicht allen zugänglichen Medien, über die Gründe und Risiken der Beschneidung aufklären. Bei diesen Kampagnen müssen nicht nur Frauen, sondern auch Männer angesprochen werden, die sich gegen die Heirat mit einer Unbeschnittenen aussprechen. Die Akteure sollten sich nicht allein aus medizinischem Personal und Betroffenen, die sich dazu entschieden haben, ihre Töchter nicht mehr beschneiden zu lassen, rekrutieren; eine aktivere Beteiligung religiöser Gelehrter, die deutlich machen, daß das islamische Recht die Beschneidung als Verstoß gegen die körperliche Unversehrtheit ansieht und nicht vorschreibt, ist unabdingbar. Darüber hinaus sollten eine verbesserte und langfristig garantierte Gesundheitsfürsorge, Sexualkundeunterricht mit entsprechend vereinfachtem Anschauungsmaterial und die Weiterbildung und Einbindung der traditionellen Hebammen in die Projekte garantiert sein. In der Familienplanungskampagne hat sich die Integration der Hebammen, die ansonsten Geschäftseinbußen und Prestigeverlust zu befürchten hätten, als vorteilhaft erwiesen. Verstöße gegen bestehende Gesetze sollten geahndet werden.

2. Langfristig betrachtet ist es notwendig, den rechtlichen und sozialen Status der Frauen zu verbessern. Den Frauen müssen Alternativen und Perspektiven geboten werden. Dies erfordert neben Gesetzesänderungen verbesserte Bildungs- und Berufschancen, u.a. durch die Einbindung in Entwicklungsprojekte, um so die ökonomische Abhängigkeit vom Mann zu verringern. Die Analphabetenquote unter Frauen fällt in den betroffenen Ländern noch immer höher aus als bei Männern. Im Sudan liegt sie bei Frauen um 80%, in Ägypten bei ca. 50%. Die Erfahrung hat gezeigt, daß bei gebildeten Frauen der Mittel- und Oberschicht, die zudem einen Beruf erlernt haben, die Beschneidung rückläufig ist.

Festzuhalten ist: Wandel erfolgt letztlich nur in dem Tempo, den die einheimische Bevölkerung festlegt. Trotz der vermehrten Aktivität bleibt die Sensibilisierung der Öffentlichkeit im In- und Ausland durch Symposien, Workshops und wissenschaftlich fundierte Publikationen ebenso wie Veröffentlichungen von Augenzeugenberichten⁶³ weiterhin ein Desiderat.

Anmerkungen:

- * Der vorliegende Artikel wurde ursprünglich als Vortrag im Rahmen der Freiburger Veranstaltung *Mädchenbeschneidung: Kulturgut oder Menschenrechtsverletzung?* vom 2.5.-30.5.1999 gehalten. Der Schwerpunkt liegt auf der islamisch-rechtlichen Beleuchtung des Problems.
- 1 RGG, I, S. 1354 (M. Schuster). Zum historischen Verbreitungsgrad u.a. Hanny Lightfoot-Klein: *Das grausame Ritual. Sexuelle Verstümmelung afrikanischer Frauen*, Frankfurt/M. 1992, S. 43ff.; Otto F. A. Meinardus: „Mythological, historical and sociological aspects of the practice of female circumcision among the Egyptians“, in: *Acta Ethnographica* 16/1967, S. 389f., 392f.; Evelyne Accad: „Construction de l’excision. L’écriture de la douleur“, in: *Peuples Méditerranéens* 78/1997, S. 174f.; Fran P. Hosken: *The Hosken report. Genital and sexual mutilation of females*, Lexington 1982, S. 51, 53f., 57, 61; Munawar A. Anees: „Circumcision: the clitoral inferno“, in: *Islamic Culture* 63, 3/1989, S. 77ff.
 - 2 Zu den unterschiedlichen Formen der Beschneidung u.a.: Lightfoot-Klein: ebd., S. 49ff.; EBio, I, S. 382f.; Sami A. Aldeeb Abu-Sahlieh: *Les Musulmans face aux droits de l’homme*, Bochum 1994, S. 76f.; Hosken: ebd., S. 26f.; Esther K. Hicks: *Infibulation: female mutilation in Islamic Northeastern Africa*, New Brunswick/London 1993, S. 11; Ursula Spuler-Stege-mann: „Mädchenbeschneidung“, in: Gritt Maria Klinkhammer/Steffen Rink/Tobias Frick (Hrsg.): *Kritik an Religionen. Religionswissenschaft und der kritische Umgang mit Religionen*, Marburg 1997, S. 210f. Üblicherweise werden folgende Beschneidungsformen unterschieden: 1. die ‘mildeste’ Form ist das Einritzen, Durchstechen oder die Entfernung der Vorhaut der Klitoris; 2. die vollständige Entfernung der Klitoris (Klitoridektomie), zuweilen einschließlich der *labia minora* (Exzision); 3. die Entfernung der Klitoris, der *labia minora* sowie der inneren Schichten der *labia majora*. Die verbliebenen äußeren Schamlippen werden danach aneinander befestigt; eine winzige Öffnung bleibt für den Durchfluß von Urin und Menstruationsblut (Infibulation, ‘pharaonische Beschneidung’).
 - 3 EP, *khafd*, IV, S. 913f. (hier S. 913); EP, *khitan*, V, S. 20; RGG, I, S. 1358 (U. Rebstock); Anees: ebd., S. 88.
 - 4 Lightfoot-Klein: ebd., S. 43f., 46, 47; Hicks: ebd., S. 2, 13f., 16ff.; Beispiele bei Ellen Gruenbaum: „The Islamic movement, development, and health education: recent changes in the health of rural women in central Sudan“, in: *Social science and medicine* 33, 6/1991, S. 639ff.
 - 5 Ellen Ismail/Maureen Makki: *Frauen im Sudan*, Wuppertal 1990, S. 23; Lightfoot-Klein: ebd., S. 168.
 - 6 Hicks: ebd., S. 59ff.
 - 7 Vgl. den verbreiteten Aberglauben und die Praktiken der Geisterbeschwörung, die sich in Südagypten und im Sudan im „Zar-Kult“ manifestieren. Dazu u.a.: Wédad Zénié-Ziegler: *In search of shadows: conversations with Egyptian women*, London 1988, S. 71f.; OE, IV, S. 151f., 330.
 - 8 Horton 1967, zitiert nach Hicks: ebd., S. 59.
 - 9 Vgl. unterschiedliche Angaben u.a. bei: OE, I, S. 298; Hosken: *The Hosken report*, S. 32ff., (Fallstudien) S. 95ff.; Lightfoot-Klein: ebd., S. 46ff.; EBio, I, S. 383, 384, 385; Abu-Sahlieh: *Les Musulmans face aux droits de l’homme*, S. 76; Vardit Risppler-Chaim: *Islamic medical ethics in the twentieth century*, Leiden 1993, S. 92; Anees: „Circumcision“, S. 89; Accad: „Construction de l’excision“, S. 175ff.; Naila Minai: *Schwestern unterm Halbmond*, München 1989, S. 111; Nawal el-Saadawi: *Tschador. Frauen im Islam*, Bremen 1991, S. 61.
 - 10 So basieren die Informationen über Südostasien oder die Arabische Halbinsel meist auf dem *Hosken report* von 1982 (S.

- 32, 35, 237f., 239-244). Allerdings hatte dessen Autorin bereits damals auf den überaus lückenhaften Charakter der Daten verwiesen. Zu Hinweisen auf Informationsdefizite vgl. u.a. Hicks: ebd., S. 4, 5, 12.
- 11 Zum Islam in Schwarzafrika vgl. die zahlreichen Arbeiten und Länderstudien von J. S. Trimmingham. Einen Überblick geben z.B. mehrere Artikel in Werner Ende/Udo Steinbach (Hrsg.): *Der Islam in der Gegenwart*, 4. neubearb. u. erw. Aufl., München 1996 (S. 446ff., 454ff. – Schwarzafrika; s.a. ebd., S. 727ff., vor allem S. 736ff. zu lokalen Traditionen, u.a. Indonesien).
- 12 Hicks: ebd., S. 3, 25, 179f. – Zur mittelalterlichen Auslegung des Status der Frau vgl. z.B. Barbara Freyer Stowasser: *Women in the Qur'an, Traditions, and interpretation*, New York/Oxford 1994.
- 13 Zénié-Ziegler: *In search of shadows*, S. 43, 46f., 70, 94; Lightfoot-Klein: *Das grausame Ritual*, S. 55, 65; s.a. Jeanette Spenlen: *Sexualethik und Familienplanung im muslimischen und christlichen Ägypten*, Frankfurt/M. 1994, S. 161.
- 14 Zu diesen 'sekundären Rationalisierungen' (Ausdruck nach RGG, I, S. 1355) u.a.: Lightfoot-Klein: ebd., S. 55ff.; Abu-Sahlieh: *Les Musulmans face aux droits de l'homme*, S. 81f.; EBio, I, S. 384f.; Birgit Krawietz: *Die Hurma. Schariatrechtlicher Schutz vor Eingriffen in die körperliche Unversehrtheit nach arabischen Fatwas des 20. Jahrhunderts*, Berlin 1991, S. 231ff.; Rispler-Chaim: *Islamic medical ethics*, S. 89, 90; Abu Bakr 'Abd ar-Raziq: *al-Chitan*, Kairo 1989, S. 50f., 54f., 56, 62, 81; 'Abd al-Mun'im Ibrahim: *al-Furqan fi hukm chitan al-banat wa-s-sibyan*, asch-Schariqa 1995, S. 12, 15ff., 54, 73.
- 15 Zu diesem Mythos z.B.: Meinardus: „Mythological, historical and sociological aspects of the practice of female circumcision among the Egyptians“, S. 388f., 393; Zénié-Ziegler: ebd., S. 97; Anees: „Circumcision“, S. 78f.; Spenlen: ebd.; Lightfoot-Klein: ebd., S. 45f., 55.
- 16 Zur Jungenbeschneidung u.a.: Paul Clotter: *Die Beschneidung im Islam*, Frankfurt/M. 1983, bes. S. 4, 7 ff. zu Riten und Zeremonien; EI², Khitan, V, S. 20ff.; OE, I, S. 290f.; im Vgl. zur Mädchenbeschneidung: Zénié-Ziegler: ebd., S. 41ff., 71.
- 17 Hicks (*Infibulation*: S. 1, 195f.) betont in diesem Kontext zu Recht, daß auch wenn die meisten Beobachter und Beobachtenden genitale Mutilation *prima facie* als soziales Problem definierten, für die Mehrzahl der Betroffenen es hingegen ein soziales Problem darstellen würde, entzogen sie sich dieser Praxis.
- 18 Hicks: ebd., S. 80; zur Rolle der älteren Frauen u.a.: Ismail/Makki: *Frauen im Sudan*, S. 11; Lightfoot-Klein: ebd., S. 100, 157f. – Zur Rolle der Hebammen: Lightfoot-Klein: ebd., S. 53; Hicks: ebd., S. 14; Saadawi: *Tschador*, S. 62, 71; Zénié-Ziegler: ebd., S. 70f., 98f.; Spenlen: ebd., S. 168ff.
- 19 Dazu Hosken: *The Hosken report*, S. 8, 97ff., 134; Elizabeth W. Fernea (ed.): *Children in the Muslim Middle East*, Austin 1995, S. 174; Abu-Sahlieh: *Les Musulmans face aux droits de l'homme*, S. 77f.; Zénié-Ziegler: ebd., S. 99.
- 20 Zur Vernachlässigung kurz: Clotter: ebd., S. 5; Abdelwahab Bouhdiba: *Sexuality in Islam*, London 1985, S. 175; Spuler-Stegemann: „Mädchenbeschneidung“, S. 213f.
- 21 Vgl. z.B. Yusuf al-Qaradawi: *Min huda l-islam. Fatawa mu'asira (I)*, Kuwait 1987, S. 443 (Mädchenbeschneidung), S. 654-669 (Rauchen), S. 121-404 (Glaubens- und Pflichtenlehre).
- 22 Es fehlt vor allem eine systematische und historisch-kritische Aufarbeitung der klassischen Rechtsquellen. In den hier genannten arabischen Publikationen werden die zudem willkürlich ausgewählten Quellen nur unkritisch aneinandergereiht.
- 23 Zu den Aussagen in den beiden primären Rechtsquellen, Koran und Sunna, u.a.: 'Abd ar-Raziq: *al-Chitan*, S. 71f., 76ff., 83, 86f., 92f.; Ibrahim: *al-Furqan fi hukm chitan*, S. 6, 8, 10f., 16, 24, 35; Rispler-

- Chaim: *Islamic medical ethics*, S. 84, 85, 88f.; Abu-Sahlieh: *Les Musulmans face aux droits de l'homme*, S. 74f.; Krawietz: *Die Hurma*, S. 224, 225, 226, 228f.; Anees: „Circumcision“, S. 87f.
- 24 Zu dem Standpunkt der Rechtsschulen: 'Abd ar-Raziq: ebd., S. 75, 83; Ibrahim: ebd., S. 32ff. (allerdings willkürliche Auswahl); Rispler-Chaim: ebd., S. 85f.; Anees: ebd., S. 88. Zu den Bewertung- und Einordnungskriterien des islamischen Rechts vgl. z.B. Peter Antes: *Der Islam: Religion – Ethik – Politik*, Stuttgart u.a. 1991, S. 67f.
- 25 Außerdem steht der Ausdruck für „Dämpfung, Erniedrigung, Herabsetzung“. Zur erwähnten prophetischen Überlieferung u.a.: 'Abd ar-Raziq: ebd., S. 53f., 85; Ibrahim: ebd., S. 10, 11, 16; EP, IV, S. 913; Bouhdiba: *Sexuality in Islam*, S. 176; Meinardus: „Mythological, historical and sociological aspects of the practice of female circumcision among the Egyptians“, S. 390f.; Anees: ebd., S. 87f.
- 26 Rispler-Chaim: ebd., S. 89.
- 27 'Abd ar-Raziq: ebd., S. 81, 85; Ibrahim: ebd., S. 34, 54, 61f., 74, 80, 81; Abu-Sahlieh: ebd., S. 77; Krawietz: ebd., S. 223; Anees: ebd., S. 87; Rispler-Chaim: ebd., S. 84, 88.
- 28 Lightfoot-Klein: *Das grausame Ritual*, S. 17, 37.
- 29 Dazu Noel J. Coulson: *A history of Islamic law*, Edinburgh 1971 (u.a. S. 91f., 185-201); EI2, IV, S. 255-259, VI, S. 738-740, X (fasc. 165f.), S. 161; Mohammad Hashim Kamali: *Principles of Islamic jurisprudence*, Cambridge 1991, S. 245ff., 267ff.
- 30 Speziell dazu Krawietz (*Die Hurma*), zur Mädchenbeschneidung vor allem S. 222-235, hier: 228, 229.
- 31 Dazu z.B. Lightfoot-Klein: ebd., S. 213-216; Anees: ebd., S. 83-87 (jeweils mit weiterführender Literatur).
- 32 Siehe z.B. 'Abd ar-Raziq: ebd., S. 57; Ibrahim: ebd., S. 13, 52f.
- 33 Die Familienehre wird in erster Linie über die sexuelle Reinheit und Züchtigkeit der Frau definiert. Vgl. oben 'sekundäre Rationalisierungen' (Anm. 14).
- 34 Hinter dieser tief verwurzelten männlichen Angst vor ungezügelter und unabhängiger weiblicher Sexualität steckt ebenso die Furcht vor der oft beschriebenen List der Frau, die ihre Reize und Verführungskünste trickreich einsetzt, um an ihr Ziel zu gelangen.
- 35 Yusuf al-Qaradawi: *Min huda l-islam (I)*, S. 443.
- 36 Als Beispiel sei hier ein Werk des pakistanischen Fundamentalisten (gest. 1979) Syed Abul A'la Maududi (*Birth control. Its social, political, economic, moral, and religious aspects*, Delhi 1980, S. 35ff., 103ff. u.a.) genannt. – In diesem Kontext gilt Beschneidung als 'Prophylaxe' gegen Ausbreitung von 'Unzucht' (siehe z.B. Ibrahim: ebd., S. 4f., 39, 41, 54, 55, 73).
- 37 Ismail/Makki: *Frauen im Sudan*, S. 137; Lightfoot/Klein: ebd., S. 102; Gruenbaum: „The Islamic movement, development, and health education“, S. 642, 644.
- 38 Das Rechtsgutachten findet sich in *al-Fatawa al-islamiyya min dar al-ifta' al-misriyya* (Islamische Rechtsgutachten des ägyptischen Mufti-Amtes, ar.), hrsg. von Dschumhuriyya Misr al-'Arabiyya (Arabische Republik Ägypten), Wizarat al-Awqaf (Ministerium für fromme Stiftungen), al-Madschlis al-a'la li sch-schu'un al-islamiyya (Oberster Rat für islamische Angelegenheiten), bisher 20 Bde., Kairo 1980ff., hier: Bd. IX, S. 3119-25, besonders 3123ff.; eine leicht erweiterte Fassung findet sich in Ibrahim: ebd., S. 65-82; Auszüge: Krawietz: *Die Hurma*, S. 231; Abu-Sahlieh: *Les Musulmans face aux droits de l'homme*, S. 81. Zum angeblich noch nicht ausreichend erwiesenen gesundheitlichen Schaden der Klitorisbeschneidung s.a. 'Abd ar-Raziq: *al-Chitan*, S. 75, 76, 77f., 79f.; Ibrahim: ebd., S. 37f., 56. – Wie auch andere Rechtsgelehrte zieht Dschad al-Haqq bewußt keine klare Trennlinie zwischen Jungen- und Mädchenbeschneidung. Die 'Sunna-Beschneidung' gelte sowohl für Jungen als

- auch Mädchen als emblematisches Kriterium der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Muslime. Die Gefahr der Ausbreitung von 'Lastern' sei zu bannen.
- 39 'Abd ar-Raziq: ebd., S. 55f., 81f., 95; Ibrahim: ebd., S. 16, 36f.; Rispler-Chaim: *Islamic medical ethics*, S. 91; Abu-Sahlieh: ebd., S. 83; Krawietz: ebd., S. 235.
- 40 'Abd ar-Raziq: ebd., S. 87-90; Mahmud Schaltut: *al-Fatawa* (Die Rechtsgutachten, ar.), Beirut/Kairo ¹²1983, S. 330-334 (Hinweise auf seine Rechtsgutachten in diesem Fall u.a. bei Krawietz: ebd., S. 226, 229f., 233; Rispler-Chaim: ebd., S. 86, 90). Zur Person u.a. Kate Zebiri: *Mahmud Shaltut and Islamic modernism*, Oxford 1993.
- 41 Schaltut: ebd., S. 334.
- 42 Ebd.
- 43 Abu-Sahlieh: ebd., S. 83; Lightfoot-Klein: *Das grausame Ritual*, S. 204. Weiteres Beispiel (sudanesischer Großmufti 1939): Spuler-Stegemann: „Mädchenbeschneidung“, S. 215. Siehe auch Anees: „Circumcision“, S. 90.
- 44 Zitiert nach FAZ vom 12/11/1998, S. 14 (Axel Wermelskirchen: „Die Frauen und Mädchen schützen“.)
- 45 Ein entsprechender Hinweis, Westafrika betreffend, findet sich bei Hosken: *The Hosken report*, S. 56; vgl. zur Ansicht lokaler Gelehrter zur Familienplanung Roswitha Badry: *Ausweg aus der „demographischen Falle“ oder „Verschwörung gegen den Islam“? Zur zeitgenössischen innerislamischen Diskussion über Geburtenkontrolle und Familienplanung*, Hamburg 1999, S. 52 und Anm. 196.
- 46 Vgl. Hosken: ebd., S. 95ff.
- 47 Asma El Dareer: *Women, why do you weep? Circumcision and its consequences*, London 1982.
- 48 Zu dieser Auseinandersetzung vor allem 'Abd ar-Raziq: *al-Chitan*, S. 49ff., v.a. 73ff. (Replik der Gelehrten).
- 49 Mahmud Karim/Rushdi Ammar: *Female circumcision and sexual desire*, Kairo 1965.
- 50 Youssef El Masry: *Die Tragödie der Frau im arabischen Orient*, München 1963 (frz. Ausg. Paris 1962). Laut Accad („Construction de l'excision“, S. 170) erschien die arabische Ausgabe zehn Jahre zuvor.
- 51 El Masry: ebd., S. 27; Abu-Sahlieh: *Les Musulmans face aux droits de l'homme*, S. 83f.
- 52 Zénié-Ziegler: *In search of shadows*, S. 103.
- 53 El-Masry: ebd., S. 119 (vgl. auch z.B. S. 106).
- 54 Nawal as-Sa'dawi: *al-Mar'a wa-l-dschins*, Beirut 1972. Zur Klitorisbeschneidung und vor allem den psychischen Folgen s.a. Naoual El-Saadaoui: *Femmes égyptiennes. Tradition et modernité*, Paris 1991, S. 173-189, 207. (Hier kritisiert sie auch die misogynen Aspekte in der Psychiatrie.) – Saadawi: *Tschador*, S. 70, 71f.
- 55 Der Besitz der ägyptischen *Arab Women's Solidarity Union* wurde pikanterweise per Urteil des Obersten Gerichtshofes einer islamischen Frauenorganisation überschrieben. Sa'dawi, die auf ständigen Personenschutz angewiesen ist, antwortete darauf bereits im selben Jahr mit einer Replik und 1995 mit ihren Teilmemoiren. – Zur Person u.a.: OE, III, S. 448f.
- 56 Zitiert nach Lightfoot-Klein: *Das grausame Ritual*, S. 203f.; El-Saadaoui: *Femmes égyptiennes*, S. 210. Vgl. Rispler-Chaim: *Islamic medical ethics*, S. 89.
- 57 Abu-Sahlieh: *Les Musulmans face aux droits de l'homme*, S. 82f.
- 58 Ein ausführlicher Bericht findet sich in Fernea (ed.): *Children in the Muslim Middle East*, S. 168-172.
- 59 Vgl. dazu, einschließlich Kritik, ausführlich Accad: „Construction de l'excision“, S. 178ff., bes. 180ff.
- 60 Zum internationalen Engagement und zu den anvisierten und durchgeführten Maßnahmen Hosken: *The Hosken report*, S. If., 2, 18f., 23, 42ff. u.a.; Lightfoot-Klein: ebd., S. 201ff.; Zénié-Ziegler: *In search of shadows*, S. 95, 99ff.; Abu-Sahlieh: ebd., S. 73f., 84f.; Hicks: *Infibulation*, S. 183ff.,

198f.; Gruenbaum: „The Islamic movement, development, and health education“, S. 638, 640, 642f., 644f.

61 Ismail/Makki: *Frauen im Sudan*, S. 23f.; Abu-Sahlieh: ebd., S. 74.

62 Ismail/Makki: ebd., S. 24 (dort auch zur Analphabetenrate); Sandra Hale: „Transforming culture or fostering second-hand consciousness? Women's front organizations and revolutionary parties – the Sudan case“, in: Judith E. Tucker (ed.): *Arab women: old boundaries, new frontiers*, Bloomington/Indianapolis 1993, S. 166, 174 (Anm. 57), (dort auch zur Geschichte der Sudanesischen Frauunion – S. 157ff.).

63 Wie z.B. das Buch von Waris Dirie: *Wüstenblume*, München 1998.

Literatur:

- 'Abd ar-Raziq, Abu Bakr:** *al-Chitan: ra'y ad-din wa l-'ilm fi chitan al-awlad wa-l-banat* (Die Beschneidung: die Meinung der Religion und der Wissenschaft über die Beschneidung von Jungen und Mädchen, ar.), Kairo 1989, S. 43-98.
- Abu-Sahlieh, Sami A. Aldeeb:** *Les Musulmans face aux droits de l'homme*, Bochum 1994, S. 73-86.
- Accad, Evelyne:** „Construction de l'excision. L'écriture de la douleur“, in: *Peuples Méditerranéens* 78/1997, S. 169-192.
- Anees, Munawar A.:** „Circumcision: the clitoral inferno“, in: *Islamic Culture* 63, 3/1989, S. 77-92.
- Bouhdiba, Abdelwahab:** *Sexuality in Islam*, London 1985 (frz. Orig. 1975), S. 174ff.
- Clotter, Paul:** *Die Beschneidung im Islam*, Frankfurt/M. 1983 (Cibedo-Texte. Nr. 23).
- EBio= Encyclopedia of Bioethics.** Rev. ed., ed. by W. R. Reich, 5 Bde., New York/London 1995, hier Bd. I: „Circumcision: Female Circumcision“ (O.A. Koso-Thomas), S. 382-387.
- EP= The Encyclopaedia of Islam.** New edition, bisher 9 Bde., einige Fasc., Leiden 1954ff.
- Ferne, Elizabeth W. (ed.):** *Children in the Muslim Middle East*, Austin 1995, S. 168-175.
- Gruenbaum, Ellen:** „The Islamic movement, development, and health education: recent changes in the health of rural women in central Sudan“, in: *Social science and medicine* 33, 6/1991, S. 637-645.
- Hale, Sandra:** „Transforming culture or fostering second-hand consciousness? Women's front organizations and revolutionary parties – the Sudan case“, in: Tucker, Judith E. (ed.): *Arab women: old boundaries, new frontiers*, Bloomington/Indianapolis 1993, S. 149-174.
- Hicks, Esther K.:** *Infibulation: female mutilation in Islamic Northeastern Africa*, New Brunswick/London 1993.
- Hosken, Fran P.:** *The Hosken report. Genital and sexual mutilation of females*, Lexington, Mass., 3rd rev. ed., (Nov.) 1982.
- Ibrahim, 'Abd al-Mun'im:** *al-Furqan fi hukm chitan al-banat wa-s-sibyan* (Das endgültige Urteil über die Mädchen- und Jungenbeschneidung, ar.), asch-Schariqa/VAE 1995.
- Ismail, Ellen/Makki, Maureen:** *Frauen im Sudan*, Wuppertal 1990.
- Krawietz, Birgit:** *Die Hurma. Schariatrechtlicher Schutz vor Eingriffen in die körperliche Unversehrtheit nach arabischen Fatwas des 20. Jahrhunderts*, Berlin 1991, S. 222-235.
- Lightfoot-Klein, Hanny:** *Das grausame Ritual. Sexuelle Verstümmelung afrikanischer Frauen* (engl. Orig. 1989), Frankfurt/M. 1992.
- Meinardus, Otto F. A.:** „Mythological, historical and sociological aspects of the practice of female circumcision among the Egyptians“, in: *Acta Ethnographica* (Budapest) 16, 3-4/1967, S. 387-397.
- Minai, Naila:** *Schwestern unterm Halbmond*, München 1989 (am. Orig. 1981), S. 110ff.

OE = The Oxford Encyclopedia of the Modern Islamic World. 4 Bde., ed. by John L. Esposito, New York/Oxford 1995. Hier vor allem Bd. I: „Circumcision“ (S. 290f.); „Clitoridectomy“ (S. 298f.).

Qaradawi, Yusuf al-: *Min huda l-islam. Fa-tawa mu'asira* (Von der Rechtleitung des Islam. Zeitgenössische Rechtsgutachten, ar.), Band I, Kuwait³1987.

RGG = Religion in Geschichte und Gegenwart: *Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft*, hrsg. von Hans Dieter Betz u.a., Tübingen (4., völlig neu bearb. Auflage) 1998, hier Bd. I: „Beschneidung“, S. 1354-1358.

Rispler-Chaim, Vardit: *Islamic medical ethics in the twentieth century*, Leiden u.a. 1993, S. 84-93.

Saadawi, Nawal el-: *Tschador. Frauen im Islam*, Bremen 1991 (1. dt. Aufl. 1980).

Spuler-Stegemann, Ursula: „Mädchenbeschneidung“, in: Klinkhammer, Gritt Maria/Rink, Steffen/Frick, Tobias (Hrsg.): *Kritik an Religionen. Religionswissenschaft und der kritische Umgang mit Religionen*, Marburg 1997, S. 207-219.

Zénié-Ziegler, Wédad: *In search of shadows: conversations with Egyptian women*, London 1988 (frz. Orig. 1985).

Auf dem Weg in ein emanzipiertes Europa? Europäische Integration und Geschlechterpolitik

Mit dem Amsterdamer Vertrag vom 1. Mai 1999 wurde erstmals die Gleichstellung von Frauen und Männern als europäische Gemeinschaftsaufgabe festgeschrieben. In allen zukünftigen Tätigkeitsbereichen wirkt, so der Wortlaut von Artikel 3, Absatz 2 „die Gemeinschaft darauf hin, Ungleichheiten zu beseitigen und die Gleichstellung von Männern und Frauen zu fördern.“¹ Damit ist das Prinzip des *gender-mainstreaming* auf europäischer Ebene verankert worden.

Ob und inwieweit diese Neuerung auf der europäischen Vertragsebene tatsächlich einen Durchbruch in Sachen Gleichstellungspolitik bedeutet, bzw. welche Folgen die wirtschaftliche Integration Europas, die Errichtung eines gemeinsamen Wirtschafts- und Währungsraumes für Frauen mit sich bringt, wird widersprüchlich eingeschätzt. So spricht die Direktorin des Europäischen Rechtsinstituts Teresa Freixes Sanjuán von einem „bemerkenswerten Fortschritt im Prozeß der europäischen Union.“² Die Union habe sich nun einem erweiterten Gleichstellungsgrundsatz verpflichtet, der über den engen Rahmen der Erwerbstätigkeit hinausgehe. Alle Formen von Diskriminierung aufgrund des Geschlechts könnten nun von seiten des Europäischen Gerichtshofes geahndet werden, was zu einer positiven Wirkung auf die Gleichstellungsgesetzgebung der Mitgliedsstaaten führe.

Diese grundsätzlich hoffnungsfrohe Einschätzung des europäischen Integrationsprozesses für die Frauen wird in der politikwissenschaftlich-feministischen Forschung eher skeptisch beurteilt. Die grundlegende Frage, inwiefern die Gleichberechtigung der Geschlechter auf supranationaler Ebene vorangetrieben werden kann, zielt einerseits auf das komplexe Wechselspiel von europäischer Gesetzgebung und nationaler Umsetzung und andererseits generell auf die Chancen und Grenzen institutionalisierter Frauen- und Geschlechterpolitik. Susanne Schunter-Kleemann kommt in ihrer Analyse mit dem Titel „Herrenhaus Europa“ zu einer eher pessimistischen Einschätzung europäischer Gleichstellungspolitik. Die europäische Union stelle keineswegs einen „Motor der Frauenemanzipation“³ dar. Gleichstellungsfragen seien zwar im Brüsseler Bürokratiegeflecht durchaus präsent, ihre starke Verrechtlichung bedeute jedoch letztlich Kanalisierung und damit die Abschwächung durchschlagender

Politiken. Eine Einigung in puncto Emanzipation der Geschlechter finde, wenn überhaupt, dann auf dem kleinsten gemeinsamen Nenner statt.

Erschöpft sich folglich die europäische Geschlechterpolitik unweigerlich in einer Annäherung nach unten bzw. in der Setzung von Mindeststandards? In welchem Zusammenhang stehen nationale Unterschiede im Geschlechterverhältnis und europäische Integrationspolitik, oder anders formuliert, unter welchem Anpassungsdruck stehen die Geschlechterverhältnisse in den einzelnen Mitgliedsstaaten? Mündet der europäische Integrationsprozeß langfristig in eine Desensibilisierungsstrategie in puncto Geschlechterfragen und damit in eine Retraditionalisierung patriarchaler Geschlechterverhältnisse? Und werden Frauen damit letztlich unweigerlich zu den Verliererinnen von Integration und Globalisierung?

Um diese Fragen zu diskutieren, werden zunächst die strukturellen Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Geschlechterordnungen in den europäischen Staaten dargestellt. Daran anschließend geht es in einem zweiten Teil um eine kritische Bestandsaufnahme europäischer Gleichstellungspolitik. Den folgenden Ausführungen liegt die These zugrunde, daß Geschlechtergleichheit in Europa nach wie vor auf nationalstaatlicher Ebene verwirklicht werden muß. Gleichstellungspolitik auf supranationaler Ebene kann auch in Zukunft nur auf der Basis nationaler Geschlechterpolitiken erfolgen und diese bestenfalls auf europäischer Ebene verbindlich festschreiben. Sie kann damit allenfalls dazu beitragen, frauenpolitische Rückschläge abzufedern.

Obschon von einer gleichberechtigten Teilhabe von Frauen und Männern an den politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entscheidungsprozessen in Europa nicht die Rede sein kann, unterscheiden sich die Gleichstellungsdefizite zwischen und selbst in den einzelnen Ländern erheblich. Die möglichen Problemlagen einer gut situierten westdeutschen Karrierefrau lassen sich mit denen einer alleinerziehenden arbeitslosen Frau in den neuen Bundesländern nur schwer vergleichen, ebensowenig wie die Lage der Frauen in Schweden und Griechenland oder in Dänemark und Portugal.

Ingrid Kurz-Scherf hat in ihrer dezidierten Analyse über die Entwicklung der Geschlechteremanzipation zu Recht auf die Problematik von partikularen Emanzipationschancen aufmerksam gemacht. Demnach befindet sich, um im Bild Kurz-Scherfs zu bleiben, ein geringer Anteil ökonomisch gut situiert Karriere- oder Ehefrauen wie in einem Heißluftballon auf dem Weg nach oben. Ihre Emanzipation geht zunehmend auf Kosten der Frauen, die aufgrund arbeitsmarkt- und sozialpolitischer Krisen in refeudalisierte Arbeitsbeziehungen unter Verlust emanzipatorischer Errungenschaften eintreten müssen. Sie sind letztlich der Ballast, der abgeworfen werden muß, um den Heißluftballon in die Höhe steigen zu lassen.⁴

Trotz der zunehmend bedeutsamer werdenden Unterschiede zwischen Frauen greift die Kategorie Geschlecht als ein entscheidendes Kriterium für Ungleichheit jedoch immer noch. Die Heterogenität weiblicher – und männlicher – Lebenswelten hat die Bipolarität patriarchaler Machtstrukturen allenfalls im Ansatz aufbrechen können. So sind Frauen in allen europäischen Staaten, wenn auch in unterschiedlicher Intensität, auf den politischen Entscheidungsebenen unterrepräsentiert, haben mit den negativen Folgen eines geschlechtsspezifisch segregierten Arbeitsmarktes zu kämpfen und sind sozial deutlich schlechter abgesichert als ihre männlichen Kollegen.

Durch die gegenwärtigen Veränderungen auf dem europäischen Arbeitsmarkt und die Transformationstendenzen der wohlfahrtsstaatlichen Systeme werden bislang bestehende Ungleichheiten noch verstärkt. Die in allen Ländern der Europäischen Union seit einigen Jahren zu beobachtende steigende Frauenerwerbstätigkeit geht keineswegs mit einer Gleichstellung von Frauen und Männern auf dem Arbeitsmarkt einher. Im Gegenteil beruht „ein Großteil der Beschäftigungsgewinne“, wie Friederike Maier feststellt, gerade „darauf, daß Frauen auf dem Arbeitsmarkt diskriminiert oder zu anderen Bedingungen beschäftigt werden als Männer.“⁵ Die zunehmende Frauenerwerbstätigkeit basiert folglich zu großen Teilen auf den strukturellen Veränderungsprozessen der europäischen Arbeitsmärkte.

Der sektorale Wandel hin zur Dienstleistungsgesellschaft, in den ost-deutschen Ländern in den letzten Jahren beispielhaft und wie im Zeitraffer zu beobachten, geht mit einem Wandel der Arbeitsverhältnisse einher. Das auf der männlichen Erwerbsbiographie beruhende lebenslange Normalzeitarbeitsverhältnis wird zunehmend durch befristete und deregulierte Arbeitsverhältnisse abgelöst. Frauen sind in diesen Beschäftigungsverhältnissen bislang deutlich überrepräsentiert, wobei Quantität und Qualität der weiblichen Erwerbstätigkeit in den Ländern der EU sehr unterschiedlich ausgeprägt ist.⁶

Generell stieg die Frauenerwerbstätigkeit in den 15 Mitgliedsländern von 34,5% 1987 auf 41,5% 1995. Besonders hohe Zuwachsraten – von 27,6% auf 40,1% – sind dabei in den Niederlanden zu verzeichnen, sehr niedrige Raten in Griechenland. Hier stieg die Erwerbsbeteiligung von Frauen im Untersuchungszeitraum nur um 4,8 Prozentpunkte auf 34,5%.⁷ Insgesamt liegt die Frauenerwerbsquote in allen EU-Ländern noch deutlich unter der der Männer, was Rückschlüsse auf die geschlechtsspezifischen Erwerbsmuster erlaubt.⁷

Während im europäischen Vergleich bei den Männern kaum nationale Abweichungen hinsichtlich der Beteiligung am Erwerbsleben festzustellen sind, lassen sich bei den Frauen sehr unterschiedliche Modelle ausmachen. Sie alle basieren letztlich auf der nach wie vor fast ausschließlich für die weibliche Erwerbsbiographie charakteristischen Problematik der Vereinbarkeit von

Erwerbs- und Familienarbeit. Im wesentlichen existieren drei Modelle weiblicher Erwerbsbeteiligung: Erstens das ‚männliche‘ Modell der umgedrehten U-Kurve, das eine kontinuierliche Integration in das Erwerbsleben beinhaltet. Dieses Modell findet sich in den skandinavischen Ländern und in Frankreich. Hier kombiniert die Mehrheit der Frauen Erwerbstätigkeit und Kinder auf der Basis einer Teilzeitbeschäftigung und großzügigen Elternurlaubsregelungen bzw. staatlich geförderten Kinderbetreuungseinrichtungen. Das heißt, Frauen schränken ihre Erwerbstätigkeit allenfalls ein, bleiben aber kontinuierlich in den Arbeitsmarkt integriert. Dieses Modell ist auch für die ostdeutschen Frauen, trotz aller anderslautenden Wunschvorstellungen westdeutscher Wirtschaftsforschungsinstitute, bis heute typisch geblieben – ein Faktum, das sie deutlich von ihren westdeutschen Geschlechtsgenossinnen unterscheidet. Das zweite Modell ist das sogenannte Drei-Phasen-Modell, wie es für die alte Bundesrepublik und Großbritannien typisch war und immer noch ist. Das Modell der sogenannten M-Kurve signalisiert, daß insbesondere junge Mütter aus dem Erwerbsleben ausscheiden und später als sogenannte ‚Wiedereinsteigerinnen‘ dem Arbeitsmarkt erneut zur Verfügung stehen. Größere Relevanz in den anderen Ländern der EU besitzt das sogenannte Zwei-Phasen-Modell, das heißt junge Frauen sind bis zur Geburt des ersten Kindes erwerbstätig und steigen dann in nicht unerheblicher Zahl ganz aus dem Erwerbssystem aus. Dies gilt beispielsweise für Länder wie Belgien, Irland, Portugal, Italien oder Griechenland. Dennoch ist auch in diesen Ländern die Frauenerwerbsquote generell angestiegen.⁸ Alle drei Modelle weisen für die Frauen spezifische Problemlagen auf, die ihren Ursprung in der nach wie vor existierenden patriarchalen Geschlechterrollenzuschreibung und der damit verbundenen Zuständigkeit der Frauen für die Kindererziehung und Familienarbeit haben. Die gesellschaftliche und politische Entwertung reproduktiver Arbeiten zeigt sich an der Doppelbelastung einer vollzeiterwerbstätigen Mutter ebenso wie an der schlechten sozialen Absicherung einer teilzeiterwerbstätigen Alleinerziehenden oder einer verheirateten Hausfrau und Mutter.

Kennzeichnend für die ‚ungleiche‘ Verteilung der Arbeit auf Frauen ist das geschlechtsspezifisch unterschiedliche Arbeitsvolumen. In allen Ländern der EU ist Teilzeitarbeit fast ausschließlich eine Frauenangelegenheit.⁹ So arbeiten mehr als 2/3 der erwerbstätigen Frauen in den Niederlanden teilzeit, die niedrigsten Teilzeitquoten finden sich in Griechenland und Portugal. In den südlichen Ländern der EU haben Frauen aufgrund des Mangels an Teilzeitarbeitsplätzen oftmals keine andere Wahl: Entweder sie sind vollzeit erwerbstätig oder sie steigen ganz aus dem Erwerbsleben aus. In Ländern wie den Niederlanden, Großbritannien oder der Bundesrepublik bietet Teilzeitarbeit für viele Frauen die einzige Möglichkeit zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Der chronische Mangel an außerhäuslicher Kinderbetreuung in diesen Ländern dürfte hier

eine verstärkende Wirkung hin zur Teilzeitarbeit haben bzw. viele Frauen in den Status einer unfreiwillig Teilzeitbeschäftigten bringen.¹⁰

Generell ist Teilzeitarbeit für die Betroffenen durchaus ambivalent: Einerseits beinhaltet sie (fast) immer auch eine gering qualifizierte Tätigkeit, verbunden mit niedriger Entlohnung und mangelnder sozialer Absicherung. Für viele Frauen geht Teilzeitarbeit mit Dequalifizierung einher. Andererseits ist insbesondere für Familienfrauen Berufstätigkeit nur auf der Basis von Teilzeitarbeit überhaupt möglich. Die Forderung nach mehr qualifizierten Teilzeitangeboten, wie sie auch von feministischer Seite immer wieder gestellt wird, hat somit durchaus Berechtigung. Sie zielt auf größere Wahlmöglichkeiten für die betroffenen Frauen, vorausgesetzt es findet eine bessere soziale Absicherung dieser Beschäftigungsform statt. Durch die bislang bestehende geschlechtsspezifische Verteilung des Arbeitsvolumens perpetuiert die Teilzeitbeschäftigung allerdings die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und damit auch eine patriarchale Sozial- und Familienpolitik, die die Zuständigkeit für die Kindererziehung bei den Frauen beläßt und die Abhängigkeit der Frauen von einem vollzeiterwerbstätigen Ehemann forciert.

Neben der Teilzeitarbeit haben die befristeten Beschäftigungsverhältnisse in den letzten Jahren deutlich zugenommen. Ihr Anteil an den Arbeitsverhältnissen liegt im europäischen Durchschnitt derzeit bei 11,5%, wobei in allen Ländern der Frauenanteil überdurchschnittlich hoch ist. Damit sind Frauen stärker als Männer von ungesicherten Arbeitsverhältnissen und damit von Arbeitslosigkeit und Sozialhilfeabhängigkeit betroffen. Die Arbeitslosenquoten der Frauen liegen dementsprechend in fast allen europäischen Ländern erheblich über dem männlichen Durchschnitt. In den neuen Bundesländern sind 2/3 der Arbeitslosen Frauen, ihr Anteil an Langzeitarbeitslosen liegt derzeit sogar bei 3/4.¹¹

Die Umstellung von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft kostet zwar auch männliche Arbeitsplätze, wie sich beispielsweise für Irland, Großbritannien und Dänemark zeigen läßt, die Verliererinnen aus längerfristiger Sicht sind jedoch fast immer die Frauen.¹² Hinzu kommen die insgesamt schlechteren Einkommens-, Aufstiegs- und Karrierechancen von Frauen auf dem Arbeitsmarkt. Wie eine aktuelle Untersuchung der Europäischen Union erneut bestätigt, bestehen immer noch große Gehaltsunterschiede zwischen Männern und Frauen und zwar ungeachtet der geschlechtsspezifischen Strukturunterschiede auf dem Arbeitsmarkt. Selbst bei gleicher Qualifikation im gleichen Wirtschaftszweig verdienen Frauen im europäischen Vergleich bis zu 25% weniger als ihre männlichen Kollegen.¹³

Der geschlechtsspezifischen Segregation des europäischen Arbeitsmarktes wird in den meisten Ländern der Europäischen Union keineswegs durch eine

frauen- und familienfreundliche Sozialpolitik entgegengesteuert.¹⁴ Wie zahlreiche feministische Analysen der derzeitigen Transformationstendenzen der europäischen Wohlfahrtsstaaten belegen, sind Frauen von der Demontage der Sozialstaaten, basierend auf der Ideologie des neoliberalen Marktmodells, überdurchschnittlich betroffen. Birgit Sauer hat in ihren Studien zu den Implikationen und Auswirkungen von Globalisierung wiederholt auf die Gefahr einer „Politik der neuen Ungleichheit“ aufmerksam gemacht.¹⁵ Die Offensive des Marktradikalismus bedinge die Auflösung des „historischen Bündnisses zwischen Marktwirtschaft, Sozialstaat und Demokratie“, wie es dem keynesianischen Wohlfahrtsstaat eigen war. Die derzeit zu beobachtende Deregulierung sozialstaatlicher Absicherungen berge, so Sauer, die Gefahr einer Revitalisierung institutionalisierter Männlichkeit und damit einer Fortsetzung der Benachteiligung von Frauen.

Tatsächlich basieren alle bislang bestehenden Modelle sozialer Sicherung in Europa, wenn auch in unterschiedlicher Ausprägung, auf der traditionellen Übertragung von Fürsorgeaufgaben an Frauen, ohne diese in entsprechendem Maße zu honorieren.¹⁶ Selbst das schwedische Modell des Wohlfahrtsstaates mit seinen gezielten arbeitsmarkt- und sozialpolitischen Maßnahmen hat die geschlechtsspezifische Machtverteilung nicht beseitigen können.¹⁷ Durch die Bereitstellung von Ressourcen können soziale Probleme zwar gemindert, strukturell bedingte Machthierarchien jedoch nicht aufgebrochen werden.

Die individuelle Chancengleichheit für den Zugang zu sozialer Sicherheit, wie sie im bundesdeutschen System aufgrund eines „ehebezogenen Patriarchalismus“¹⁸ von vornherein vereitelt wird, bildet jedoch die Grundvoraussetzung für die Verwirklichung des nach wie vor offenen Projektes der Geschlechtergleichstellung. Eine an den StaatsbürgerInnenstatus gekoppelte soziale Grundversorgung ist dafür ebenso unabdingbar wie die flächendeckende Versorgung mit Kinderbetreuungsangeboten. Hierfür besitzen das schwedische und dänische wohlfahrtsstaatliche System Vorbildcharakter. Darüber hinaus kann allerdings Geschlechteremanzipation nur verwirklicht werden, wenn die 'Kategorie der Abhängigkeit' zur Leitidee politischen und gesellschaftlichen Handelns wird. „Ein solch erneuerter (sozialstaatlicher) Geschlechterkompromiß muß soziale Sicherung jenseits des ständischen Geschlechterkriteriums gewährleisten, er muß Haus-, Pflege-, Fürsorge- und Erziehungsarbeit für beide Geschlechter honorieren und ermöglichen“.¹⁹

Diese Vision ist bislang in keinem Mitgliedsland der EU verwirklicht worden. Vielmehr halten alle europäischen Geschlechterordnungen in unterschiedlicher Ausprägung und mit unterschiedlichen politischen Zielsetzungen an der traditionellen geschlechtlichen Trennung von Produktions- und Reproduktionssphäre fest. Die 'herr'schende politische Gestaltungsabsicht des Geschlechterverhältnisses hinkt in vielerlei Hinsicht den realen Verhältnissen

hinterher. Weder lassen sich qualifizierte Frauen wieder vom Arbeitsmarkt verdrängen, noch gibt es für die Mehrheit der auf Erwerb angewiesenen Frauen Alternativen jenseits des Arbeitsmarktes. Die Widersinnigkeit einer in konservativen Geschlechtercodes verhafteten Politik wird angesichts zunehmender Feminisierung von Armut und Altersarmut nur allzu offenbar. Mit einer Politik der Retraditionalisierung lassen sich die Resultate des langfristigen Detraditionalisierungsprozesses im Geschlechterverhältnis nicht umkehren.

Die Frage nach den Handlungsperspektiven stellt sich angesichts tiefgreifender arbeitsmarktpolitischer und sozialer Transformationsprozesse in allen europäischen Staaten auf neue Weise. Welche Möglichkeiten gibt es in Zukunft, einer (Neu-)Konstruktion der traditionellen Geschlechterrollen entgegenzuwirken und die Dekonstruktion von Zwangsnormierungen qua Geschlecht voranzutreiben. Inwiefern bietet die zunehmende Souveränitätsverflechtung im Rahmen der EU hierfür neue Handlungschancen?

Zieht man eine vorläufige Bilanz der bisherigen europäischen Gleichstellungspolitik, so lassen sich die zu verbuchenden Erfolge nur mit dem gleichzeitigen Verweis auf ihre Beschränkungen konstatieren.

Der europäische Integrationsprozeß war und ist primär von den ökonomischen Interessen der Mitgliedsländer bestimmt.²⁰ Dementsprechend entstand das Politikfeld Chancengleichheit aus Angst vor Wettbewerbsverzerrungen. Der 1957 in den EWG-Vertrag aufgenommene Artikel 119 hatte zum Ziel, die Wettbewerbsbedingungen zwischen den Mitgliedsländern so zu harmonisieren, daß nicht einzelne Länder in den profitablen Genuß unterbezahlter Frauenarbeit kommen konnten. Der Grundsatz „gleiches Entgelt für Frauen und Männer bei gleicher Arbeit“ im Rahmen eines gemeinsamen Wirtschaftsraumes engte den Gleichheitsbegriff der EU von vornherein auf den Bereich der Erwerbstätigkeit ein.

Erst Mitte der 70er Jahre setzte mit Beginn der sozialen Bewegungen und der damit einhergehenden Zunahme von sozialdemokratischen Regierungen in den Mitgliedsländern eine aktive Phase der EU-Gleichstellungspolitik ein. Einen Anstoß hierfür lieferte die Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofes, der im Fall „Defrenne“ die Gleichbehandlung von Frauen im Arbeitsleben anmahnte und auf Schadensersatzzahlung im Fall von Zuwiderhandlung entschied. Der europäische Ministerrat erließ in der Folgezeit drei Gleichstellungsrichtlinien, die erstens den Grundsatz der Lohngleichheit auch auf 'gleichwertige Arbeit' ausdehnten, zweitens eine direkte oder indirekte Diskriminierung hinsichtlich des Zugangs zur Beschäftigung aufgrund des Geschlechts oder des Familienstandes untersagten und drittens die Gleichbehandlung im Bereich der sozialen Sicherheit festlegten. Mitte der 80er Jahre folgte die Richtlinie zur Chancengleichheit in betrieblichen Systemen sozialer Sicherheit und

die Richtlinie zum Mutterschutz. Die Verbesserung des Schutzes von Schwangeren, Wöchnerinnen und stillenden Frauen wurde 1992 zum Inhalt einer EU-Richtlinie. 1996 erfolgte die Festlegung eines mindestens dreimonatigen Elternurlaub und im Dezember 1997 wurde die bislang letzte Richtlinie zur Umkehr der Beweislast im Falle der Diskriminierung aufgrund des Geschlechts verabschiedet.

Sämtliche vom Ministerrat bislang erlassenen Richtlinien zur Chancengleichheit betreffen die Verbesserung der Situation von Frauen im Erwerbsleben bzw. die Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Sie basieren auf einem „formal-juristischen Angleichungskonzept“.²¹ Frauen sollen Männern auf dem Arbeitsmarkt gleichgestellt werden. Nichterwerbstätige Frauen fallen aus der Gleichstellungspolitik der EU weitgehend heraus. Geschlechtergleichheit wird im wesentlichen auf gleiche Beschäftigungschancen verkürzt. Einem weitergehenden Gleichheitsgrundsatz verpflichtete Forderungen, wie beispielsweise die bessere Verteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit, die beschleunigte Einbeziehung von Frauen in die Entscheidungsfindung oder die Einrichtung flächendeckender Kinderbetreuungsangebote, scheiterten bislang an den Entscheidungsträgern im Ministerrat. Zu unterschiedlich sind die Interessen der Mitgliedsstaaten, zu weit liegen die jeweiligen Vorstellungen über Familie, Chancengleichheit oder die Berufstätigkeit von Frauen auseinander. Die Reichweite der Richtlinien, die der Einstimmigkeit bedurften, geht oftmals nicht über die gängige Praxis in den Mitgliedsstaaten hinaus oder unterbietet diese noch.

Richtlinienentscheidungen bedeuten de facto die janusköpfige Festlegung von Mindeststandards mit je unterschiedlichen Auswirkungen. Während die EU-Gesetzgebung beispielsweise für die irischen Frauen beachtliche Verbesserungen wie die Beseitigung der Beschäftigungshindernisse für verheiratete Frauen, die Einführung des Mutterschaftsurlaubs oder den Schutz vor Entlassung im Falle einer Schwangerschaft gebracht hat, befürchten die Däninnen eine Aufweichung ihrer vergleichsweise hohen nationalen Standards durch die EU-Politik. Wie Ostner und Lewis hervorgehoben haben, ist die EU-Gleichstellungspolitik insgesamt durch ein „doppeltes Nadelöhr“ begrenzt: den Erwerbsbezug einerseits sowie die Vielfalt nationaler Ordnungen und das Problem der Umsetzung andererseits.²²

Die konkrete Umsetzung der Richtlinien obliegt den Mitgliedsstaaten, die Kontrolle der Gemeinschaft findet nur sehr schleppend statt. So heißt es beispielsweise in einem Kommissionsbericht über die Anwendung der Richtlinie zur Gleichbehandlung von Männern und Frauen im Bereich der sozialen Sicherheit zusammenfassend: „Die Mitgliedsstaaten haben Fortschritte erzielt, sie sind jedoch unzureichend, insbesondere in manchen Mitgliedsstaaten, was die Beseitigung der unmittelbaren Diskriminierung betrifft. Im Bereich der mittelbaren Diskriminierung wurden ‘Rückschritte’ festgestellt.“²³ Ausschlaggebend für die EU-Gleichstellungspolitik sind folglich sowohl auf der Ebene

der Entscheidungsfindung als auch auf der Ebene der Umsetzung die nationalstaatlichen Interessen und Geschlechterpolitiken. Diese bestimmen das Maß und die Grenzen gesetzlicher Vorstöße auf supranationaler Ebene. Durch die bisherige Praxis der Entscheidungsfindung wurde dieses 'Nadelöhr' so klein wie möglich gehalten. Über alle gleichstellungspolitischen Vorhaben entschieden bislang allein die Arbeits- und Sozialminister im EU-Ministerrat, so daß zahlreiche Richtlinienvorhaben, die von der EU-Kommission ausgearbeitet wurden, von vornherein abgeblockt oder in unverbindliche Empfehlungen umformuliert werden konnten.²⁴

Die im Brüsseler Bürokratiegeflecht verankerten Organe für Gleichstellungspolitik, allen voran das Büro für Chancengleichheit, das bezeichnenderweise in der Generaldirektion V für Beschäftigung, Arbeitsbeziehungen und soziale Angelegenheiten auf Kommissionsebene angesiedelt ist, üben eine rein beratende Funktion aus. Durch die institutionelle Zersplitterung, neben dem Büro für Chancengleichheit gibt es noch die Arbeitsgruppe Chancengleichheit, den Beratenden Ausschuß für Chancengleichheit zwischen Frauen und Männern und den Ausschuß für die Rechte der Frau im Europäischen Parlament, wird die mangelnde Durchsetzungsfähigkeit frauenpolitischer Vorstöße noch verstärkt. Dem Dilemma der institutionalisierten Machtlosigkeit kann nur durch die seit langem geforderte Errichtung eines eigenständigen Ressorts für Frauenpolitik und die gleichzeitige Demokratisierung des Entscheidungsprozesses entgegnet werden. Die schwache Stellung des Europäischen Parlamentes wird auch durch die neuen Bestimmungen des Amsterdamer Vertrages nicht entscheidend verändert. Zwar hat das Parlament nun die Möglichkeit zur Mitentscheidung in Fragen der Chancengleichheit von Männern und Frauen auf dem Arbeitsmarkt, grundsätzliche Entscheidungen gegen die Diskriminierung aufgrund des Geschlechts werden jedoch weiterhin einstimmig vom Ministerrat gefaßt. Das im Amsterdamer Vertrag neu verankerte Gleichstellungsgebot stößt somit an die engen Grenzen traditioneller „absolutistischer Entscheidungsfindung“ im EU-Ministerrat.

Trotz dieser Einschränkungen hat die EU-Politik bislang wichtige Rahmenbedingungen für die Verwirklichung der Chancengleichheit von Frauen und Männern auf dem Arbeitsmarkt abgesteckt. Durch den Amsterdamer Vertrag und das jüngste Urteil des Europäischen Gerichtshofes wird dies noch ausgebaut. Der neu gefaßte Artikel 119 (jetzt Art. 141) gestattet ausdrücklich konkrete Maßnahmen zur Förderung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt. Die Entscheidung des Europäischen Gerichtshofes im Zusammenhang mit der nordrhein-westfälischen Quotenregelung bekräftigt die Möglichkeit aktiver Gleichstellungspolitik auf nationaler Ebene. Für die europäischen Frauen bedeutet dies einen wichtigen Fortschritt in Richtung auf die Beseitigung von Ungleichheit auf dem Arbeitsmarkt.

Insgesamt bleiben die Chancen für eine europäische Gleichstellungspolitik auch in Zukunft ambivalent und werden im wesentlichen von drei Einflußfaktoren abhängen: von den inhaltlichen und institutionellen Rahmenbedingungen auf europäischer Ebene sowie dem politischen Gestaltungswillen nationalstaatlicher Interessengruppen.

1. Die Einschränkung der Zielgruppe auf erwerbstätige Frauen läßt zwar einerseits auf weitere Verbesserungen für eine immer größer werdende Gruppe von Frauen hoffen, bedeutet jedoch andererseits keinen durchschlagenden Fortschritt in Sachen Chancengleichheit. Solange die gesellschaftliche, familiäre und politische Situation von Frauen nicht in die Gleichstellungspolitik mit einfließen, bleibt die emanzipatorische Reichweite der Richtlinien auf ein 'Doktern' am Symptom beschränkt. Eine Angleichung weiblicher Erwerbstätigkeit an männliche Erwerbsstrukturen stellt letztere nicht in Frage und ermöglicht damit auch keine durchgreifende Veränderung der patriarchalen Grundstrukturen. EU-Politik bedeutet in dieser Hinsicht lediglich regulative Politik an einem nach wie vor weiter bestehenden „Diskriminierungskreislauf“.²⁵ Handlungsperspektiven bieten sich hier also vor allem für gleichgestellte Arbeitnehmerinnen, nicht für Familienarbeit betreibende Frauen oder Männer.

2. Durch die spezifische Form der Entscheidungsfindung wird diese inhaltliche Einschränkung der Gleichstellungspolitik hervorgebracht und auch in Zukunft aufrechterhalten. Die Mitgliedsstaaten besitzen nach wie vor enormen Einfluß. Selbst qualifizierte Mehrheitsentscheidungen, wie sie im Amsterdamer Vertrag im Hinblick auf die Gleichstellung am Arbeitsmarkt festgelegt wurden, setzen starke politische Koalitionen voraus. Für neue Initiativen sind die Chancen gering, die „EU-Politik für Frauen scheint bis an ihre Grenzen ausgereizt worden zu sein.“²⁶ Die Perspektive für die europäische Gleichstellungspolitik liegt somit eher in der Grenzsicherung denn in einer inhaltlichen Ausweitung. Hierfür bietet die institutionalisierte Gleichstellungspolitik auf EU-Ebene, trotz aller Einschränkungen, Sicherungsgarantien. Eine Politik des *backlash* im Geschlechterverhältnis kann durch die bislang erreichten rechtsverbindlichen Verpflichtungen erheblich gebremst werden.

3. Für die Zukunft der Gleichstellungspolitik bleibt darüber hinaus die gesellschaftliche und politische Unterstützung entscheidend. Von dieser Seite erfährt die Geschlechterpolitik derzeit auf nationaler wie auf supranationaler Ebene ihre gefährlichste Begrenzung. Glaubhafte emanzipatorische Politiken sind nur mit Hilfe und auf der Basis einer artikulierten öffentlichen Klientel in die institutionalisierten Instanzen der politischen Willensbildung einzubringen. Die Hoffnung auf ein breites europäisches Bündnis für Gleichstellungspolitik erscheint aufgrund der Heterogenität der Mitgliedsstaaten als illusionär. Nur auf nationaler Ebene können sich politische Öffentlichkeiten innerhalb der EU

bislang wirksam artikulieren und Einfluß auf die Politikgestaltung in Brüssel nehmen.

Die Gefahr einer De-Politisierung des Geschlechterverhältnisses ist angesichts der zunehmenden Vervielfältigung weiblicher und männlicher Lebenswelten in den einzelnen Mitgliedsländern gestiegen. Feministische Bündnisse ergeben sich nicht einfach qua Geschlecht, die Differenzen innerhalb des Geschlechts überdecken vielfach die Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern. Nur auf der Basis neuer Bündnisse, auch zwischen Frauen und Männern, kann in Zukunft eine Weiterentwicklung der Geschlechteremanzipation erfolgen. Die Krise auf den europäischen Arbeitsmärkten verlangt nach einer geschlechtergerechten Neu- und Umverteilung von Erwerbs- und Familienarbeit. Hierfür müssen sich die betroffenen Frauen und Männer aktiv in die nationalen Politiken einbringen. Nur über Interessenartikulation und politische Beteiligung kann Veränderung erreicht und ein Scheitern feministischer Gleichstellungspolitik verhindert werden. Die Option eines gleichberechtigten Europas der 'Bürgerinnen und Bürger' ist noch offen. Ihre Verwirklichung hängt letztlich vom politischen Willen nach Einmischung ab. Andernfalls bleibt die Gleichstellungspolitik auf nationaler wie europäischer Ebene das, was sie heute schon ist: ein gefährdetes Politikfeld, das nur durch die bereits erkämpften 'Reservats'bedingungen (noch) nicht vom Aussterben bedroht ist.

Anmerkungen:

- 1 Vertrag von Amsterdam, EG-Vertrag, Artikel 3, Absatz 2.
- 2 Teresa Freixes Sanján: „Die Frauen in der neuen Europäischen Gemeinschaft“, in: *Info Frauen Europas*, Mai 1998, S. 2.
- 3 Susanne Schunter-Kleemann: „Das Demokratiedefizit der EG und die Verrechtlichung der Frauenfrage“, in: dies. (Hrsg.): *Herrenhaus Europa – Geschlechterverhältnisse im Wohlfahrtsstaat*, Berlin 1992, S. 30; vgl. auch Elke Biester u.a. (Hrsg.): *Das unsichtbare Geschlecht in Europa. Der europäische Einigungsprozeß aus feministischer Sicht*, Frankfurt/M. 1994.
- 4 Ingrid Kurz-Scherf: „Backlash? Oder: Feministische Perspektiven jenseits der Arbeitsgesellschaft“, in: Mechthild B. Jansen u.a. (Hrsg.): *Frauen in der Defensive? Zur backlash-Debatte in Deutschland*, Münster 1995, S. 138f.
- 5 Friederike Maier: „Entwicklung der Frauenerwerbstätigkeit in der Europäischen Union“, in: *ApuZ* 52 (1997), S. 15.
- 6 Vgl. ebd., S. 18.
- 7 Vgl. Eurostat Pressemitteilungen Nr. 0897 vom 31. Jan. 1997: *Frauen am Arbeitsmarkt immer noch unterrepräsentiert*, <http://europa.eu.int/en/comm/eurostat/compres/de/0897/6300897d.htm>
- 8 Vgl. Friederike Maier: „Entwicklung der Frauenerwerbstätigkeit in der Europäischen Union“, in: *ApuZ* 52, S. 18ff.
- 9 Der Anteil der Teilzeitbeschäftigung liegt in der EU bei 16%, wobei im Durchschnitt 5,2% der Männer und 31,3% der Frauen einer Teilzeitbeschäftigung nachgehen, vgl. ebd. S. 21, vgl. auch Europäische Kommission: *Beschäftigung in Europa*, Brüssel 1996, S. 147ff.
- 10 Vgl. Marlene Lohkamp-Himmighofen: „Vereinbarkeit von Familie und Beruf: Situation in 12 EG-Ländern“, in: *ApuZ* 7/8 (1994), S. 3ff.
- 11 Vgl. Ingrid Kurz-Scherf: „Krise der Arbeitsmarktgesellschaft – Patriarchale Blockaden“, in: *Blätter für Deutsche und Internationale Politik* 8 (1995), S. 975ff.
- 12 Längsschnittuntersuchungen über die Arbeitsmarktentwicklung in Ostdeutschland belegen, daß Frauen deutlich häufiger als Männer eine Entwertung ihrer Tätigkeit erfuhren, während Männer ihre berufliche Position eher behaupten oder sogar noch verbessern konnten, vgl. „Aspekte der Arbeitsmarktentwicklung in Ostdeutschland“, in: *DIW* 23 (1995), S. 401-410. Vgl. auch „Bilanz der Erwerbchance fünf Jahre nach der Wende in Ostdeutschland“, in: *DIW* 46 (1995), S. 789-795 und „Erwerbstätigkeit von Frauen in Ost- und Westdeutschland weiterhin von steigender Bedeutung“, in: *DIW* 28 (1996), S. 461-469.
- 13 Vgl. *Noch immer große Gehaltsunterschiede zwischen Männern und Frauen*, <http://europa.eu.int/en/comm/eurostat/compres/de/9597/6309597d.htm>
- 14 Einen guten Überblick über die sozialen Sicherungssysteme in Europa bietet Josef Schmid: *Wohlfahrtsstaaten im Vergleich. Soziale Sicherungssysteme in Europa: Organisation, Finanzierung, Leistungen und Probleme*, Opladen 1996. Vgl. auch Stefan Hradil/Stefan Immerfall (Hrsg.): *Die westeuropäischen Gesellschaften im Vergleich*, Opladen 1997.
- 15 Birgit Sauer: „Globalisierung oder das Ende des maskulinistischen Wohlfahrtsstaatskompromisses?“, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 47/48 (1998), S. 29ff.
- 16 Zur Typologisierung von Wohlfahrtsstaaten grundlegend: Gosta Esping-Andersen: *The Three Worlds of Welfare Capitalism*, Cambridge 1990. Esping-Andersen unterscheidet drei Typen von Wohlfahrtsstaaten: den liberalen Wohlfahrtsstaat, ein marktabhängiges System, in dem niedrige und streng am Bedarf orientierte Leistungen vorherrschen, den konservativ-korporatistischen Typ, in dem soziale Sicherung mit dem Arbeitsmarktstatus verknüpft ist,

- und den sozialdemokratischen Typ, bei dem soziale Rechte an den StaatsbürgerInnenstatus geknüpft sind. Beispiele für die einzelnen Typen sind Großbritannien, Deutschland und Schweden. Im Unterschied zu Esping-Andersen unterscheidet Schunter-Kleemann sechs Varianten des Wohlfahrtsstaates, je nach der spezifischen Aufteilung von produktivem und reproduktivem Arbeiten. Beispiele sind patriarchale Länder mit egalitären Arbeits- und Sozialstrukturen (Schweden), Länder mit familienbezogenem Patriarchat (Frankreich) oder Länder mit ehebezogenem Patriarchat (BRD), vgl. Susanne Schunter-Kleemann: „Wohlfahrtsstaat und Patriarchat“, in: dies. (Hrsg.): *Herrenhaus Europa - Geschlechterverhältnisse im Wohlfahrtsstaat*, Berlin 1992, S. 145ff.
- 17 Vgl. Teresa Kuwalik: „Wie solidarisch ist der sozialdemokratische Universalismus? Wohlfahrtsstaatstheorie und soziale Staatsbürgerschaft in Schweden“, in: Elke Biester u. a. (Hrsg.): *Das unsichtbare Geschlecht in Europa. Der europäische Einigungsprozess aus feministischer Sicht*, Frankfurt/M. 1994, S. 62-84. Vgl. auch Mechthild Veil: „Zwischen Wunsch und Wirklichkeit: Frauen im Sozialstaat. Ein Ländervergleich zwischen Frankreich, Schweden und Deutschland“, in: *ApuZ* 52 (1997), S. 29-38.
- 18 Susanne Schunter-Kleemann: „Wohlfahrtsstaat und Patriarchat“, in: dies. (Hrsg.): *Herrenhaus Europa - Geschlechterverhältnisse im Wohlfahrtsstaat*, Berlin 1992, S. 145.
- 19 Birgit Sauer: „Globalisierung oder das Ende des maskulinistischen Wohlfahrtsstaatskompromisses?“, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 47/48 (1998), S. 41.
- 20 Vgl. Ute Haller-Bock: „Gestalten statt verwalten: die frauenpolitische Arbeit der Kommission“, in: Melanie Piepenschneider (Hrsg.): *Frauenpolitik in der Europäischen Union*, Baden-Baden 1996, S. 11ff.
- 21 Susanne Schunter-Kleemann: „Das Demokratiedefizit der Europäischen Union und die Frauenpolitik“ in: Elke Biester u. a. (Hrsg.): *Das unsichtbare Geschlecht in Europa. Der europäische Einigungsprozess aus feministischer Sicht*, Frankfurt/M. 1994, S. 32.
- 22 Ilona Ostner/Jane Lewis: „Geschlechterpolitik zwischen europäischer und nationalstaatlicher Regelung“, in: Leibfried, Stefan/Pierson, Paul (Hrsg.): *Standort Europa. Europäische Sozialpolitik*, Frankfurt/M. 1998, S. 196ff.
- 23 *Gleichbehandlung von Frauen und Männern, Soziale Sicherheit*, Bericht über die Anwendung der Richtlinie 79/7/EWG, KOM (88) 769, zit. nach: <http://europa.eu.int/comm/sg/scadplus/leg/de/cha/ci0907.htm>
- 24 Laut Schunter-Kleemann schwächte der Rat folgende Richtlinienentwürfe ab: Frauenarbeitslosigkeit, Gleichbehandlung in der Einkommensbesteuerung, Familienpolitik, Kinderbetreuung, sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz, vgl. dies., *Demokratiedefizit der Europäischen Union*, S. 28.
- 25 Ebd., S. 32.
- 26 Ostner/Lewis: *Geschlechterpolitik*, S. 229.

Literatur:

Biester, Elke/Holland-Cunz, Barbara/u. a. (Hrsg.): *Das unsichtbare Geschlecht in Europa. Der europäische Einigungsprozess aus feministischer Sicht*, Frankfurt/M. 1994.

Esping-Anderson, Gosta: *The Three Worlds of Welfare Capitalism*, Cambridge 1990.

- Hradil, Stefan/Immerfall, Stefan (Hrsg.):** *Die westeuropäischen Gesellschaften im Vergleich*, Opladen 1997.
- Jansen, Mechthild M./Baringhorst, Sigrid/Ritter, Marianne (Hrsg.):** *Frauen in der Defensive. Zur backlash-Debatte in Deutschland*, Münster 1995.
- Kurz-Scherf, Ingrid:** „Backlash? Oder: Feministische Perspektiven jenseits der Arbeitsmarktgesellschaft“, in: Jansen, Mechthild M. u. a. (Hrsg.): *Frauen in der Defensive. Zur backlash-Debatte in Deutschland*, Münster 1995, S. 130-156.
- „Krise der Arbeitsmarktgesellschaft – Patriarchale Blockaden“, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 8 (1995), S. 975-984.
- Leibfried, Stefan:** „Wohlfahrtsstaatliche Perspektiven der Europäischen Union: Auf dem Wege zu positiver Souveränitätsverflechtung?“, in: Kohler-Koch, Beate/Jachtenfuchs, Markus (Hrsg.): *Europäische Integration*, Opladen 1996, S. 455-477.
- Leibfried, Stephan/Pierson, Paul:** *Standort Europa. Europäische Sozialpolitik*, Frankfurt/M. 1998.
- Lohkamp-Himmighofen, Marlene:** „Vereinbarkeit von Familie und Beruf: Situation in 12 EG-Ländern“, in: *ApuZ* 7/8 (1994), S. 3-13.
- Maier, Friederike:** „Entwicklung der Frauenenerwerbstätigkeit in der Europäischen Union“, in: *ApuZ* 52 (1997), S. 15-27.
- Ostner, Ilona/Lewis, Jane:** „Geschlechterpolitik zwischen europäischer und nationalstaatlicher Regelung“, in: Stefan Leibfried/Pierson, Paul (Hrsg.): *Standort Europa. Europäische Sozialpolitik*, Frankfurt/M. 1998, S. 196-239.
- Piepenschneider, Melanie (Hrsg.):** *Frauenpolitik in der Europäischen Union*, Baden-Baden 1996.
- Radke, Petra/Störmann, Wiebke/Ziegler, Astrid:** „Frauen auf dem europäischen Arbeitsmarkt. Was brachte der Beschäftigungsgipfel?“, in: *Eurokolleg* 39 (1998), S. 1-21.
- Sauer, Birgit:** „Globalisierung oder das Ende des maskulinistischen Wohlfahrtskompromisses?“, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, 47/48 (1998), S. 29-44.
- Schmid, Josef:** *Wohlfahrtsstaaten im Vergleich. Soziale Sicherungssysteme in Europa: Organisation, Finanzierung, Leistungen und Probleme*, Opladen 1996.
- Schunter-Kleemann, Susanne (Hrsg.):** Frauenbeschäftigung und europäische Strukturpolitik, in: Beckman, Petra (Hrsg.): *Arbeitsmarkt für Frauen 2000 – ein Schritt vor oder ein Schritt zurück? Kompendium zur Erwerbstätigkeit von Frauen*, Nürnberg 1994, S. 685-711.
- „Globalitäre Regime, Neoliberalismus und Europäische Union“, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, 47/48 (1998), S. 47-59.
- (Hrsg.): *Herrenhaus Europa? Geschlechterverhältnisse im Wohlfahrtsstaat*, Berlin 1992.
- Veil, Mechthild:** „Zwischen Wunsch und Wirklichkeit: Frauen im Sozialstaat. Ein Ländervergleich zwischen Frankreich, Schweden und Deutschland“, in: *ApuZ* 52 (1997), S. 29-38.

Rita Schäfer

Afrikanische und afro-amerikanische Feminismen

Nnaemeka, Obioma (ed.): Sisterhood, feminisms, and power: From Africa to the diaspora, Trenton 1999 (Africa World Press, \$29.95, 630 Seiten)

Im Mittelpunkt dieses umfangreichen Sammelbandes steht die Pluralität afrikanischer Feminismen. In einzigartiger Form werden unterschiedliche theoretische Konzepte, Erfahrungen der Frauenbewegungen in afrikanischen Ländern sowie die Verortung afro-amerikanischer Feministinnen in der globalisierten Welt einer interessierten LeserInnenschaft zugänglich gemacht.

Die Grundlage hierzu bot die erste Konferenz „Women in Africa and the African Diaspora“, die 1994 in Nsukka, einer Stadt im Süd-Osten Nigerias, stattfand. Auf diese Weise schuf die bedeutende nigerianische Literaturwissenschaftlerin Obioma Nnaemeka, die seit vielen Jahren an amerikanischen Universitäten unterrichtet, ein Diskussionsforum für Wissenschaftlerinnen unterschiedlicher Disziplinen, für politisch engagierte Frauen aus West-, Zentral- und dem südlichen Afrika sowie aus der afro-amerikanischen Diaspora. Erstmals wurde damit eine Brücke zwischen den feministischen Debatten in den Literatur- bzw. Sozialwissenschaften und den politischen Akteurinnen geschlagen.

Mit der Ausrichtung der Konferenz im ländlichen Igbo-Gebiet begibt sich Obioma Nnaemeka zurück zu ihren eigenen Ursprüngen. Durch eine sehr akzentuierte Symbolik gelingt es ihr, in der programmatischen Einleitung, die auch ihre Eröffnungsrede zur Konferenz dokumentiert, unterschiedliche Standpunkte als Basis einer konstruktiven Diskussion zu veranschaulichen: Jede Frau fährt auf einem Boot über Gewässer und Meere. Manchmal kreuzen sich die Wege; Erfahrungen und Erkenntnisse werden ausgetauscht, dann werden die Reisen in alle Richtungen eigenständig fortgesetzt. In dieser Versinnbildlichung reflektiert Obioma Nnaemeka die Geschlechterkonzepte, mit denen sie in der Igbo-Gesellschaft Süd-Ost-Nigerias sozialisiert wurde. Das Spannungsverhältnis von Autonomie und Gegenseitigkeit kennzeichnet die Lebenssituation und das Selbstverständnis der Igbo-Frauen, die bereits in vorkolonialer Zeit als Händlerinnen ihre ökonomischen Interessen verfolgten und dazu in einem hohen Maße mobil waren, u. a. mit Booten auf dem Nigerfluss. Gemeinsame Proteste gegen Rechtsbrüche, Respektlosigkeit der Männer und kolonialpolitische Eingriffe in den Handel begleiteten ihre Geschichte. Darüber hinaus spielten Wassergöttinnen bzw. weibliche Wassergeister in ihrer traditionellen Religion

eine wichtige Rolle. Angesichts der Tatsache, daß im Kontext des transatlantischen Sklavenhandels viele Menschen aus Süd-Nigeria nach Amerika verschleppt wurden und dabei lokale Glaubensvorstellungen und Geschlechterkonstrukte in die neue Welt mitbrachten, hält die Herausgeberin diese Symbolik für geeignet, die unterschiedlichen Positionen, aber auch den Dialog zwischen afrikanischen und afro-amerikanischen Feministinnen zu veranschaulichen.

Die Pluralität feministischer Positionen und unterschiedliche Akzentuierungen, die einzelne Vertreterinnen in Bezug auf das Spannungsverhältnis von Mutterschaft und Sexualität vornehmen, vergleicht Obioma Nnaemeka mit dem schillernden Farbspektrum eines Regenbogens, einem angesichts der lebensspendenden Bedeutung des Regens in ländlichen Gebieten Afrikas sehr eindrücklichen Symbol. Zum Verständnis der gegensätzlichen Ansätze fordert sie die Auseinandersetzung mit den sozio-ökonomischen Kontexten und den lokalspezifischen Eigenheiten des gesellschaftlichen Wandels, in dessen Rahmen einzelne Perspektiven entwickelt wurden.

Diese zeitliche und räumliche Einordnung der Standpunkte wird dadurch erleichtert, daß zahlreiche der insgesamt einundvierzig Beiträge des Bandes von nigerianischen und südafrikanischen Feministinnen geschrieben sind, die sich den historischen und regionalen Faktoren, die die Geschlechterdifferenzen und die Ziele von Frauenorganisationen prägen, intensiv widmen. Ihr gemeinsames Kennzeichen ist, daß feministische Konzepte in ihren Ländern sehr stark aktionsorientiert ausgerichtet sind und sich nicht mit bloßen Analysen von Ungleichheiten zufriedener geben.

So erläutert Ifeyinwa Iweriebor, Journalistin und Gründungsmitglied zahlreicher nigerianischer Frauenorganisationen, in ihrem persönlich gehaltenen Bericht, wie wichtig es für die Arbeit der Zusammenschlüsse ist, auf lokale Selbstbilder und Rollenkonzepte ihrer Mitglieder aufzubauen, beispielsweise auf den großen Einfluß von Frauen als Schwestern in den Verwandtschaftssystemen der Igbo. Auch heute noch kann diese Identitätsbasis im sozialen Bereich eine Grundlage für den Aufbau von gesellschaftsverändernder Verhandlungsmacht sein. Die zahlreichen individuellen Vorgehensweisen der Frauenorganisationen bewertet Ifeyinwa Iweriebor als Chance, unterschiedliche Interessen von Frauen mit gegensätzlichen sozialen Hintergründen zu realisieren. Damit verbundene Konkurrenzprobleme könnten durch den Austausch von unterschiedlichen Aktionsstrategien überwunden werden. Die dabei geforderte Kompromißbereitschaft und das Verhandlungsgeschick werden jedoch durch die politischen Rahmenbedingungen drastisch beeinträchtigt.

Die Wirtschaftswissenschaftlerin Glo Chukukere fragt nach, wie in diesem Rahmen die koloniale und nachkoloniale Frauenmarginalisierung überwunden werden kann, zumal dazu rechtliche, ökonomische und politische Schritte notwendig sind. Obwohl die staatliche Politik rigide Handlungsbe-

schränkungen auferlegt, versuchen Basisorganisationen und Frauennetzwerke auf unterschiedlichen Ebenen die Machtverhältnisse zu transformieren.

Der antikoloniale Widerstand von Frauen ist auch im Beitrag der Dramaturgin Zulu Sofala eine zentrale Schlüsselkategorie für politische Forderungen, wie die Verbesserung der Frauenbildung. Als Gründungsmitglied des nigerianischen Schriftstellerinnenverbandes versucht sie, am Wandel der Selbstbilder von Frauen und der Neugestaltung der Geschlechterverhältnisse mitzuwirken. Zur Würdigung von Flora Nwapa, der ersten afrikanischen Autorin, deren Romane in einem englischen Verlag erschienen sind, ist ihr Beitrag über kreatives Schreiben von Frauen postum in den Sammelband aufgenommen. Sie betont in ihrem transformativen Ansatz die Bedeutung der Frauenbildung, aber auch des schriftlichen Ausdrucks von Frauen. Daher gründete sie den ersten Verlag für Schriftstellerinnen in Afrika. Ihren Kritikern wirft sie vor, daß sie die Vielfalt ihres Werkes auf wenige Themen reduzieren, z.B. die Unfruchtbarkeit von Frauen, und damit Fragen zur Geschichte, Religion und Ökonomie ausblenden, die Flora Nwapa in ihren Romanen aufgreift, um das Verantwortungsbewußtsein und die Produktivität von Frauen zu würdigen.

Ökonomische Stärke ist auch im Aufsatz der südafrikanischen Historikerin Julia Wells eine Schlüsselkategorie, denn sie zeigt auf, daß die wirtschaftlichen Leistungen von Frauen und ein sehr eigenes Verständnis von Mütterlichkeit die Basis für gemeinsame politische Proteste in Südafrika zu Beginn des 20. Jahrhunderts bildeten. Gertrude Fester, Anti-Apartheids-Kämpferin und Vertreterin der neuen ANC-Regierung, bewertet die Differenzen zwischen südafrikanischen Frauen als Erbe der Apartheid und illustriert die komplexen sozio-kulturellen und wirtschaftspolitischen Herausforderungen, mit denen Netzwerke, wie die nationale Frauenkoalition, die Anfang der 1990 an der Formulierung einer geschlechtergerechten Verfassung beteiligt war, nun konfrontiert sind. Der intensive Dialog und Erfahrungsaustausch von politisch engagierten Frauen, Wissenschaftlerinnen und Entwicklungsplanerinnen bildet dafür eine wichtige Grundlage.

Die südafrikanische Gesundheitsexpertin Lumka Funani hebt hervor, daß in der Diskussion über Geschlechterkonzepte die konkrete Verbesserung der Lebensrealität von Frauen, z.B. im wirtschaftlichen und medizinischen Bereich, einen zentralen Stellenwert haben sollte. Dabei plädiert sie für einen eigenen Weg afrikanischer Frauen, Dominanzverhältnisse zu überwinden. Trotz konträrer Meinungen über die Maßnahmen zur Umverteilung von sozio-ökonomischen Privilegien stimmen die südafrikanischen Autorinnen darin überein, daß alle Beteiligten gefordert sind, gemeinsame Positionen zu formulieren und Allianzen aufzubauen, die das spezifische Zusammenwirken von Differenzkategorien wie Rasse, Klasse und Geschlecht konstruktiv aufarbeiten.

Diese Gradwanderung versucht auch Betty Welz zu vollziehen, die als eine der wenigen Südafrikanerinnen britischer Herkunft viele Jahre im ANC mit-

wirkte und die Geschlechterstereotypen in der weißen Gesellschaft vehement kritisiert.

Dem konfliktgeladenen Spannungsverhältnis zwischen dem Kampf gegen Diskriminierung und der Überwindung der Geschlechterhierarchien widmen sich auch die afro-amerikanischen Autorinnen. Sie mahnen zur Skepsis gegenüber Konzepten, die von US-amerikanischen Intellektuellen entwickelt wurden und tendieren dazu, afrikanische Ansätze für ihre Lebensrealität und Problemlage umzuformulieren. Die Anerkennung der Mutterschaft als Kriterium, das die Geschlechterkonstruktion wesentlich prägt, und die sehr schmerzliche Zerrissenheit ihrer Identität ziehen sich durch alle Beiträge der afro-amerikanischen Autorinnen, wie der Kulturkoodinatorin Nkechi Ajanaku und der Soziologin Femi Ajanaku. Während sie von Erfahrungen mit Frauenprojekten in Tennessee berichten, konzentriert sich die Psychologin Dé Bryant in ihren Aktionsforschungen auf den Widerstand afro-amerikanischer Jugendlicher gegen Rassismus. Das Besondere an ihrem Konzept ist der Aufbau von Kontakten zwischen Jugendlichen in Michigan mit jungen NigerianerInnen, um Gemeinsamkeiten und Unterschiede aufzuarbeiten.

Obwohl Afrika als Ort der Herkunft und als konstruierter Mythos des eigenen Ursprungs im Denken afro-amerikanischer Frauen einen großen Stellenwert hat, gehen jedoch nur wenige den Weg, den die jamaikanische Medienexpertin Jamiila Cushnie-Mnyanga eingeschlagen hat. In sehr ehrlicher Weise illustriert sie die Irritationen bei der 'Rückkehr' auf den afrikanischen Kontinent. Wenngleich sie sich aus persönlichen Motiven entschieden hat, sich in Tanzania niederzulassen, setzt sich dort ihre Identitätssuche doch fort. Mühsam und konfliktgeladen ist ihre zweite Sozialisation in die dortige Gesellschaft.

Das Eingeständnis der kulturellen Differenz und deren selbstkritische Aufarbeitung zeichnet nicht nur diesen Beitrag aus, sondern zieht sich als Leitlinie durch alle Aufsätze. Neben der Konzeption einer aktionsorientierten Geschlechterforschung bietet auch dieses Selbstverständnis Impulse für die europäischen und us-amerikanischen *gender*-Debatten. Wünschenswert wäre es, wenn viele Leserinnen Obioma Nnaemeka auf ihrer Reise durch die schillernden Farben des Regenbogens – also den vielschichtigen Facetten der Feminismen – folgen würden. Denn das Buch vermittelt einen Einblick in die sehr eigenen Vorstellungen afrikanischer und afro-amerikanischer Frauen und ihre unterschiedlichen Argumentationen.

Neriman Bayram

Musliminnen in der globalisierten Welt

Ruth Klein-Hessling, Sigrid Nökel und Karin Werner (Hrsg.): Der neue Islam der Frauen. Weibliche Lebenspraxis in der globalisierten Moderne – Fallstudien aus Afrika, Asien und Europa, Bielefeld 1999, (transcript Verlag, 48 DM, 316 Seiten).

Die Idee, eine Untersuchung zum „weiblichen Islam in der Moderne“ (S. 9) zusammenzutragen, entstand für die Herausgeberinnen im Mai 1998 bei einer Sektionstagung der Religionssoziologie an der Universität Bielefeld. Herausgekommen ist ein empirisch orientierter interdisziplinärer Sammelband, zu dem Wissenschaftlerinnen aus dem In- und Ausland beigetragen haben.

Der einleitende Aufsatz der Herausgeberinnen schwankt zwischen einem Vorwort und der theoretischen Skizze eines eigenen analytischen Zugangs zum Thema. Ins Zentrum stellen sie die Frage, wie sich Musliminnen unter den Bedingungen von Globalisierungsprozessen in alltagsweltlichen Kontexten als Individuen und Gruppen konstituieren und positionieren. Statt weltumspannender ökonomischer Strukturwandlungen sollen in den einzelnen Beiträgen „die vielfältigen Formen weiblicher Mikropolitiken“ erfaßt und verglichen werden, „die sich an vielen verschiedenen Orten unter den Bedingungen von Globalität in Referenz auf den Islam entfalten“ (S. 14). Vor allem die Thesen des Globalisierungstheoretikers Roland Robertson geben die Zielrichtung der Fragestellung an. Robertson verwirft die Prophezeiung einer Art McWorld-Instant-Kultur und versteht Globalisierung als einen hochgradig dialektischen Prozeß, in dem sich globale und lokale Formen der Vergemeinschaftung zunehmend miteinander verknüpfen und gegenseitig bedingen. Diese Dialektik zwischen universalen und partikularen Strukturen konstatieren die Herausgeberinnen sowohl für soziale Beziehungen und Strukturen in „verschiedenen islamischen Räumen“ als auch für die Konstitution kultureller Identitäten (S. 12f).

Dem Einleitungsbeitrag folgen 13 empirische Fallstudien, die im „globalen Raum des Islam“ – in diesem Fall in Europa, Asien und Afrika – durchgeführt wurden. Obschon der Sammelband nicht in einzelne Teile gegliedert ist, bietet es sich an, bei der Besprechung der von den Herausgeberinnen vorgeschlagenen Einteilung in vier verschiedene gesellschaftliche „Kontexte“ (S. 15ff) zu folgen, in denen „weibliche Mikropolitiken“ untersucht werden sollen: einen westeuropäischen, einen postkommunistischen und einen islamisch dominier-

ten Kontext, wobei bei letzterem nochmals zwischen urbanen und dörflichen Strukturen unterschieden wird.

In den fünf Beiträgen von Monika Salzbrunn, Nancy Venel, Helma Lutz, Gerdien Jonker und Sigrid Nökel gilt das Hauptaugenmerk denjenigen Migrantinnen der zweiten Generation in Frankreich, den Niederlanden und Deutschland, die sich dem Islam zuwenden. Untersucht werden vor allem Frauen, die zur sozial aufsteigenden Gruppe der 'Bildungsinländerinnen' gehören. Es geht also nicht um marginalisierte 'Ghetto-Jugendliche' oder unqualifizierte Arbeiterinnen, die seit Anfang der 70er Jahre ein beliebtes Objekt sozialwissenschaftlicher Untersuchungen sind, sondern um junge Frauen, die sich in der Ausbildung (Lehre oder Studium) befinden oder diese abgeschlossen haben. Anhand von Interviews, Fallbeispielen, biographischen Erzählungen und in den Medien geführten Diskussionen um die Kopftuchfrage werden Erfahrungen, Positionierungen und Identitätsbildungen junger Migrantinnen rekonstruiert und analysiert.

Mit auf die Dauer etwas ermüdender Übereinstimmung diagnostizieren die Untersuchungen (S. 136/152 etc.) eine „neue weibliche islamische Identität“, die sich im Spannungsfeld von Ethnisierung, Assimilation und Emanzipation in der Migration bilde. Die betreffenden Frauen wenden sich demnach einem „fortschrittlichen, rationalen und universalistischen Islam“ zu und setzen sich dabei bewußt von dem traditionellen und oberflächlichen Glauben der 'unaufgeklärten' Elterngeneration ab. Sie konstituieren sich als ein „islamisches Moralsubjekt“ (Nökel, S. 125) und erzielen „Macht- und Legitimationsgewinne“ innerhalb ihrer Herkunftsfamilie. Gleichzeitig untergraben sie Assimilationsforderungen von außen und fordern als „selbstbestimmte Persönlichkeiten“ Anerkennung und Sichtbarkeit in der Gesellschaft (Nökel, S. 135ff).

Für KulturwissenschaftlerInnen, die Interesse an der theoretischen Auseinandersetzung mit Identitätskonzepten haben, sind die Beiträge von Helma Lutz und Sigrid Nökel zu empfehlen. In Anlehnung an postkoloniale Konzepte wie Stuart Halls „Hybridität“ und an poststrukturalistische Theoreme wie Donna Haraways „*situated knowledge*“ (Helma Lutz) sowie an Foucaults diskursanalytische Konzeptualisierung der „Technologien des Selbst“ (Sigrid Nökel) versuchen sie in ihren Beiträgen, interkulturellen Subjektbildungen, Handlungen und Ambivalenzbeziehungen auf die Spur zu kommen.

Ein ähnlicher Typus der „neuen islamischen Frau“ wie bei den Migrantinnen tritt im Zuge der islamistischen Bewegung auch in urbanen Metropolen der Länder mit mehrheitlich muslimischer Bevölkerung wie Kairo, Istanbul, Beirut und Jakarta in Erscheinung. Die Beiträge von Barbara Pusch, Refika Sariönder, Ursula Klaes und Karin Werner untersuchen eine neue soziale

Gruppe von urbanen Islamistinnen, die sich von volkstümlichen Deutungen und Praktiken ablösen, Anspruch auf Bildung und Berufstätigkeit erheben, sich politisch engagieren und ihre Anschauungen in der Öffentlichkeit (Universität, islamische Frauenzeitschriften etc.) vertreten. Überwiegend stellen die Autorinnen fest, dass die neuen Islamistinnen, auch als „religiöse Avantgarde“ betitelt (Karin Werner S. 273), mit ihrem Lebensstil zu einem Wandel in den Geschlechterbeziehungen beitragen. Der neue intellektuelle Frauentyp rekurriert dabei auf lokale kulturelle Werte (Refika Sartönder) genauso wie auf universale Werte wie Demokratie (Barbara Pusch), Identität und Selbstbestimmung (Karin Werner).

Wie unterschiedlich sich die einzelnen Autorinnen mit der Frage nach der islamischen Identität von Frauen beschäftigen, zeigen die Beiträge von Karin Werner und Ursula Klaes. Während Werner in ihrer Fallstudie jede kleine Veränderung in den Alltagshandlungen einer ägyptischen Studentin, die sich dem Islamismus zugewendet hat, registriert, mit soziologischen Termini definiert und mikrosoziologisch analysiert, bis wir am Ende den Inbegriff einer Islamistin vorgeführt bekommen, versucht die Islamwissenschaftlerin und Ethnologin Klaes in ihrem Beitrag über Frauen in der schiitischen islamistischen Bewegung *Hizb Allah*, die Sicht der Islamistinnen selbst nachzuzeichnen. Weniger theoretisch fundiert, aber dafür vertrauter mit der islamischen Kultur und Geschichte, geht Klaes in den Frauenzentren und Kulturinstituten der *Hizb Allah* dem nach, was die Frauen in ihrem Selbstverständnis als Islamistinnen wollen: Sie möchten Bildung sowohl in religiösen als auch in säkularen Wissensbereichen erwerben und fordern die Berufstätigkeit der Frauen in allen Bereichen der Gesellschaft.

Zwei der interessantesten Beiträge gehen der Fragestellung der Publikation in einem dritten „Kontext“ nach. Hier rücken dörfliche Räume in den Mittelpunkt, in denen sich lokale islamische Lebensformen unter dem Einfluß von kulturellen Elementen transformieren, die geographisch und sozial ganz anderswo liegen. Wer sich über transkulturelle Kommunikations- und Lebensformen von Islamistinnen informieren will, wird sicherlich mit Gewinn den Beitrag von Anja Peleikis lesen. Anhand von Fallbeispielen schiitischer Bewohnerinnen und Aktivistinnen islamistischer Bewegungen eines „globalisierten Dorfes“ in Südlibanon, die mittels Telefon, E-Mail, Audiokassetten und selbstproduzierten Videoaufnahmen ihre ausgewanderten Verwandten an der Elfenbeinküste virtuell am täglichen Dorfgeschehen teilnehmen lassen, zeigt sie, wie sich „translokale Identitäten auf globaler Ebene konstituieren“ (S. 20-8ff).

Ruth Klein-Hessling dagegen macht anhand der Trauerzeremonie in einem nordsudanischen Dorf anschaulich, wie lokale Traditionen mit einem glo-

balen islamischen Diskurs konkurrieren und dabei Kompetenzstreitigkeiten und Asymmetrien innerhalb der Frauengemeinschaft entstehen.

Den „postkommunistischen Kontext“ untersucht schließlich nur ein einziger Beitrag. Hier befürchtet Elisabeth Allès Macht- und Kompetenzverschiebungen zum Nachteil muslimischer Frauen, die spirituell tätig und traditionell für die Verwaltung der Moscheen zuständig sind, seit China arabischen Golfstaaten die Unterstützung von islamischen Instituten erlaubt, die Männern vorbehalten sind.

Auch wenn der Sammelband für diejenigen, die sich mit der Materie auskennen, keine grundlegend neuen Einsichten und Perspektiven eröffnet, bietet er doch eine Fülle von interessantem und neuem Anschauungsmaterial. Seit Anfang der 90er Jahren erscheinen (insbesondere auch im feministischen Spektrum) Studien über Islamistinnen, die – wie z.B. Ursula Klaes in ihrem Beitrag betont – in zwei Richtungen polarisiert sind: Entweder verändern die Islamistinnen demnach durch ihr öffentliches Engagement die Beziehungen zwischen Mann und Frau grundlegend oder sie konservieren ganz im Gegenteil Geschlechterhierarchien und sind instrumentalisierte Opfer für die Sache der Männer. Die meisten Beiträge im Sammelband tendieren in ihren Urteilen eher zur ersten Version, erfassen aber auch die Widersprüchlichkeit weiblicher Mikropraktiken. Positiv ist auch anzumerken, das die „transdisziplinären“ Fallstudien vereinheitlichende Verallgemeinerungen wie ‘die Islamistin’ oder ‘der Islam’ vermeiden. Auch wird deutlich, das weder Islamismus noch Islam als bloßer Gegenentwurf zur Moderne begriffen werden kann, sondern in seiner Spezifik innerhalb der modernen Globalisierungsprozesse verstanden werden muß.

Was das Spektrum der präsentierten Fallstudien angeht, fällt auf, das nur Islamistinnen, und zwar aus sozial aufsteigenden oder mittleren Schichten der Gesellschaft, in den Mittelpunkt rücken und andere Gruppen, wie traditionelle Musliminnen und Arbeiterinnen unterrepräsentiert sind. So bleibt die Frage unbeantwortet, wie die verschiedenen Gruppen je spezifisch von Globalisierung betroffen sind. Unbefriedigend ist auch die Tatsache, das die vier gesellschaftlichen „Kontexte“ ganz unterschiedlich viel Raum einnehmen – während der europäische Kontext breit behandelt wird, kommt besonders der „postkommunistische“ zu kurz.

Daß die Herausgeberinnen bei der Transliteration des Arabischen und Türkischen unter Berufung auf Interdisziplinarität Fehler in Kauf genommen haben, finde ich nicht akzeptabel. Zur kulturwissenschaftlichen Forschung gehört auch die korrekte Übertragung kultureller Begriffe.

Roswitha Badry

Zwischen Selbst- und Fremdbestimmung: Der schwierige Balance-Akt von Kairiner Studentinnen

Karin Werner: *Between Westernization and the Veil: Contemporary Lifestyles of Women in Cairo*, Bielefeld 1997 (transcript, 302 Seiten, 58,-DM)

Die vorliegende Studie von Karin Werner basiert auf ihrer Dissertation aus dem Jahre 1995, die im Rahmen des Graduiertenkollegs „Markt, Staat, Ethnizität. Kulturelle und soziale Dimensionen von Grenzen und Marktintegration“ an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld entstanden ist. Im Mittelpunkt stehen die Auswirkungen der seit den 70er Jahren verstärkten Weltmarktintegration Ägyptens auf die Lebenssituation mittelständischer Studentinnen in Kairo. Die vermehrte Hinwendung zu islamistischen (d.h. islamisch-fundamentalistischen) Kulturmustern, besonders unter Universitätsstudentinnen, ist mehrfach in der westlichen Literatur registriert worden; empirische Studien zu Alltagsleben, sozialem Handeln, sozialer Interaktion und zu Selbst- und Fremdbeschreibungen der beteiligten Akteure sind trotz der Literaturflut zum Phänomen des islamischen Fundamentalismus seit 1979 Mangelware.¹ Unter Einbeziehung der soziokulturellen Dimensionen von Schicht, Geschlecht und Alter behauptet Karin Werner, die verschiedenen Bereiche der Wir-Gruppenprozesse und Dispositionen der sozialen Akteure differenzierter zu analysieren und so einen neuen Erklärungsansatz für den Erfolg des Islamismus zu bieten. Im Unterschied zu Macleod werden nicht nur (arbeitende) Frauen aus der unteren Mittelschicht berücksichtigt, sondern unterschiedlich situierte Studentinnen. Letzteres soll der ökonomischen und kulturellen Heterogenisierung der Mittelschicht seit den 70er Jahren Rechnung tragen. Islamisch orientierten Milieus werden zudem westlich-modernistisch ausgerichtete Kreise gegenübergestellt.

Nach der knappen Einleitung widmet sich die Verfasserin in Kapitel 2 dem Forschungsstand und den für die Erforschung des Alltagslebens relevanten theoretischen Konzeptionen und Methoden. Mit Kritik an der bisherigen Forschung hält Werner sich dabei nicht zurück; dies ist mit Blick auf die folgenden Ausführungen und auf die ausgewählte Literatur (einige wichtige Studien bleiben ungenannt,² darunter arabischsprachige Erhebungen und Monographien,³ zwischen Sekundär- und Tertiärliteratur wird zuweilen nicht unterschieden) überzeichnet. Die historischen Rahmenbedingungen, die Folgen der Infitah-(‘Öffnungs-’)Politik Ägyptens, werden in Kapitel 3 behandelt. Der Schwerpunkt liegt auf der Entwicklung neuer Identitäten zwischen Ost und

West. Die politische und ökonomische Neuorientierung Ägyptens seit Sadat korrespondierte mit der Konstituierung neuer kultureller Formen und Identitätsmuster. Die Öffnung implizierte zum einen die Integration Ägyptens in den Weltmarkt und den Aufbau verstärkter Wirtschaftsbeziehungen zu den westlichen Industriestaaten, zum anderen die Integration in die „New Arab Social Order“, die durch die wirtschaftliche Vormachtstellung der arabischen Golfstaaten, vor allem Saudi-Arabiens, geprägt ist. Die damit verbundenen Identitätsmuster wurden u.a. über Angebote auf dem Markt, über Medien, Tourismus und Arbeitsmigration vermittelt. Die verstärkte Weltmarktintegration und die neuen Orientierungen bewirkten die Vertiefung der Kluft zwischen Schichten, Generationen und Geschlechtern. Der ägyptische Staat versuchte eine den veränderten Bedingungen Rechnung tragende hybride nationale Identität zu fördern, welche islami(sti)sche, lokale (traditionalistisches und pharaonisches Erbe) und westlich-modernistische Komponenten enthält.

Im empirischen Teil (Kapitel 4-8) wird der Frage nachgegangen, welche Rolle die verschiedenen kulturellen Modelle im Alltagsleben von Kairiner Studentinnen spielen. Ausgangspunkt der Feldforschung war die Fakultät für Sprachen an der 'Ain Shams-Universität. Die Interviews und Beobachtungen von September 1992 bis Juli 1993 fanden auf dem Campus, in den Wohnungen der Familien der Studentinnen und an verschiedenen öffentlichen Plätzen bzw. Privatwohnungen im Stadtzentrum statt, wo die Studentinnen ihre Freizeit verbrachten. Der Campus wird als Schauplatz des kulturellen Wettbewerbs beschrieben, der sich hauptsächlich zwischen den gemischt(geschlechtlich)en Studentengruppen und den religiösen Mädchengruppen abspielt. Letztere zeichnen sich durch eine mehr oder weniger weitgehende Verschleierung aus. Die meisten allerdings tragen nur ein unterschiedlich ausfallendes Kopftuch (sog. *muhaggabat*). Als dritten „Gruppentypus“ macht die Autorin Studentinnen aus, die zwischen den sozialen Positionen manövrieren. Die Sprachenfakultät hat wegen ihrer kleinen Zahl an Studierenden, strenger Aufnahmebedingungen und guter Berufschancen ein relativ hohes soziales Profil. Sie ist weit davon entfernt, ein Bollwerk des Islamismus zu sein. Warum sich die Verfasserin deswegen gerade für dieses eher atypische Studierenden-Milieu entschieden hat, läßt sich nur erahnen. Sie nennt lediglich die „globale Offenheit“ der „Alsun“-Fakultät als Vorteil für ihre Recherchen (S. 68). Anhand von vier Fallbeispielen wird das soziale Leben der Mitglieder der erwähnten Studentengruppen außerhalb der Fakultät betrachtet. Die Namen der Interviewpartnerinnen, damals zwischen 18 und 21 Jahren alt und unverheiratet, wurden auf deren Wunsch abgeändert: 1. Zunächst wird „Jihan“ vorgestellt, die für Werner wohl wichtigste Person, da über sie die meisten anderen Kontakte hergestellt wurden; ihr soziales Umfeld wird am ausführlichsten behandelt. Sie steht für die Studentinnen, die sich infolge einer psychischen Krise, die vornehmlich aus den widersprüchlichen Erwartungen des Elternhauses und denen der ge-

mischten Studentengruppe resultierte (Grenzen der Kompatibilität zwischen „Sittsamkeits-“ und „Erotisierungs-Diskurs“), für eine Neuorientierung am islamistischen Kulturmodell entschieden hat. Äußeres Erscheinungsbild, Lebensstil, Freundeskreis und Freizeitgestaltung haben sich entsprechend radikal verändert. 2. „Sanaya“ repräsentiert die modernistische gemischte Jugendkultur der oberen Mittelschicht, die sich infolge materieller Unabhängigkeit und der Freiheiten, die ihr die Eltern gestatten, ganz den modernen westlichen Vergnügungen hingeben kann. 3. „Afa“ kommt aus der unteren Mittelschicht, für welche die Wahrung traditioneller Familien- und Nachbarschaftsbindungen neben guter Ausbildung für die Zukunftsplanung ausschlaggebend ist. 4. „Hent“ ist Mitglied der „islamistischen Subkultur“, die sich als Teil einer sozio-religiösen Vorhut begreift.

Die Quintessenz ist ernüchternd: Geschlechterkomplementarisierende und -segregierende Modelle, welche über Staats- und Marktinstitutionen vermittelt werden, gewinnen an gesellschaftlicher Bedeutung. Keine der konkurrierenden Orientierungen, weder die gemischtgeschlechtliche Jugendkultur noch die islamistische Orientierung, pocht auf die Gleichheit der Geschlechter und damit auf das Recht der Frauen, ihre Rolle in der Öffentlichkeit wahrzunehmen. Die unterschiedlichen Strategien der Frauen greifen nur bedingt und bleiben ambivalent. Die Vertiefung der Geschlechterdifferenz zeigt sich auch bei den gemischten Studentengruppen. Während die Männer ihre privilegierte Stellung aus der Familie in die gemischte Gruppe übertragen und ohne Reputationsverlust heterosexuelle Paarbeziehungen eingehen können, werden die Frauen Loyalitätskonflikten, unrealistischen Wunschträumen und geschlechtsspezifischen Risiken ausgesetzt, die ihre Zukunft gefährden können. Daß immer mehr Frauen auf Strategien zurückgreifen, welche die Geschlechterkomplementarität betonen, ist u.a. auf die veränderte Rolle des Staates, auf den elitären Charakter westlich orientierter Statusgruppen, welche weniger Begüterte und Kompetente ausgrenzen und degradieren, und auf den prekären, halblegitimen Status junger Frauen in westlich orientierten gemischten Jugendgruppen zurückzuführen. Der moderate islami(sti)sche Lebensstil der *muhaggaba* vermag die Widersprüche zwischen westlichen und östlichen Orientierungen am ehesten pragmatisch zu lösen. Grenzüberschreitungen werden u.a. durch den Bezug auf die ägyptische Nationalidentität legitimiert. Das Kopftuch kann hier zur Erweiterung des begrenzten Aktionsradius genutzt werden, erhält mithin u.U. die Funktion der Subversion patriarchalischer Normen, ohne die Gefahr eines Reputationsverlustes. Die Angehörigen der islamistischen Subkultur distanzieren sich von solcherart Kompromissen durch den consequenten Aufbau einer anti-westlichen und anti-nationalistischen „Kulturheterodoxie“. Ihr Lebensstil bietet ihnen familienzentrierte Karrieremöglichkeiten und bei stetem individuellen „religiösen Fortschritt“ und erfolgreicher

„Missionstätigkeit“ soziale Anerkennung in ihrer Gruppe. Einerseits bieten die komplementären Geschlechterarrangements ein gewisses Maß an Sicherheit für die involvierten Frauen, da auch die Männer normativen Erwartungen (Versorgung der Familie v.a.) verpflichtet werden; andererseits versperrt sie die Chance, außerhalb des vorgegebenen Rollenmodells aktiv zu werden.

Das letzte Kapitel, in dem eigentlich eine Verbindung der theoretischen Ausführungen mit den empirischen Ergebnissen zu erwarten wäre, stellt eher eine Zusammenfassung des Gesagten dar. Die theoretischen Konzepte von Bourdieu, Foucault oder de Lauretis, die in Kapitel 2 vorgestellt wurden, wirken so aufgesetzt. Trotz der vielen interessanten Details, welche die Feldforschung in Kairo zutage gefördert hat, überzeugt der „neue Ansatz“ wenig, werden doch viele bekannte Forschungsergebnisse bestätigt. Abgesehen von dem angesichts der Terminologie und der Satzstruktur oft schwer verdaulichen Stil und den zahlreichen Transkriptionsfehlern (von der angeblichen Orientierung der Autorin an den JMES-Regeln ist oft nichts zu spüren) seien nur einige methodische Unzulänglichkeiten herausgegriffen. Trotz des Bemühens von Werner um Klärung ihrer Begriffe und ihres „Forschungsdiskurses“ bleiben zentrale Begriffe wie „Mittelschicht“, „Elite“, „religiöses Establishment“, „Orthodoxie“ oder „Heterodoxie“, die im islamisch-ägyptischen, genauer Kairiner Kontext alles andere als eindeutig sind, verschwommen. Fragestellungen und Ziele der Untersuchung werden zu Beginn nicht stringent entwickelt und eingegrenzt; statt dessen springt die Autorin zu schnell auf die Meta-Ebene, deren Anspruch sie nicht gerecht wird. Für die Einordnung der Ergebnisse aus der Feldforschung unabdingbare Eckdaten werden nicht geliefert: So erfahren die Leser nicht, welche Sprachen die Studentinnen studieren und warum sie sich gerade dafür entschieden haben; am Unterricht hat Werner anscheinend nie teilgenommen; die stereotypen und verzerrten Sichtweisen der Interviewten werden weitgehend ohne Kommentar oder Richtigstellung in den Fußnoten dargelegt. Die Angaben zur Interviewtechnik sind für eine Soziologin zu spärlich. Statistiken (u.a. zum Bildungsniveau und zur Berufstätigkeit ägyptischer Frauen), welche die Repräsentativität bzw. Realitätsnähe/-ferne der wiedergegebenen Äußerungen relativieren, werden ebensowenig dargeboten wie genauere Angaben zur religiösen Lektüre der Studentinnen. Daß diese Traktate auf die Lebensbeschreibungen und -entwürfe der jungen Frauen einen großen Einfluß haben, steht fest und wird auch von Werners Kontaktpersonen bestätigt. Die Schriften nicht parallel analysiert zu haben, hat der Forscherin die Möglichkeit versperrt festzustellen, inwieweit das dort dargelegte, normativ vorgeschriebene Verhältnis der Geschlechter von den Akteurinnen zu eigenen Gunsten manipuliert wurde.

Anmerkungen:

- 1 Ausnahmen stellen u.a. die Studie von Arlene Elowe Macleod (*Accommodating Protest. Working Women, the new Veiling, and Change in Cairo*, New York 1991) und die jüngst erschienene islamkundliche Dissertation von Bärbel Reuter (*Gelebte Religion: religiöse Praxis junger Islamistinnen in Kairo*, Würzburg 1999, zugl. Diss. Bamberg, 1998) dar. – Der Mangel an empirischen Studien hängt nicht zuletzt mit der bekannten Problematik von Umfragen im muslimischen Orient zusammen.
- 2 U.a. die Arbeiten von V. Moghadam, R. Kreile, B.F. Stowasser oder das von M.E. Marty & R.S. Appleby hrsg. Standardwerk *The Fundamentalism Project* (5 Bde. Chicago 1991-95).
- 3 Z. 'A. Radwan 1982/1984; I. 'Isa 1993; K. Magdi 1993.

Corinna Gerhard

Literatur als Subjektwerdung – Frauen schreiben Widerstand

Stefanie Kron: Fürchte Dich nicht, Bleichgesicht! Perspektivenwechsel zur Literatur Afro-Deutscher Frauen, Münster 1996 (Unrast-Verlag, 170 Seiten, 24,80DM)

Audrey Huntley: Widerstand schreiben! Entkolonialisierungsprozesse im Schreiben indigener kanadischer Frauen, Münster 1996 (Unrast-Verlag, 190 Seiten, 24,80DM)

Auch in unserer globalisierten Informationsgesellschaft, in der schnelle Medien wie das Internet die Meinungsbildung bestimmen, hat Literatur in Buchform ihre politische Schlagkraft nicht verloren. Im Schreiben konstituieren sich Frauen zu Subjekten, sie brechen mit kolonialistischen, marginalisierenden Diskursen und setzen den herrschenden Stereotypen eigene Bilder entgegen. Literaturproduktion wird so zum politischen Kampfmittel, zur persönlichen und kollektiven Überlebensstrategie und zur Widerstandsform gegen herrschende Diskurse – dies ist die Hauptthese zweier politischer Bücher, die in der Reihe „Feministische Wissenschaft“⁴¹ des Unrast-Verlags 1996 erschienen sind.

Stefanie Krons Fürchte Dich nicht, Bleichgesicht! Perspektivenwechsel zur Literatur Afro-Deutscher Frauen untersucht das Schreiben afro-deutscher

Frauen vor dem Hintergrund der mehrheitlich weißen Gesellschaft der BRD und ihrer rassistischen Stereotypen, die teilweise noch aus der unaufgearbeiteten deutschen Kolonialvergangenheit stammen. *Widerstand schreiben! Entkolonialisierungsprozesse im Schreiben indigener kanadischer Frauen* von Audrey Huntley analysiert die Bedeutung indigener Literatur zur Entwicklung positiver Eigenbilder gegen die (nicht nur) von kanadischer Literatur und Filmindustrie transportierten Bilder der *Imaginary Indians*.

Fürchte Dich nicht, Bleichgesicht! ist ein Zitat aus einem Gedicht der afro-deutschen Autorin May Ayim, die sich 1996 das Leben nahm:

ich male dir
ein dunkles gesicht
für dein weißes
gesicht
mit einem rahmen
aus dem du fällst
so wie ich
auf neuen boden
ich male wort
für wort
dir
SCHWARZ
vor augen und ohren
ein dunkles gedicht
fürchte dich nicht
bleichgesicht
ich bin´s
May Ayim.(S. 7)

Beginnend mit einem Abriss Schwarzer² Geschichte in Europa thematisiert Kron die Verdrängung der deutschen Kolonialgeschichte und erinnert insbesondere die weiße Frauenbewegung an die fehlende Aufarbeitung der Täterinnenschaft weißer deutscher Frauen im Kolonialregime. Auf vergleichbare Weise werde auch die Diskriminierung afro-deutscher Menschen in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus in der deutschen Geschichtswissenschaft beinahe völlig ausgeblendet, schreibt Kron und verweist auf das Tabuthema der Zwangssterilisation afro-deutscher Frauen im Nationalsozialismus. Kron reflektiert und problematisiert ihr Schreiben als weiße Frau über die Literatur Schwarzer Frauen im Bewußtsein des üblichen Vorgehens der westlichen feministischen Theorie: „Die feministische Theorie verallgemeinert die soziale Konstruktion des Begriffes ‘Frau‘ und isoliert sie von Kategorien wie Klasse oder ethnische Zugehörigkeit.“(S. 71) Als Teil des kolonialistischen Diskurses vereinnahmt und ignoriert die weiße feministische Theorie, ausge-

hend von der weißen westlichen Mittelstandsfrau, Schwarze Frauen und bedient sich eines „weißen Solipsismus“, also einer Selbstgenügsamkeit und einem Nicht-Interesse an rassistischen Denkweisen.

Davon ausgehend untersucht Kron die Produktionsbedingungen afro-deutscher Autorinnen und damit die politische Bedeutung ihres Schreibens. Die biographischen Hintergründe ihres Schreibens seien geprägt von Diskriminierung und wenig Freiräumen. Kron macht die Gründe hierfür in den ideologisch-politischen Spezifika der Bundesrepublik, dem vorherrschenden eurozentristischen Kulturbegriff und dem Fehlen von Rückzugsräumen im Sinne von Communities aus. Aufschlußreich ist ihre Analyse des nach wie vor herrschenden Rassismus in Schule und Jugendliteratur. Durch die Stilisierung Afrikas zum geschichtslosen Kontinent und die Ausblendung der europäischen Kolonialgeschichte und deren Wirken bis in die Gegenwart soll im Schulunterricht die Überlegenheit der Menschen der ersten Welt vermittelt werden. Kinder- und Jugendliteratur und -lieder transportieren vielmals relativ offen rassistisches Gedankengut oder stellen Schwarze bestenfalls als Bestandteile einer exotischen Szenerie dar – Schwarz, so wird suggeriert, sei häßlich und stehe für das Böse, bestenfalls noch für Naivität. Vor diesem Hintergrund ist die Lebensrealität Schwarzer Frauen und Männer in Deutschland vielmals von Isolation, Zerrissenheit, Ortlosigkeit und Vereinzelung geprägt.

Die Rezeption Schwarzer Frauenliteratur in der BRD beginnt in den 80ern und damit sehr spät. Die feministische Literaturwissenschaftlerin Marion Kraft, auf die sich Kron immer wieder bezieht, ist eine der ersten, die sich mit Schwarzer Literatur beschäftigt und von ihrem Interesse an afro-amerikanischer zur afro-deutschen Literatur gelangt. Das 1986 erschienene Buch *Farbe bekennen – afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*³ stellt eine Art Anfangspunkt der Literatur Schwarzer Deutscher dar. Entstanden aus einem Workshop mit der Autorin Audre Lorde ist es das Ergebnis eines Zusammenschlusses afro-deutscher Frauen auf der gemeinsamen Suche nach ihrer Geschichte und ihrem Selbstverständnis.⁴

Im letzten Teil ihres Buches untersucht Kron einige der in *Farbe bekennen* veröffentlichten autobiographischen Texte der Autorinnen Helga Emde, May Opitz/Ayim, Katharina Oguntoye, Corinna N. und Katharina Birkenwald auf die Entwicklung eines positiven Selbstkonzeptes hin. Sie zeichnet den Prozeß der Selbstakzeptanz nach, der sich in der Literatur zeigt. Dieser kann vom Wissen von der Verschiedenheit über das negativ besetzte Gefühl der Diskrepanz und die Suche nach Anerkennung zu einem Gefühl der Isolation und Selbstablehnung führen. Diese und auch weitere Texte afro-deutscher Autorinnen lassen sich nicht oder nur sehr schlecht in die üblichen literaturwissenschaftlichen Kategorien einteilen. Sie besitzen größtenteils einen un-

mittelbaren Bezug zur gelebten Realität der Autorin, spiegeln deren Erfahrungshintergrund wider – sie berichten also vom Leben Schwarzer Menschen in einer mehrheitlich weißen Gesellschaft, von der schwierigen Entwicklung positiver Eigenbilder und von Schwarzer Geschichtsschreibung, sie thematisieren den Zusammenhang von Sprache und Macht und leisten auf ihre Weise sehr direkten Widerstand gegen jegliche Form der Vereinnahmung.

Auch *Widerstand schreiben!* beginnt mit einem historischen Abriss: Überblicksartig stellt Huntley den Kolonialisierungsprozeß aus dem Blickwinkel der indigenen Frau dar, spannt den Bogen von der Epoche des Pelzhandels, in der die Expansion des europäischen Kapitalismus beginnt, über die christlichen Missionierungen bis hin zum *Indian Act* und der Assimilierungspolitik der kanadischen Regierung. Eindrücklich erläutert sie die katastrophalen Folgen der Zwangsinternate für indigene Kinder. Etwas schwammig bleibt die Darstellung der verschlechterten gesellschaftlichen Situation der indigenen Frauen nach der Kolonialisierung und ihren Widerstandsformen; Huntley bemüht sich jedoch, die Kolonialisierten – anders als in der üblichen Geschichtsschreibung – als handelnde Subjekte zu zeigen.

Ähnlich wie Kron spitzt Huntley den kolonialistischen Herrschaftsdiskurs auf ein männliches, eurozentrisches Weltbild zu, in dessen Zentrum entsprechend ein männliches, europäisches Subjekt steht. Dieses wiederum konstituiert sich aus seinen eigenen negativen Eigenschaften das marginalisierte Andere, das geschichtslose Objekt:

Textuelle Gewalt, ein seit einiger Zeit in Kanada und den USA gängiger Begriff, beschreibt die diskursiven Angriffe, die auf die Zerstörung indigener Subjektivität innerhalb kolonialistischer Unterdrückungsverhältnisse abzielen. (S. 12)

Es entsteht das Konstrukt der sog. *Imaginary Indians*, unter dem die vielfältigen indigenen Lebensrealitäten zwangshomogenisiert werden. Verschiedene – männlich gedachte – Linien dominieren die Reduzierung auf Stereotypen: der barbarische Wilde, der vom meuchelnden Feind zum gewalttätigen Alkoholiker modernisiert wird oder der aussterbende, zum Fortschrittsopfer stilisierte heldenhafte Wilde (S. 58f). Die Klischees über indigene Frauen sind stärker sexualisiert. Der edlen, schönen Prinzessin, die inzwischen zur weisen Heilerin verändert wird, steht die „leicht zu habende“, häßliche Squaw gegenüber, die zur wertlosen Schlampe degradiert wird – „Auch heute dient letztere Zuschreibung immer noch der Legitimierung von Vergewaltigungen indigener Frauen, die es ja nicht anders gewollt hätten.“ (S. 59)

Die kulturelle Selbstentfremdung indigener Menschen wird zudem durch die patriarchale, kolonialistische Geschichtsschreibung verstärkt, die zur Legi-

timation der Kolonialisierung instrumentalisiert wird. Ein weiterer Grund, der zur Verunsicherung indigener Menschen führt, ist die Tatsache, daß die kanadische SiedlerInnengesellschaft sich die indigene Kultur zur eigenen Identitätsbildung einverleibt und gleichzeitig die überlebenden indigenen Bevölkerungsteile zu beliebigen Projektionen benutzt.

„Widerstand schreiben (leisten) bedeutet, Subjekt zu werden, und das ist für einen Prozeß der Entkolonialisierung unerlässlich“ (S. 11) schreibt Huntley und geht im Mittelteil ihres Buches auf selbstbestimmte Projekte der indigenen Community ein, wie das indigene Verlagswesen mit dem bekanntesten Verlag Theytus Books, der Teil des Informations- und Bildungszentrums En’Owkin in Pentiction ist. Ausführlich schildert Huntley die Eindrücke ihres zweiwöchigen Aufenthaltes in En’Owkin, die sie zum Verfassen der vorliegenden Studie anregten.

Maria Campbell und Lee Marache gelten gemeinsam mit der Autorin Jeannette Armstrong als die Begründerinnen der kanadischen indigenen Literatur. Ihre in den 70ern publizierten Autobiographien brachten den Autorinnen zwar negative Sanktionen seitens der kanadischen Öffentlichkeit, verhalfen jedoch zahlreichen indigenen Frauen zu einer eigenen Identität. Mit und durch ihre Werke werden die Schreibenden für ihre Community politisch aktiv: Indem sie die Klischees der *Imaginary Indians* brechen, rütteln sie am kanadischen kolonialistischen Diskurs und tragen zu dessen Destabilisierung bei.

Huntley analysiert stellvertretend einige der wichtigsten Werke indigener Frauenliteratur und es gelingt ihr trotz der teilweise ungeordneten und manchmal schwer nachvollziehbaren Form, den Widerstandsdiskurs sichtbar zu machen. Selbstbewußt setzt die Literatur indigener Frauen ihre eigenen Maßstäbe, legt Wert auf verschiedenste, sorgfältig gezeichnete Frauengestalten. Gewalt und Rassismus innerhalb der indigenen Community werden nicht als Tabus behandelt, sondern angeprangert. Gegen den Mythos der Geschichtslosigkeit entwickelt die indigene Literatur durch das *Storytelling* die Fortsetzung der mündlichen Tradition mit der nicht-linearen Auffassung von Zeit und dem Verständnis von Wissen als Interpretationsprozeß und den Stolz auf die eigene Geschichte.

- 1 als Band 2 und 3; Band 1: Rita Polm: „...neben dem Mann die andere Hälfte eines Ganzen zu sein!“ *Junge Frauen in der Nachkriegszeit*. Münster, ohne Jahresangabe.
- 2 Kron verwendet den Terminus „Schwarz“ als politischen Begriff („In einem politischen Sinn meint ‘schwarz’ alle diskriminierten Minderheiten, unabhängig von ihrer Herkunft und Farbe.“ Kampnagel zitiert von Kron S. 10) gemäß der Selbstdefinition vieler Schwarzer und schreibt ihn daher Konsequenz groß.

- 3 Herausgegeben von Katharina Oguntoye, May Opitz und Dagmar Schultz, Berlin.
- 4 Die Schaffung des Terminus 'afro-deutsch' analog zu afro-amerikanisch als Ausdruck kultureller Herkunft geht auf denselben Workshop (1984) zurück; 1985 wird in Berlin die Initiative *Schwarze Deutsche und Schwarze in Deutschland (ISD)* gegründet, es entstehen zudem die Vereinigung *ADEFRA* – eine Initiative afro-deutscher Frauen – und ab 1988 die Zeitschrift *Afrekete*, die als Forum von und für afro-deutsche Frauen gilt.

Elisabeth Vogel

(Post-)Sowjetische Identitätskonzeptionen – geschlechterdifferent

Feministische Studien 17 (1999) Nr.1: Geschlechterverhältnisse in Rußland (Deutscher Studien Verlag, 20,-- DM)

Das Ende des Kalten Krieges hat Kontakte zwischen WissenschaftlerInnen aus Ost und West wesentlich erleichtert bzw. sogar erst möglich gemacht. Dies gilt auch für den Bereich der feministischen bzw. genderorientierten Forschung.

Im Laufe der Kontaktaufnahmen wurden aber auch viele unterschiedliche Standpunkte deutlich, die nicht selten zu Mißverständnissen führten, wie dies auf einer Tagung in Berlin im Dezember 1999¹ auch wiederholt angesprochen wurde. Gründe hierfür liegen u.a. in völlig unterschiedlichen Erfahrungen, vor allem in Bezug auf das Verhältnis zur Emanzipation: Assoziieren Frauen aus den westlich-liberalen Gesellschaften hiermit die Forderungen nach rechtlicher und kultureller Gleichstellung von Männern und Frauen, so verbinden z.B. russische Frauen mit diesem Begriff fast ausschließlich die Auswirkungen der sowjetischen Beschäftigungspolitik. Diese integrierte Frauen zwar in den Erwerbsprozeß, brachte ihnen jedoch statt Gleichstellung eine zusätzliche Belastung zur Hausarbeit ein.

Um so wichtiger sind in solchen Situationen gemeinsame Projekte, die eine Annäherung der verschiedenen Meinungen anstreben. Die Ergebnisse eines solchen Versuchs liegen in der Ausgabe „Geschlechterverhältnisse in Rußland“ der Zeitschrift *Feministische Studien* vor. Die Herausgeberinnen haben bei der Zusammenstellung der Beiträge, die aus einem internationalen Workshop hervorgingen, auf unterschiedliche Perspektiven geachtet. Der Schwerpunkt der Darstellungen liegt zwar auf soziologischen Untersuchungen, aber auch allgemein kulturwissenschaftliche Fragestellungen werden angesprochen.

Die vier Hauptbeiträge beschäftigen sich mit Identitätskonzeptionen im sowjetischen und postsowjetischen Rußland. Berücksichtigt werden aus soziologischer Sicht ihre Konsequenzen für die Geschlechterbeziehungen und die Situation von Frauen auf dem Arbeitsmarkt, (Martina Ritter, Elena Zdravomyslova, Elena Meshcherkina), wobei die Kategorien Privat/Öffentlich immer wieder zur Analyse und Deskription der Verhältnisse herangezogen werden. Larissa Lissjutkina betrachtet die Identitätskonzeptionen von literaturwissenschaftlicher Seite.

Martina Ritter geht der Frage nach, wie die ideologischen Konzepte der kommunistischen Partei vom neuen sozialistischen Menschen in die kulturellen Deutungsmuster und Selbstentwürfe von Männern und Frauen in der ehemaligen Sowjetunion eingeflossen sind. Äußerst ergiebig ist hierbei ihre Wiedergabe von Interviews, in denen sie nach dem Selbstverständnis ihrer GesprächspartnerInnen fragt. Ritter zeigt, daß die Selbstentwürfe heute noch deutliche Spuren der sowjetischen Erziehungsideale des 'Homo Sovieticus' aufweisen, die in der Gestalt des sozialistischen Helden transportiert wurden. Dieses Identitätskonzept ist nach Ritter eine Grundvoraussetzung für die derzeitige Selbstwahrnehmung von Männern und Frauen in Rußland. Für beide Geschlechter sei es nicht möglich, den hier entworfenen Vorstellungen gerecht zu werden. Frauen hätten daher ihren Entfaltungsspielraum verstärkt in den privaten Bereich verlegt, in dem sie von Männern – die sich aufgrund der allgegenwärtigen Partei im Öffentlichen stark eingeschränkt fühlten – als übermächtig empfunden würden. Daraus ergibt sich nach Ritter folgende Konstellation: Im Privaten die Frau, im Öffentlichen die Partei. So bleibt die Frage, ob weitere Handlungsspielräume für Männer überhaupt existierten.

Mit den Vorstellungen von der omnipotenten Frau/Mutter und der Krise des Männlichen in der sowjetischen Gesellschaft beschäftigt sich Elena Zdravomyslova. Sie führt aus, wie Frauen sich auf den privaten Bereich verlegten, da sie den Konzepten vom – männlichen – sozialistischen Helden nicht entsprachen. Die Krise des Mannes in der Sowjetunion führt sie – wie auch Ritter – auf die Tatsache zurück, daß sich für russische Männer keine Möglichkeiten boten, Identitätskonzepte zu verwirklichen, sei es im privaten oder im öffentlichen Raum.

Die zentralen Stellen im öffentlichen Bereich seien somit von der Partei und im privaten Bereich von den Frauen besetzt. Männer, so Zdravomyslova weiter, sehen Frauen als Verbündete und Verkörperung der sowjetischen Macht an. Die Autorin zeigt die Gefahren, aber auch die Chancen für neue Geschlechterarrangements: Frauen seien von den gegenwärtigen wirtschaftlichen Krisenerscheinungen, v.a. von der hohen Arbeitslosigkeit, besonders betroffen. Durch diese Entwicklungen machten sie aber auch vermehrt auf ihre spezifi-

schen Anliegen aufmerksam und suchten nach eigenen Lösungskonzepten. Dies zeige sich nicht zuletzt in den zahlreichen Neugründungen von Frauenverbänden und Selbsthilfeorganisationen.

In den beiden skizzierten Untersuchungen wird immer wieder das Begriffspaar 'Privat/Öffentlich' als Analysekategorie herangezogen. Zweifelsohne sind Betrachtungen aus dieser Perspektive äußerst hilfreiche Ansätze. Dennoch sollte man sich die Frage stellen, ob eine direkte Übernahme dieser für westliche Gesellschaften entwickelten Termini den postsowjetischen Verhältnissen gerecht wird. Ein Punkt, den die Autorinnen zu wenig problematisieren.²

Speziell mit der Arbeitsmarktsituation von Frauen beschäftigt sich Elena Meshcherkina. Vor dem Hintergrund eines umfangreichen Zahlenmaterials analysiert sie die Chancen von Frauen auf dem derzeitigen Arbeitsmarkt und kommt zu der deprimierenden Schlußfolgerung, daß Frauen immer mehr in den privaten Bereich und damit aus dem Erwerbsleben gedrängt werden. Trotz ihres meist höheren Bildungsniveaus besetzen sie kaum Schlüsselpositionen.

Grund hierfür seien u. a. die reduzierten sozialen Einrichtungen wie Kinderkrippen, die zur Sowjetzeit eine Berufstätigkeit wenigstens ermöglichten. Auch ein wenig frauenfreundliches Arbeitsrecht und alte Geschlechterstereotypen macht sie als verantwortliche Faktoren aus. Zu diesem Beitrag ist anzumerken, daß etwas weniger Zahlenmaterial und mehr Hintergrundanalysen (z.B. intensivere Untersuchung des sich ändernden Arbeitsrechts) die gegenwärtigen Verhältnisse klarer geschildert hätten. Auch wird kaum erwähnt, daß bereits zur Sowjetzeit hauptsächlich Frauen in den schlecht bezahlten Berufssparten vertreten waren. So müßte man vielleicht eher nach Kontinuitäten, die sich im Transformationsprozeß verschärft abzeichnen, als nach Veränderungen fragen.

Des weiteren ist es bedenklich, bestimmte Förder- und Schutzprogramme (z.B. Verbot der Nachtschicht für Mütter von Kleinkindern) aufzuheben, wie es die Autorin anregt, um Frauen den Zugang zum Erwerbsleben zu erleichtern.

Aus der literaturwissenschaftlichen Perspektive nähert sich Larissa Lissjutkina den postsowjetischen Geschlechterbeziehungen. Bevor sie zur eigentlichen Textanalyse übergeht, schildert sie die Entwicklungen des sowjetischen Literaturbetriebs und geht u. a. auf die sogenannte 'Frauenprosa' und auf die Gruppe „Maria“ ein, die einzige informelle Gruppierung, die explizit auf die schwierige Situation der sowjetischen Frauen gegen Ende der 70er Jahre aufmerksam machte. Leider erwähnt Lissjutkina nicht deren programmatische Forderungen, die einige wesentliche Unterschiede zu westlichen feministischen Haltungen aufweisen.

Bei der Lektüre einzelner Prosatexte von Tatjana Tolstaja (*Die Nacht*), Marina Wischnewezkaja (*Der Anfang*), Tatjana Nabatnikowa (*Rede, Maria*) und Ludmila Ulickaja (*Pique Dame*) schockierten Lissjutkina zunächst die monströsen Mutterdarstellungen. In ihrer Analyse stößt sie – wie die Verfasserinnen der soziologischen Beiträge – auf das allgegenwärtige Mutterbild: Mütter werden in diesen Texten häufig als häßliche übermächtige Alte dargestellt, die ihre Familien terrorisieren, vor allem ihre Söhne, die meist als Schwachsinnige dargestellt sind.

Wie auch in den anderen Beiträgen spiegeln sich in den Textanalysen die Auswirkungen der sowjetischen Geschlechterdiskurse und Identitätskonzepte. Es zeigt sich auch hier, daß die Überwindung des 'Homo Sovieticus' für die postsowjetische Gesellschaft ein zentrales Thema bleibt.

Insgesamt jedoch eine wirklich gelungene Übersicht zu den gegenwärtigen Geschlechterbeziehungen in Rußland, die auf viele Problematiken ein neues Licht wirft, gleichzeitig aber auch neue Fragen stellt.

Anmerkungen:

- 1 *Gender in Transition in Eastern and Central Europe*. Berlin 9.-11. 12.1999.
- 2 Zu diesem Thema äußert sich Sonja Margolina: dies.: *Rußland. Die nichtzivile Gesellschaft*, Reinbek bei Hamburg 1994. Sie lehnt es ab, überhaupt von einer Öffentlichen Sphäre in Rußland zu sprechen.

Meike Penkwitt

Die Flaute als Chance

Ute Gerhard: *Atempause – Feminismus als demokratisches Projekt*, Frankfurt/M. 1999 (Fischer, 24,90 DM, 140 Seiten)

Die Frauenbewegung ist nicht am Ende, sie braucht nur eine Atempause. Das ist die These der Frankfurter Soziologieprofessorin Ute Gerhard. Sie betrachtet die aktuelle Bewegungslosigkeit des Feminismus nicht etwa als Misere und Agonie, sondern vielmehr als Gelegenheit „tief durchzuatmen, innezuhalten und die Kräfte neu zu sammeln“.

Die Beschäftigung mit Kontinuitäten und Brüchen in der feministischen Bewegung ist der rote Faden in dem lesenswerten Band *Atempause – Feminismus als demokratisches Projekt*. Das Taschenbuch ist bei Fischer erschienen und versammelt acht Texte Gerhards aus den letzten Jahren, die fast alle bereits (verstreut) veröffentlicht waren und nun für den Neuabdruck überarbeitet wurden.

Immer wieder benutzt Gerhard dabei das maritime Bild der „Flaute“, die auch nicht das Ende der „Bootspartie“ bedeute und schon gar nicht die Ankündigung des Untergangs. Statt dessen biete die häufig unverhofft eintretende „Windstille“ sogar „Gelegenheit zu neuer Ausrüstung der Schiffstakelage und damit zum Atemholen, Kraftschöpfen und zu neuer Orientierung“. Gerhard räumt allerdings ein, daß das Bild der „Flaute“ in der deutschen Umgangssprache eher negativ konnotiert ist.

Übernommen hat Gerhard die Metapher aus der amerikanischen Theorie-diskussion. Leila J. Rupp und Verta Taylor verwendeten sie dort zur Charakterisierung der Situation der Frauenbewegung nach dem zweiten Weltkrieg. Das Bild entspricht einer bestimmten Betrachtungsweise der (amerikanischen) Frauenbewegung, dem sogenannten 'Konzept der langen Wellen'. Dort ist die Rede von einer 'ersten' und 'zweiten Welle' der Frauenbewegung, womit viel deutlicher die Kontinuität des Kampfes von Frauen um Gleichberechtigung und Selbstbestimmung betont wird, als in der bei uns vorherrschenden terminologischen Unterscheidung zwischen einer 'ersten' und 'zweiten Frauenbewegung'.

Unter Bezugnahme auf moderne Bewegungstheorien weist Gerhard darauf hin, daß Bewegungen typischerweise unterschiedliche Phasen durchlaufen, daß aber nur die jeweilige Hochphase der Mobilisierung in der Gesellschaft auch als 'Bewegung' wahrgenommen wird. Daß sich der Feminismus momentan nicht in einer solchen Hochphase befindet, stellt Gerhard dabei nicht in Frage. Sie grenzt sich jedoch gegen eine allzu schnelle Gleichsetzung der Institutionalisierung der Bewegung und der Beteiligung an institutionellen Formen der Politik mit dem Ende des Feminismus ab. Gerhard ruft ins Gedächtnis, daß das angebliche Ende des Feminismus schon überaus lange Thema ist:

Für kein anderes Thema haben seit nun zwei Jahrhunderten die Gazetten immer wieder so bereitwillig Raum zur Verfügung gestellt wie für die Annonce, daß (...) das unziemliche Gezeter der Suffragetten und Blaustrümpfe oder das Zeitalter der Frauenrechtelei und 'Emanzen' nun endlich überwunden sei.

Den Begriff 'Flaute', bzw. 'Atempause' überträgt Gerhard nicht nur auf die gegenwärtige Situation der deutschen Frauenbewegung. Ausführlich setzt sie sich auch mit jener früheren Flaute in der deutschen Nachkriegszeit auseinander, die durch die gerade beendete Ära des Nationalsozialismus und die nachfolgende Unfähigkeit zu trauern bzw. zu erinnern geprägt war. Gerhard weist dabei die verbreitete Vorstellung von der Bewegungslosigkeit dieser Zeit zurück. Zwar sei es richtig, so Gerhard, daß kämpferische Frauen damals vermieden, sich einer 'Bewegung' zuzuordnen. Sie reagierten damit nicht nur auf die Vereinnahmung bestimmter Teile der Frauenbewegung im Dritten Reich, sondern insbesondere auch die Verwendung des Begriffes 'Bewegung' durch die Nationalsozialisten. Dabei gab es in den Anfangsjahren der Bundesrepublik aber erstaunlich viele Organisationen und Einzelkämpferinnen, die sich für Frauenrechte eingesetzt haben, wie Gerhards Untersuchung zeigt. Aus heutiger Sicht kann man hier also ohne weiteres doch von einer 'Bewegung' sprechen.

Indem Ute Gerhard, die auch Direktorin des interdisziplinären Frankfurter Zentrums für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse ist, immer wieder Traditionslinien und unerledigte Anliegen herausarbeitet, finden sich in dem Sammelband auch bemerkenswerte Ausführungen zu einer Vielzahl von Themen der feministischen Bewegung und Theoriediskussion. Ein Lieblingsthema Gerhards ist dabei die Vereinbarkeit von gleichheits- und differenztheoretischen Positionen. Sie tritt entschieden für dieses scheinbare Paradox ein und lanciert als dessen Bezeichnung den Begriff 'Wollstonecraft-Dilemma', den sie ebenfalls aus der amerikanischen Theoriedebatte (von Carol Pateman) übernimmt. Dieses Dilemma, so Gerhard, bestehe darin

sich einerseits auf Frauenerfahrung oder Frausein zu beziehen, doch andererseits die sozial hergestellten Bedingungen traditioneller Weiblichkeit zu kritisieren, ja, verändern zu wollen.

In diesem Sinne sieht sie sich auch durch den neuen poststrukturalistischen Diskurs nicht verunsichert. Er habe vielmehr einen neuen Rahmen für die Untersuchung von Machtdiskursen und Machtmechanismen unserer Gesellschaft bereit gestellt. Gerhard fragt allerdings zurecht, ob die zunehmende Entfernung von den sozialen und alltäglichen Problemen der Mehrheit der Frauen nicht auch eine 'Entpolitisierung' bedeute. Sie zieht daraus den Schluß, daß feministische Politik nicht durch Theorie ersetzt werden kann.

Atempause bietet einen hervorragenden Überblick über die verschiedenen Phasen der Frauenbewegung und ordnet unsere heutige Situation in diesen (feministisch-)historischen Kontext ein. Gerade für jüngere Leserinnen dürf-

ten die klaren und engagierten Darstellungen Gerhards viele neue Einsichten bringen. Im Vergleich zu den ermüdenden, im praktischen Ertrag aber oft recht banalen Theorien der Postmoderne, wirken Gerhards Ausführungen auf mich erstaunlich 'jung' und zupackend. Ute Gerhards souveräne Argumentation beweist außerdem, daß sich vieles, das heute geradezu zwanghaft in poststrukturalistische Terminologie eingekleidet wird, durchaus auch ohne Butler sagen läßt.

Peter Skutta

„Sexual Correctness“ als medial vermittelter patriarchaler Offensivdiskurs

Simon Möller: *Sexual Correctness. Die Modernisierung antifeministischer Debatten in den Medien*, Opladen 1999 (Leske & Budrich, 29,-- DM, 247 Seiten)

Die Klischees sind uns seit den Anfängen der Frauenbewegung geläufig, was nicht bedeutet, daß ihr Gebrauch in der Praxis nachgelassen hätte: Feministinnen werden als lustfeindliche 'Emanzen' beschrieben, die humorlos die immer gleichen Forderungen stellen, mit dem Ziel, ein Männer unterdrückendes 'Feminat' schaffen zu wollen.

Simon Möller beschreibt in seiner diskursanalytischen Studie zum vermeintlichen Phänomen einer 'Sexual Correctness' in der deutschen Gesellschaft, in welcher Weise der Antifeminismus im Diskurs der Printmedien in den 90er Jahren modernisiert worden ist. Paradigmatisch dafür steht die mediale Rezeption des Filmes *Der Campus*, der Anfang des Jahres 1998 die deutschen Kinos erreichte. In *Der Campus* wird das Bild einer unangreifbaren feministischen Hegemonie an den Universitäten konstruiert, wobei eine Frauenbeauftragte als 'verbiesterte' absolutistische Herrscherin in Szene gesetzt wird. Als Opfer der Konstellation wird ein angesehener Professor porträtiert, dessen Karriere durch einen unwahren Vergewaltigungsvorwurf zerstört wird, da sich sein Umfeld dem Druck von Frauenerwartungen beugt und unter Leugnung der 'Wahrheit' feige gegen ihn opponiert. Die Aussage des Filmes legt nahe, daß Feminismus lediglich Mittel zum Erreichen persönlicher Ziele einzelner Frauen ist.

In den Pressereaktionen wurden diese Darstellungen nicht als gängige antifeministische Klischees entlarvt. Im Gegenteil: Der Film wurde als realistische Abbildung des universitären Klimas gehandelt und der Autor der Romanvorlage, der Anglistikprofessor Dietrich Schwanitz, für seinen 'Tabubruch' gelobt. In der *ZEIT* (10.2.1998) konnte er als 'Experte' berichten: „Die Frauenbeauftragten schaffen erst die Probleme, die sie lösen wollen.“

Simon Möller erläutert, daß Meinungen dieser Art in den deutschen Printmedien seit den 90er Jahren fröhliche Urstände feiern: Ein neokonservativer Diskurs gegen 'Political Correctness' (PC) wirft sozial benachteiligten Gruppen vor, ihre Unselbständigkeit zu kultivieren und einem 'Opferkult' zu frönen. Dadurch erfolgt eine kontrafaktische Zuschreibung der angeblichen Machtposition der Opfer einer Gesellschaft, die von strukturell geduldeter und traditionell legitimerter Diskriminierung bzw. Gewalt gegen Frauen und Minderheiten gekennzeichnet ist.

'Sexual Correctness' (SC) fungiert als Teil des Anti-PC-Diskurses mit dem speziellen Angriffsziel Feminismus. Die Medien berichten in diesem Sinne selten über die strukturellen Aspekte alltäglicher sexueller Belästigung in einem von Männern dominierten Gesellschaftssystem; Schlagzeilen erzeugen vielmehr die vorgeblichen 'Auswüchse' des Feminismus, der 'Gesinnungsterror' und fundamentalistischen Moralismus ausübe. Die Bagatellisierung sexueller Gewalt führt zu einer diskursiven Umkehrung der Täter-Opfer-Konstellation. Das Erheben der Beschuldigung sexueller Belästigung wird zum eigentlichen aggressiven Akt stilisiert, mittels dessen lediglich 'etwas zudringliche' oder gar vollkommen unschuldige Männer diffamiert werden. Als Beispiel hier eine im Buch zitierte Passage aus der Süddeutschen Zeitung vom 22. Juni 1995:

Das Zauberwort ist: „Ich *fühle* mich belästigt“ – durch ein Kompliment, eine Vorlesung, einen holprigen Flirt-Versuch. Damit bestimmt das 'Opfer' schon den Tatbestand und den Täter; das Subjektive wird zum Objektiven; die klassischen Regeln der Beweisführung gelten nicht mehr, die Anklage ist der Beweis.

Die antifeministischen Inszenierungen in den Medien folgen laut Möller bestimmten Mustern, die er anhand von Textbeispielen aus den bedeutendsten deutschen Printmedien von der *FAZ* bis zum *Spiegel* eingehend erläutert: Sexuelle Belästigung wird erotisiert, trivialisiert sowie singularisiert, die Nichtexistenz sexistischer Dominanzverhältnisse behauptet und eine feministische Hegemonie an den Universitäten, in den Medien und im Kulturbereich suggeriert. Der Begriff 'Feminismus' erfährt im Zuge dessen eine Diskursverschiebung in Richtung eines Stigmawortes, das in eine Reihe mit 'Fanatismus' gestellt und zu einem asymmetrischen Gegenbegriff zu 'Freiheit' verkehrt wird.

Zur Illustration dieser Behauptungen werden Anekdoten verwendet, deren Wahrheitsgehalt größtenteils nicht nachprüfbar ist.

Die von diesem neuen antifeministischen Diskurs ausgehende Gefahr sieht Möller vor allem darin, daß er die Möglichkeit begrenzt, feministische Positionen zu artikulieren, die im Dissens zu dieser hegemonialen Deutungsweise stehen. Ein hegemonialer patriarchaler Offensivdiskurs gibt sich als minoritärer Defensivdiskurs. Dabei entwickelt der Anti-PC/SC-Diskurs eine besondere Vehemenz, wo es um die Definitionsmacht geht, an wen potentiell staatliche Leistungen verteilt werden und wessen Recht auf Kosten wessen etablierten Rechtes gestärkt werden darf. Der neue, medial aufgewertete antifeministische Diskurs schlägt sich handfest nieder in einem neu legitimierten Widerstand gegen Frauen fördernde Gesetze und Anti-Diskriminierungs-Anstrengungen der öffentlichen Verwaltungen.

FeministInnen müssen sich laut Möller in öffentlichen Diskussionen viel besser wappnen als noch vor einigen Jahren: Sie müssen sich gegen antifeministische Positionen, die nun als 'Gemeinplätze' gelten, mit immer komplexeren Darlegungen wehren. Ein pessimistisches Fazit seiner kenntnisreichen Studie: Emanzipatorischen und feministischen Stimmen fehlt weiterhin der Zugang zum Bereich der veröffentlichten Deutungsmacht, dem Diskurs der Massenmedien, an dem der Versuch einer effektiven Konnotationsverschiebung im Sinne von FeministInnen anzusetzen hätte.

Franziska Schöblier

„Stranger than paradise“ – Toni Morrisons Roman *Paradies*

Toni Morrison: Paradies. Deutsch von Thomas Piltz, Reinbek bei Hamburg 1999 (Rowohlt-Verlag, 48,-- DM, 495 Seiten)

Toni Morrisons neuester Roman *Paradies*, vorläufiger Abschluß ihrer Trilogie über die Geschichte der Schwarzen in Amerika, über Sklaverei und die fortwuchernde Gewalt des Rassismus, beginnt mit einem bestialischen, mit einem teuflischen Fanal: sieben farbige Männer vom benachbarten Ort Ruby, eine kleine Ansiedlung jenseits des weißen Gesetzes, eine scheinbar befriedete Gemeinschaft von Nachkommen ehemaliger Sklaven, dringen in ein einsam stehendes Herrenhaus ein, früher die luxuriöse Villa eines Betrügers, dann Non-

nenkloster. Sie exekutieren die dort ansässigen fünf Frauen, farbige und weiße – gesichtslose Frauen, die der Leserin zunächst noch unbekannt bleiben. In Morrisons ganz eigener Bildlichkeit, die nicht selten ins Surreale und Mythische ausgreift, heißt es über die vergebliche Flucht dieser Frauen:

Ein Rennen. [...] Die Köpfe von zweien sind so weit zurückgeworfen, wie es die Hälse nur erlauben. Geballt die Fäuste an pumpenden Armen, die sich nach der Ferne strecken. Eine andere hält ihren Lockenkopf gesenkt, rammt sich durch Luft und Zeit, greift mit einer Hand nach einem Siegesband, das es in ihrer Zukunft nirgends gibt. Ihre Münder sind aufgerissen, schlingen Atemluft in sich hinein und geben keine mehr heraus. Kein Fuß berührt den Boden, alle greifen weit aus über den Klee. Jede eine Eva, tollkühn und schwarz, die von Maria nicht entsündigt ist, gleichen sie Hirschgeißen in panischer Flucht, einer Sonne entgegenspringend, die gerade den Nebel aufgelöst hat. (S. 34)

Der Roman beginnt mit dem Ende, dem Tod der Frauen.

Die sich anschließenden Kapitel, je mit einem weiblichen Vornamen überschrieben wie „Marvis“, „Devine“, „Seneca“ und anderen mehr, lassen ihnen, den Opfern, ihre Geschichten zukommen, das, wovor sie einst geflohen sind, die großen und kleinen Ungeheuerlichkeiten des weiblichen Alltags. Da ist zum Beispiel Marvis, die ihre beiden Jüngsten, Zwillinge, auf dem Hintersitz ihres geliebten Cadillac in der Hitze ersticken läßt – ein Versehen, eine Nachlässigkeit in bedrückenden Alltagsverhältnissen, die zur tödlichen Falle werden. Sie flieht, die boshaften Gesichter ihrer anderen Kinder und ihres Mannes vor dem inneren Auge, in ihrem Wagen – ein erzähltes Stück *road movie* beginnt. Zufälliges Ziel ihrer verstörten Fahrt ist das von weiten Grassavannen umgebene Herrenhaus – bald ein Frauenhaus. Denn auch das reiche Mädchen Pallas von der Ost-Küste findet in dem Refugium Unterschlupf. Sie war nach dem Verrat ihres Liebhabers in einer wahren Odyssee barfuß durch das Land geirrt, in Erinnerung an den kalten Schlamm eines Teichs, in dem sie sich ertränken wollte, stumm geworden.

Auch Seneca, die sich ihre Verlassenheit als Wegenetze in die Haut einritz – Blutstraßen –, findet zum Kloster, ebenso die laszive Gigi und das Findelkind Consolata aus Portugal, die ihre hellsichtigen Augen hinter Sonnenbrillen verbirgt. Die Geschichten all dieser Frauen erzählt Morrison ganz ohne Larmoyanz, oft mosaikartig, sprunghaft, assoziativ, so daß sich der Leser nicht selten kriminalistisch auf die Spur der Geschehnisse zu begeben hat.

Im Kloster finden sie also zusammen. Die Frauen leben in den Tag hinein, verkaufen würzige Pfefferschoten aus dem Klostergarten und prügeln sich zuweilen bis aufs Blut. Es ist kein Paradies, zumindest nicht im Sinne einer harmonischen Utopie. Aber es ist ein Raum ohne Männer, auch wenn die versteinerten

Insignien einer heterosexuellen Geschlechterordnung die Wände des Herrenhauses schmücken – allerorten Friese und Ornamente mit männlichen und weiblichen Genitalien. Dieses Leben ohne Männer wird den Aussteigerinnen zum Verhängnis. Das Böse, so die Meinung der Attentäter, das lauert bei „Frauen, denen ihre eigne Gesellschaft genug war, und das machte dieses Kloster zum Hexenhaus“ (S. 430). Morrison legt nach und nach die Physiognomie eines Sündenbockmechanismus frei, zeigt, wie immanente Konflikte einer Gemeinschaft über die gewalttätige Ausgrenzung des Anderen, des Fremden, des Weiblichen ‘gelöst’ werden, über den Mord.

Und sie zeigt, wie Gewalt sich fortzeugt, wie Unterwerfung, Sklaverei, Segregation und die Antwort darauf – die Gemeinschaft in Ruby hat sich gegen alles Fremde, zumal gegen alle Weißen eingeschworen – neue Rassismen produziert, auch den Rassismus der Schwarzen untereinander, die sich je nach Helligkeit oder Dunkelheit ihrer Haut voneinander abgrenzen. Denn die andere Geschichte, die Morrison in *Paradies* erzählt und die zunehmend in die Lebensläufe der Frauen eingeflochten wird, ist eben die der kleinen Ortschaft Ruby, eine Geschichte von Vertreibung, Exil und göttlicher Verheißung.

Neun Familien machen sich auf, verlassen ihre Heimatstadt Haven, einen Ofen aus Backstein, ihr Wahrzeichen, mühsam mit sich schleppend. Abgewiesen von anderen Farbigen, selbstverständlich auch von Weißen, von Tür zu Tür geschickt, durchwandern sie Oklahoma, bis eine göttliche Gestalt dem Exodus ein Ende setzt, den Platz bezeichnet, an dem Ruby, im übrigen ein Frauennamen, entstehen soll. In diesem Ort mit seinen breiten Straßen und den reinlichen Vorgärten wird die Vergangenheit, der Exodus in mythischen Erzählungen tradiert; es herrscht göttliches Recht und Ordnung. Die dekadenten Verlockungen der Zivilisation werden als pures Teufelszeug verdammt. Doch die Jugend begehrt auf, revoltiert gegen die puritanische Strenge – ein schwelender Generationenkonflikt, der mit dem Attentat im Kloster eskaliert. Die Autorin läßt in ihrer Chronik eines Dorfes deutlich werden, daß Trennung, welcher Couleur auch immer – die nach Hautfarbe oder Geschlecht – Gewalt erzeugt, ohne daß Morrison jedoch Alterität, Differenz aufkündigen würde. Und das in eindringlichen Bildern, die in ihren Farbigkeiten nicht selten an den magischen Realismus eines Lorca oder Donoso erinnern.

Am Schluß des Romans ist der Anfang wieder erreicht, das Attentat; der Kreis (der Gewalt) schließt sich. Doch erscheinen die ermordeten Frauen in einem Kapitel, das mit dem Namen „Rette-Marie“ überschrieben ist, hie und da noch einmal; sie werden für verlassene Mütter und Töchter für kurze Momente lebendig. Allerdings sind sie selbst beim Frühstück im Fast-Food-Restaurant

nicht mehr ganz von dieser Welt, sind Engel oder Erinnerter. Und dann gibt es das Paradies auf den letzten Seiten des Romans vielleicht doch noch, im visionären Gesang der blinden Seherin Consolata, die ihre Tochter im Schoß hält – eine Pietà vor blauem Meer.

Birte Giesler

Weibliche Erfahrung in der bürgerlich patriarchalen Ordnung als Voraussetzung weiblicher Subjektkonstitution

Karin Tebben: Literarische Intimität. Subjektkonstitution und Erzählstruktur in autobiographischen Texten von Frauen, Tübingen 1997 (A. Francke, 86,- DM, 293 Seiten)

Karin Tebben analysiert in ihrer Dissertation Lebensbeschreibungen und Romane von vier Autorinnen: Fanny Lewald, Hedwig Dohm, Gabriele Reuter und Franziska zu Reventlow. Eigentlicher Untersuchungsgegenstand sind die „Strukturen lebensgeschichtlichen Erzählens“ (S. 14), wobei Lewalds *Jenny*, Hedwig Dohms *Sibilla Dalmar, Schicksale einer Seele* und Christa Ruland, Gabriele Reuters *Aus guter Familie. Leidensgeschichte eines Mädchens* und *Tränenhaus* sowie Franziska zu Reventlows *Ellen Ollestjerne* jeweils einer Einzelanalyse unterzogen werden.

Die Untersuchung befragt die fiktionalen Texte „nach dem autobiographischen Kern [...], seiner Literarisierung und der damit verbundenen Schreibintention der jeweiligen Schriftstellerin“ (S. 15). Dabei sei allen Romanen gemeinsam, daß die Grundproblematik von Ich und Welt zu einer dezidiert weiblichen Problematik wird: Die Konfrontation von Individuum und Gesellschaft habe hier den systematischen Ausschluß weiblicher Individualität und die Abhängigkeit des Menschen von seinem biologischen und sozialen Geschlecht zum Thema.

Weil die behandelten Lebensbeschreibungen sämtlich „eine innere Kontinuität von der konsequenten Ausrichtung des erinnerten Ich auf eine ganz besondere Bestimmung zur Schriftstellerin“ (S. 46) erhielten, gehen die Romananalysen davon aus, daß in ihnen das Autobiographische im Schreiben selbst liegt. Die im Titel angesprochene Subjektkonstitution ergibt sich wie die Einzelanalysen nachweisen also im Schreibprozeß. Dabei seien es die Tatsache, als weiblicher Mensch geboren zu sein, und die Erkenntnis, als Frau in der

Gesellschaft keine Stimme zu haben, die den Wunsch, zu schreiben und an das Interesse der Leserinnen zu appellieren, auslösten. Der Titel „Literarische Intimität“ meint deshalb auch nicht die literarische Beschreibung authentischer intimer Begebenheiten, sondern „den stillen Dialog von Autorin und Leserin“ (S. 20) über spezifisch weibliche Erfahrung in der patriarchalen Ordnung. Der Begriff des ‘Autobiographischen’ ist hier also nicht als „Offenbarung des Autobiographischen im Dienste der Authentizität zu werten“ (S. 49f), sondern dahingehend, daß das im Text erscheinende Ich in der Gegenwart des Schreibaktes existiert und „zum Schauplatz der Selbstvergewisserung“ (S. 47) wird.

Die Arbeit diskutiert unterschiedliche Beiträge aus der Forschung zur Autobiographie- und Erzähltheorie und trennt auf dieser Grundlage in den Romanen konsequent zwischen unterschiedlichen „autobiographischen Instanzen“, „in deren Summe sich die historische Schriftstellerinnenpersönlichkeit zu erkennen gibt“ (S. 237). Diese dürfen jedoch keineswegs direkt mit der Person der Autorin identifiziert werden: „Nicht die Romanfigur, sondern ihre dezidiert ‘weibliche’ Problematik ist autobiographischer Natur“ (S. 242).

Tebben beschreibt ihren methodischen Zugriff auf die untersuchten Texte ausführlich und begründet ihr Vorgehen auch auf theoretischer Ebene gut nachvollziehbar. Der Beitrag liefert von daher zahlreiche Anregungen zur Theorie autobiographischen Schreibens und zur Reflexion des Verhältnisses zwischen Autor/in und literarischem Text. Gleichzeitig steckt der beständige Rückbezug auf das Subjekt der Autorin einer Betrachtung von fiktionalen Texten aber enge Grenzen. Wo die spezifisch weibliche Subjektconstitution der Autorin den Ausgangspunkt und Rückbezug bildet, bezieht sich auch die Analyse der Erzählstruktur auf das Verhältnis von literarischer Aussage und „autobiographischem“ Gehalt, das heißt: Kristallisation weiblicher Lebensrealität und weiblichen Daseins unter patriarchalischen Bedingungen.

Daß Tebben – wie ich meine – zu Unrecht die mindere ästhetische Qualität der untersuchten literarischen Texte immer wieder betont, erscheint als eine direkte Folge ihrer eigenen Voraussetzungen. Auf den Inhalt und die Erfahrung dezidiert weiblicher Lebensrealität fixiert, kommen die untersuchten Romane als ästhetische Kunstformen, also als Literatur im eigentlichen Sinne, überhaupt nicht erst ins Blickfeld. So ist eine Untersuchung von Erzählstrukturen zwar angekündigt, die erzählerische Konstruktion, die innere Verfaßtheit und intertextuelle Bedeutungskonstitutionen der einzelnen Werke verfolgt die Untersuchung jedoch nicht. Der Interpretationsansatz, der beim Autorinnen-subjekt und dessen spezifisch weiblicher Erfahrung ansetzt, birgt so eine Gefahr, die für eine feministisch interessierte Literaturforschung letztlich äußerst kontraproduktiv wirken kann: Bleiben die ästhetischen Dimensionen von von Frauen verfaßten literarischen Werken außer acht, werden auch neue Untersuchungen nur das alte Credo von der ästhetischen Minderwertigkeit

künstlerischer Produkte von Frauen wiederholen. So fällt Tebben in bezug auf Hedwig Dohms *Schicksale einer Seele* das Urteil „zusammenhanglos und erzähltechnisch gequält“ (S. 111), wobei die erzähltechnische intertextuell hochkomplexe Konstruktion des Romans nicht berücksichtigt wird. Daß auch das Romanwerk von Hedwig Dohm, deren feministische Essayistik wegen ihrer Progressivität anerkannt und gefeiert ist, aus literaturwissenschaftlicher Perspektive erneut dem Verdikt der künstlerischen Minderwertigkeit unterworfen wird, kann traurig stimmen. Tebbens Arbeit erscheint, nachdem in der Dohm-Forschung ein Paradigmenwechsel gefordert und eingeläutet wurde: Gaby Pailer zeigt in ihrer 1994 erschienenen Dissertation zum erzählerischen Werk Dohms das hochgradig intertextuelle Schreibverfahren der radikalen Feministin und legt die frappierende Modernität und den ästhetischen Gehalt ihres Romanwerkes offen.

Angelika Saupe

Lebensfragen

Evelyn Fox Keller: Das Leben neu denken. Metaphern der Biologie im 20. Jahrhundert, München 1998, (Verlag Antje Kunstmann, 32,- DM, 159 Seiten)

Wie entstehen die jeweils gültigen Definitionen von 'Leben'? Welche Wechselwirkungen bestehen zwischen innerwissenschaftlicher Entwicklung und außerwissenschaftlichen kulturellen Normen, technischem Fortschritt und dem unterschiedlichen Sprachgebrauch in den Fachdisziplinen und der Alltagswelt? In welcher Weise tragen die in naturwissenschaftlichen Diskursen verwendeten Metaphern zur Entwicklung erfolgreicher Forschungsprogramme bei? Diese Fragen bilden den Rahmen für Evelyn Fox Kellers Auseinandersetzung mit der Wirkungsweise von Metaphern bei der Produktion 'wissenschaftlicher Tatsachen', die sie anhand der Veränderungen des Lebensbegriffs in den biologischen Wissenschaften des 20. Jahrhunderts untersucht.

Die feministische Wissenschaftshistorikerin Fox Keller stellt die These auf, daß in den Naturwissenschaften verwendete Metaphern nicht lediglich einen beschreibenden oder umschreibenden Charakter haben, vielmehr könne ihnen eine direkte, Wissen produzierende Effizienz zugeschrieben werden. Hierin beruft sie sich auf J. L. Austins Sprechakttheorie, dessen Ansatz sie im Vorwort kurz skizziert. Nach Fox Keller besitzen manche Metaphern einen höheren Erkenntniswert als andere und damit einen größeren wissenschaftli-

chen Erfolg. In bestimmten Kontexten verdichtet sich ihre Wirksamkeit, weshalb ihre Verwendung nie beliebig ist.

Das Leben neu denken enthält drei aufeinander aufbauende Essays, welche Fox Keller zunächst 1993 als Vorträge am Critical Theory Institute – „der Hochburg des ‘anderen Denkens’ über Naturwissenschaft“ – wie sie einleitend schreibt –, entworfen hat. Ihr Anspruch, Grenzbereiche zu erkunden und zu überschreiten, richtet sich explizit an die etablierten Naturwissenschaften. Ihnen will sie eine umfassendere Einsicht vermitteln in die „Prozesse wissenschaftlichen Austauschs über jene Grenze zwischen Sprechen und Handeln hinweg, die Wissenschaftlern normalerweise als unerschütterlich und abgesichert gilt“ (S. 8).

Im ersten Kapitel untersucht Fox Keller die Leitmetapher des Gen-Diskurses: die ‘Genaktivität’. Dieser Begriff bestimme die Gene als Akteure, welche nicht nur den Organismus beleben, sondern auch seine Entstehung in Gang setzen können. Das Gen wird zugleich als ‘grundlegender Baustein’ wie das Atom in der Physik und als ‘belebende Kraft’ wie die platonische Seele (S. 28) gesehen. Diese Doppelgesichtigkeit des Gens habe einerseits seine ungeheure Erfolgsgeschichte im Kontext der aufstrebenden Molekularbiologie bewirkt, andererseits jedoch zu entscheidenden Ausgrenzungen der Embryologie als ehemals führender Disziplin bei der Erklärung der Lebensprozesse geführt.

Fox Keller rekonstruiert diese Wissenschaftsgeschichte auf eine fulminante Art, die den Widerstreit der unterschiedlichen Parteien auch als einen Konflikt zwischen ‘männlich’ und ‘weiblich’ konnotierten Sprachbildern lebendig werden läßt. Ihr oft etwas ketzerischer Stil läßt jedoch an einigen brisanten Textstellen die Genauigkeit der Darstellung vermissen, z. B. wenn die spannenden und kontroversen Überschneidungen bestimmter Paradigmen der Einzelwissenschaften eher beiläufig als explizit behandelt werden. Abschließend richtet Fox Keller den Blick auf die Motivationen und Denkstile von Forschergruppen. Damit werden auch die Möglichkeiten eines feministischen Eingreifens in die Produktion wissenschaftlichen Wissens implizit auf politische Interventionen fokussiert, während deren wissenschaftstheoretische Funktion im Dunkeln bleibt.

Gegenstand des zweiten Kapitels ist der Zwiespalt zwischen dem modernen Begriff von Leben und dem Theorem des Zweiten Hauptsatzes der Thermodynamik. Nach Fox Keller findet sich dieser Zwiespalt im Bild des Gens als eines Homunculus, d.h. als Bild vom „kleinen Menschen im Menschen“. Dieses Bild führt sie ideengeschichtlich auf die Erklärung des Physikers Maxwell zurück: Nur ein „aufmerksames und geschicktes Wesen“ (S. 76) sei in der Lage, der Macht der Entropie, die das Leben bedroht, entgegenzuwirken. Der sogenannte Maxwellsche Dämon wird vornehmlich in technikinduzierten Metaphern wie

„Weichensteller“, „Steuermann“, „Strategie“ beschrieben. Damit liegt seine männliche Konnotation offen. Später findet Fox Keller ihn in den nur scheinbar entmystifizierten Erklärungen der Biologie wieder: so z. B. im Begriff des Codes, mit dem die Molekularstruktur der Gene als ausführendes ‘Organ’ des Lebens bestimmt wird. Der Maxwellsche Dämon ist nun als Gencode der „Geist in der molekularen Maschine des Lebens“ (S. 78). Fox Kellers Darstellung dieser Kontinuitätsgeschichte verwissenschaftlichter Mythen ist parallel dazu durchzogen von dem spannenden Streit zwischen sogenannten mechanizistischen und vitalistischen Erklärungsmodellen, die sich immer wieder kreuz und quer in den Einzeldisziplinen überlagern. Mit den entdeckten historischen Bezügen, die gespickt sind mit einer großen Menge an Originalzitaten, gelingt es ihr, ein weitergehendes Interesse an der feministischen wissenschaftshistorischen Forschung zu wecken.

Zum dritten Kapitel leitet Fox Keller mit der Bemerkung über, daß Denken und Leben als Reflexionspunkte menschlicher Subjektivität in den neueren Entwicklungen von der Informatik verdrängt wurden. Der Computer stehe heute im Mittelpunkt der Konstruktion eines neuen Körper- und Geistverständnisses. Die Begriffe ‘Botschaft’, ‘Information’, ‘Organisation’ und ‘Organismus’ erfahren eine explizite Bedeutungsverschiebung von ihrem gemeinsamen Fokus auf ‘Kommunikation’ hin zu einer komplexen Vorstellung von ‘Systemsteuerung’, die dem Ideal eines perfekten Managementstils entspricht. Somit bekommt die Kybernetik (S. 111) paradigmatischen Stellenwert. Die daran anknüpfende Darstellung der biologischen Erkenntnisfortschritte rankt sich um die Frage, wie sich der in der Kybernetik vorherrschende Trend zur Analyse komplexer Zusammenhänge am älteren Vorgehen der Biologie, nämlich der Suche nach jeweils möglichst einfachen Strukturen, abarbeitet. Als analytische Werte bedingen Einfachheit und Komplexität zwei verschiedene Welten und damit Denkschulen verschiedener Fachdisziplinen, so ihr Resultat.

Fox Kellers Auseinandersetzung mit dem Lebensbegriff kreist abschließend um die verschiedenen Vorstellungen von ‘Maschinen’ und ‘Organismen’, die sich seit den 60er Jahren entwickelten. Heute beginnen sich die Grenzen zwischen Informationsverarbeitung und Molekularbiologie endgültig aufzulösen, indem ‘Information’ zur Basismetapher für Leben, Geist und Körper in neuen Mischdisziplinen wird. Leider wird Fox Kellers Darstellung an dieser Stelle undeutlich, denn es werden lediglich schlaglichtartig allerlei Aspekte dieses Prozesses beleuchtet. Das animiert zwar zu freien Assoziationen, bietet den LeserInnen aber keine bestimmte Perspektive hinsichtlich der Reflexion feministischer Erkenntnisinteressen.

Insgesamt bewegt sich die Verfasserin mit ihrer – bisher wenig erprobten – metaphortheoretischen Auseinandersetzung auf eine geschickte Art zwischen

den wissenschaftstheoretischen Positionen der sogenannten Widerspiegelungstheorie, welche naturwissenschaftliche Erkenntnisse als reine Abbildung gesellschaftlicher Prozesse darstellt, und den dieser gegenüberstehenden Theorie eines rein immanenten Wissenschaftsfortschritts, welche außerwissenschaftliche Einflüsse strikt dementiert. Fox Kellers eigener Nachweis des Zusammenspiels gesellschaftlicher Faktoren und interner Strukturen – einschließlich der besonderen Bedeutung von Metaphern als notwendigem Produktivitätskern – ist jedoch eher beschreibend und wird nicht explizit wissenschaftstheoretisch verortet. Er bietet somit alle Möglichkeiten für weiteren – produktiven – Streit. Das sich durch umfangreiche Sachkenntnis und beeindruckenden interdisziplinären Forscherinnengeist auszeichnende Buch läßt wünschen, daß weitere solch spannende Wissenschaftsgeschichten erzählt werden. Denn die Frage des Lebens wird sich uns – gerade vor dem Hintergrund des von Fox Keller diagnostizierten Verlustes unserer vertrauten ‘biologischen’ Körper – immer wieder neu stellen. Anzumerken bleibt noch, daß dem Kunstmann Verlag eine sehr ansprechende Gestaltung dieses kleinen Essay-Bandes gelungen ist.